

Das

Vaterlandsbuch.

Illustrirte
geographische Bilder aus der Heimath
In Schilderungen
aus
Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben.

Herausgegeben unter Mitwirkung
von

Director Dr. C. Vogel in Leipzig, | Schulrath Jos. Wenzig in Prag,

und

Friedrich Körner,
Oberlehrer in Halle.

II. Band.

Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, Karten 2c.





Leipzig,
Verlag von Otto Spamer.



Das

Vaterlandsbuch.

Illustrirte

Haus- und Familien-Bibliothek

zur

Erweiterung der Heimathskunde

sowie

zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

und

Friedrich Körner,

Oberlehrer an der Realschule in Halle.

Zweiter Band.

Geographische Bilder aus dem Kaiserthum Oesterreich.

II.

[illegible]

[illegible]

Leipzig,

Verlag von Otto Spamer.

1856.

Das
Vaterlandsbuch.

Illustrirte
Haus- und Schul-Bibliothek
zur
Erweiterung der Heimathskunde
sowie
zur Erweckung vaterländischen Sinnes.

Herausgegeben unter Mitwirkung
von
Director Dr. C. Vogel in Leipzig, | Schulrath Jos. Wenzig in Prag,
und
Friedrich Körner,
Oberlehrer an der Realschule in Halle.

Zweiter Band.
Geographische Bilder aus dem Kaiserreich Oesterreich.
II.

Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, Titel- und Tonbildern, einer Karte des österreichischen Kaiserstaates u. s. w.

Leipzig,
Verlag von Otto Spamer.
1856.



Die Cascade von Nesso.

Geograph. Bilder aus Oesterreich. II. Band. Titelbild.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Illustrirte
geographische Bilder aus Oesterreich.

In Schilderungen

aus Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben.

Zweiter Band.

Bilder aus Tyrol, Kärnthen, Krain, dem Küstenlande und Triest,

sowie

der Lombardie und Venedig.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Schulrath **Jos. Wenzig** in Prag

durch

Friedrich Körner.

Mit 90 in den Text gedruckten Abbildungen, einem Titelbilde, und zwei Tondruckbildern.

Leipzig,

Verlag von Otto Spamer.

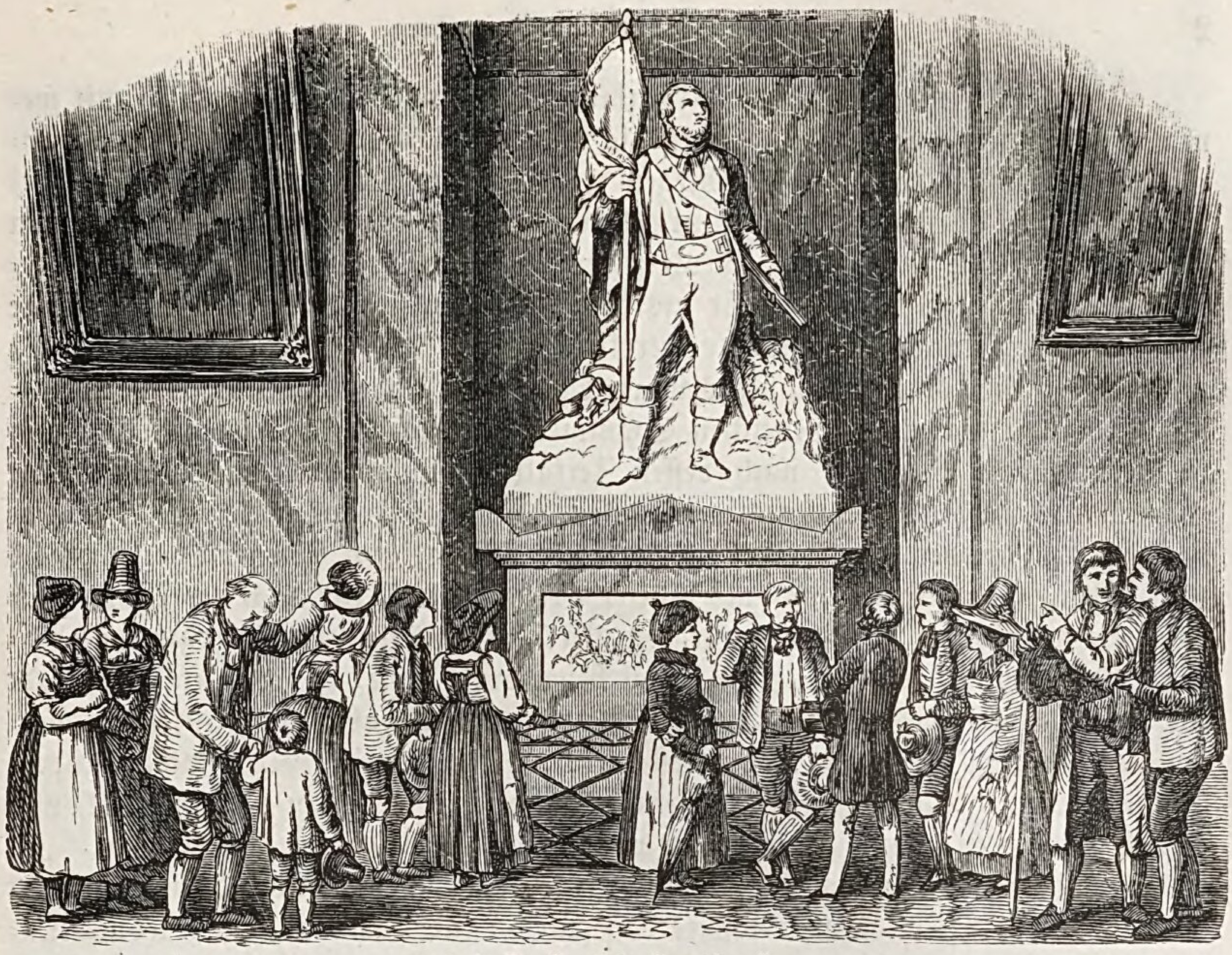
1856.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Inhalt.

Bilder aus Tyrol und Vorarlberg.

Bilder aus Illyrien.



Hofer's Denkmal in Innsbruck.

V.

Bilder aus Tyrol und Vorarlberg.

1. Land und Leute.

Landleute aus dem Oberinn-, Oetz-, Sarn-, Passeyer- und Zillerthal, aus dem Pon- und Pinzgau.

Von allen stattlichen Provinzen Oesterreichs ist keine so oft im Munde des Volkes draußen „im Reiche" genannt, als das Land Tyrol. Der Sohn der Berge, wenn er niedersteigt in die Ebene, und die Erzeugnisse seiner Geschicklichkeit, dort Handschuhe, Hosenträger und Strumpfbänder, hier Schnitzwerk, abgerichtete Vögel u. s. w. zum Verkauf anbietet, ist gern gesehen, wo er auch hinkommt in Nord und Süd, Ost und West, und was der biedere Toni oder Seperl nicht thut, Tyrol überall beliebt zu machen, das thut schon das herrliche Land selbst, wo der zuthuliche Handelsmann geboren ist.

Schaaren von Reisenden ziehen alljährlich hin nach dem prächtigen Gebirgslande, und wenn seine unvergleichlichen Schönheiten in gleichem Maße bekannt wären, wie die Naturwunder der Schweiz, so würden der fremden Gäste noch viel mehr seine Thäler und seine Berge aufsuchen.

Tyrol ist Oesterreichs Hauptalpenland, eine ungeheure Felsenburg mit wenigen Zugängen, deren Südseite in die sonnigen Thäler Italiens schaut, während die Nordseite der an kalten Regen reichen Ebene Oberbayerns zugekehrt ist, im Osten und Westen aber Salzburg-Kärnthen und die Schweiz wie Bastionen der Alpenfeste sich anschließen. Trotz dieser Lage hat Tyrol eine wechselreiche Geschichte erlebt, und deshalb ruht bis heute auf dem wunderreichen Alpenlande ein poetischer Glanz geschichtlicher Herrlichkeit.

Unter dem Kaiser Augustus ward das celtische oder rhätische Tyrol römische Provinz, später von deutschen Stämmen durchzogen, bis es die Ostgothen zu ihrem Reiche schlugen, nach dessen Zerfall die Lombarden das südliche, die Bayern das nördliche Land sich aneigneten. Erst die Franken vereinigten beide Landschaften wieder und vertheilten sie unter Grafen, von denen die von Andechs die mächtigsten wurden, weshalb Kaiser Friedrich I. 1180 nach der Achtserklärung Heinrich's des Löwen dem Grafen Bertholt II. Tyrol als Herzogthum übergab. Da Bertholt seinen Sitz zu Tyrol bei Meran hatte, so erhob er diese Stadt zur Hauptstadt seines Reiches, welches Margaretha Maultasch 1359 ihrem Vetter, dem Herzog Rudolf IV. von Oesterreich, testamentarisch vermachte, nachdem Tyrol mit dem Aussterben der meranischen Herzöge 1248 an Meinhard II. von Tyrol gekommen war. Hierzu kam von 1451—1804 noch Vorarlberg. Im Jahre 1803 schlug man auch die bis dahin reichsunmittelbaren Bisthümer Trient und Brixen zu Tyrol. Zwar wurde das ganze Land 1805 auf Napoleon's Dazuthun an Bayern abgetreten, kam aber 1814 an Oesterreich zurück, nachdem Hofer und Speckbacher durch heldenhafte Thaten an der Spitze des Volkes 1809 für das angestammte Kaiserhaus gekämpft hatten.

Das Land umfaßt 522 □Meilen mit gegen 900,000 Einw., von denen fast zwei Drittheile Deutsche sind. Da fünf Sechstel des Landes Gebirge durchziehen, so bedecken 1½ Mill. Joch Wald, fast ebenso viel Wiese und Weide den 5 Mill. Joch großen Flächenraum, und selbst die Thäler sind oft steinig und nur mittelmäßig fruchtbar; dennoch giebt es 22 Städte, 28 Marktflecken und 1400 Dörfer. Die Hauptgebirgsreihen und Thäler scheiden das Land in drei Theile. Die Mitte durchziehen die rhätischen oder östlichen Centralalpen mit ihren weiten Schnee- und Gletscherfeldern (Fernern), Lawinen, Wasserfällen, Abgründen und hochgipfeligen Felsenhörnern. Diese Centralalpen bestehen aus krystallinischen Schiefern, aus Glimmer, Gneis, hier und da von Granit durchsetzt, während die nördlichen Alpenzüge Kalkgebirge sind.

Von Graubündten bis Salzburg und zum Großglockner der Tauern scheiden sie die Flüsse, so daß die einen zur Donau, die anderen zum adriatischen Meere abfließen. Bis über 11,000 F. steigen die hochbeschneiten und zackigen Gipfel der Centralalpen empor, hier und da von einem Gebirgssattel theilweise unterbrochen. Da schimmern im Osten der Gebatschferner, die Weißkugel, die Oetzthalerferner, die Similaunspitze, weiter gegen Osten der Dreiherrnspitz, der Löffelspitz, Venediger und andere Bergriesen. Nördlich von diesen Ferneralpen ziehen sich am linken Innufer die Vorarlberger und algäuer Alpen bis Salzburg,

von denen das Joch 5400 F., Arlberg, die rothe Wand an der Lechquelle, der rothe Pleißkopf und Solstein bei Innsbruck über 9000 F., der Hochvogel am Rande der bayrischen Hochebene 6900 F. messen. Die südliche Kalkalpenkette theilt sich durch die Etsch in die westlichen Ortlesalpen mit der 12,000 F. hohen Ortlesspitze und dem Stilfser Joch und in die östlichen Trientiner Alpen, eine Anhäufung zerrissener Bergstöcke mit 10,000 F. hohen Kuppen, von denen die Vedretta marmolata im Fleimserthale der höchste ist, wogegen im Fassathal, dem obern Theile des Fleimthales, die Dolomitfelsen ihre zerklüfteten Wände 5000 F. senkrecht aufrichten.

Tyrol ist zwar arm an Seen, aber desto reicher an Wasserfällen, deren es 150 größere zählt, und an prachtvollen Thälern. Rechnen wir auch das Isar-, Lech- und Illerthal, sowie die zahlreichen nach Süden sich öffnenden ab, so verdienen doch das Inn-, Etsch-, Oetz-, Passeyer-, Ziller- und Brentathal einer besondern Erwähnung im Nachfolgenden, da sie den Charakter der Landschaften bestimmen.

Das Alpenland Tyrol hat zwar 120 Mineralquellen, schöne Steinkrystalle im Ziller- und Fassathale und nutzbare Mineralien, gewinnt 800 Mark Silber bei Schwatz, 32 Mark Gold im Heinzenberge, Kupfer, Blei, Eisen, Salz bei Hall, Steinkohlen bei Kufstein; aber seine Hauptproducte sind dennoch Wein im Etschthale bei Roveredo, Trient, Botzen und Meran, Obst im Inn- und Etschthale, Südfrüchte und Seide an den Südabhängen der Alpen, Vieh und Käse im Norden, Bienen in Vorarlberg, Fische in den Flüssen und Wildpret in den Bergwaldungen. In Vorarlberg werden sogar Schnecken zum Verkauf in besonderen Schneckengärten gemästet.

Der Tyroler selbst ist wegen seiner Treuherzigkeit, Offenheit, Frömmigkeit und treuen Anhänglichkeit an Kaiser und Vaterland überall in Ehren bekannt, und zeigt in Allem, was er anfängt, Tüchtigkeit und Geschick, so daß die Tyroler gute Kaufleute und im Allgemeinen wohlhabend sind, was gewiß viel zu der Heiterkeit ihres Wesens beiträgt.

Der Tyroler ist breitschulterig, gesund, hoch gewachsen, zur Arbeit geschickt und zu heiterem Lebensgenuß aufgelegt. Im Süden pflegt er der Seidenzucht und der Seidenweberei, des Mais- oder Reis-, sowie des Weinbaues, im Norden der Alpenwirthschaft und im Unterinnthale des Getreidebaues; die Leidenschaft des Schießens und des Jagens auf den wilden Bergen theilen Alle. Während in Vorarlberg Baumwollen-, im Pusterthale Teppichweberei getrieben wird, durchwandern Andere mit Handschuhen und Messern, Hosenträgern, Strumpfbändern und Gummiwaaren die halbe Welt, und wieder Andere schnitzen zierliche Holzwaaren, die sie weit und breit verkaufen. Noch Andere durchziehen als Bilderhändler die Welt, oder verfertigen Eisen- und Steinwaaren, oder treiben Spitzenklöppeln und Leinweberei. Die schönsten Tyroler sind die Zillerthaler, die stärksten die Passeier und Stubbeier; kleiner und magerer sind die schwarzköpfigen Welschtyroler. Alle lieben Musik, Dichtkunst, Tabak- und Pechkauen, essen gern Mehlspeisen, sind freiheitstolz und lustig. Das jodelt von allen Bergen und pfeift hinter

jedem Pflug, aus jedem Fenster, denn der musikliebende Tyroler pfeift sich jede Arbeit leicht.

Der betriebsame Tyroler hat ein Waldthal zur Heimath eines Vogels gemacht, welcher von den canarischen Inseln stammt und vor zwei Jahrhunderten noch so selten war, daß nur reiche Leute ihn kaufen konnten. Als 1650 ein spanisches Schiff mit Canarienvögeln bei Livorno strandete, entflohen die gelben Vöglein, und siedelten sich besonders in Elba an, wo sie wild leben, von den Italiener gefangen und verkauft werden. Bald wurde ihre Zucht in anderen Ländern versucht, besonders aber in Tyrol zu Imbst, wo der thierfreundliche Tyroler sie zähmte und durch die ganze Welt bis London, Amsterdam, Moskau, Petersburg, ja bis ins Harem des Sultans zu Konstantinopel hausiren trug. Damals war es Sitte, daß jede Frau in ihrem Besuchszimmer einen Canarienvogel hatte, mit dem sie sich die Sonntagnachmittage vertrieb, indem er sich ihr auf den Zeigefinger setzen mußte. Mit dem Vogel auf der Hand nahm man Besuche an, nach des Vogels Befinden erkundigten sich artige Herren, mit dem Vogel ließ sich die vornehme Dame abmalen. Dabei gedachte sie kaum der großen Geduld, deren der Sohn des Gebirges bedurfte, dessen Vogelhaus von solchen gelben Sängern wimmelt. Er muß Büsche und Bäume hineinschaffen ins Häuschen und Watte hinlegen, damit die Männchen sie ihren Weibchen bringen können, welche daraus ihre Nesterchen bauen und in 6 Tagen 6 grünliche Eierchen hineinlegen. Aus diesen kriechen in 13 Tagen die Jungen heraus, welche mit hartgekochtem Eiweiß und Semmel genährt werden, die man den Alten zu diesem Zwecke hinlegt. Nach 14 Tagen bauen die Alten ein neues Nest, obschon sie ihre Jungen 4 Wochen füttern müssen. Sind diese ausgewachsen, so werden sie in eine besondere Stube genommen, wo ihnen der Tyroler Liedchen vorpfeift oder auf der Flöte vorspielt oder vom Dompfaffen, von der Amsel oder Nachtigall vorsingen läßt und dies so oft wiederholt, bis die Vögelchen die Melodie nachsingen. Dabei müssen gute Sänger als Vorsänger helfen, schlechte aber werden entfernt. Nebenbei lernt der Vogel auch Kunststückchen aller Art, sich todt stellen, Karte spielen, eine Pistole abschießen u. s. w., was ihm der Tyroler geschickt beizubringen weiß. Aufmerksam hört das Thierchen dem Meister zu, dreht das kluge Köpfchen bald rechts, bald links, versucht das Gehörte nachzuahmen, und siehe da, in kurzer Zeit macht es Alles nach.

Der Tyroler ist ein geborener Dichter. Sollten ihn denn die lieblichen und erhabenen Alpenlandschaften nicht poetisch stimmen? An Sagen und Märchen ist das schöne Land ebenso reich, wie an romantischen Landschaften, und oft führen ganze Dorfschaften geistliche Schauspiele auf, deren Stoff sie der biblischen Geschichte entnehmen, denn der Tyroler ist ein sehr frommer, eifriger Katholik. Dabei weiß er sich auf sinnige Weise ländliche Vergnügungen zu verschaffen, die ihm zugleich Gelegenheit geben, seine Körperkraft zu zeigen. Kegel schiebt er nur mit schweren, gewaltigen Kugeln, daneben ist er Meister im Scheibenschießen, Kugelwerfen, im Hosenrecken und Hackeln, wobei Einer den Andern am Mittelfinger faßt und an sich zu ziehen sucht. Als Helden treten unter

ihnen die Robler (Raufer) auf, besonders im Unterinnthale und Zillerthale. Mit einem gellenden Schrei, den er ins Gebirge sendet, fordert der Robler seine unbekannten Gegner auf, welche den Schrei erwiedern und den Herausforderer



Markt in Tyrol.

aufsuchen. Bald stehen die kräftigen Männer einander gegenüber, den Stoßring von Eisen und Silber mit dem großen Knopf um die Faust geschlungen; Zu-

schauer haben sich eingefunden, um als Kampfrichter dazwischen zu treten. Jetzt beginnt der Kampf. Schlag folgt auf Schlag, daß es dröhnt und man meint, Arme und Brust müßten zerschlagen sein; aber die gewandten Fechter wissen den Schlag zu schwächen, aufzufangen und erst nach langer Anstrengung und vielem Blute erklärt sich der Eine für besiegt, worauf ihm der Sieger die Feder vom Hute nimmt. Wer aber drei solcher Federn am Hute trägt, erklärt damit, daß er es mit jedem Gegner aufnimmt.

Das Bild, welches wir umstehend erblicken, zeigt uns ein anderes Stück tyroler Volkslebens. Es ist eine Marktscene.

Für den oft einsam und abgelegen wohnenden Tyroler ist ein Markt von noch größerer Wichtigkeit, als für den Bewohner der Ebene, denn hier kauft er für lange Monate seine Vorräthe ein, hier trifft er Bekannte und Verwandte, hier erfährt er von deren Schicksalen, hier tritt er mit der größern Welt in Verkehr. Für den Markt spart er daher Monate vorher, nach dem Markte wandert er viele Meilen weit mit Weib und Kind, für welche sich hier eine neue Welt aufthut. Auf dem Markte findet er die Baumwollenwaaren Englands und seines Landes, französische Luxusartikel, solide Fabrikate aus Brünn, Wien und wie sie alle heißen, die Handelsstädte aus Nah und Fern. Hier handelt die Tyrolerin um ein buntfarbiges seidenes Tuch, dort sucht ein Landwirth unter quiekenden Schweinchen nach dem muntersten, welches er trotz seines Zappelns und Schreiens im Arme davonträgt, während die Topfhändlerin ihre zerbrechliche Waare gegen Menschen und Thiere schützen muß. Auf der andern Seite bietet ein Krämer seine bunten Bänder feil, deren Proben er in langen Streifen als Firma vom Gipfel seiner Bude herabwehen läßt, wogegen in jenem Zelte eine Musikbande zum Ländler aufspielt, und ein Garkoch seine Delicatessen auf offener Straße bereitet, so daß der Duft Appetit erregend sich weit hin verbreitet. Von den Fenstern herab hängen Firmen aller Art, auf den Straßen schwirrt es von den lauten Anpreisungen der Käufer, und hier und da stehen oder wandern Gruppen, die sich zufällig fanden und plaudern, bis sie den Entschluß fassen, ihre Unterhaltung lieber hinter dem Schenktische eines Weinschenkens fortzusetzen. Ein Markt ist ja für den Tyroler ein Volksfest, von dem er noch lange zu erzählen weiß.

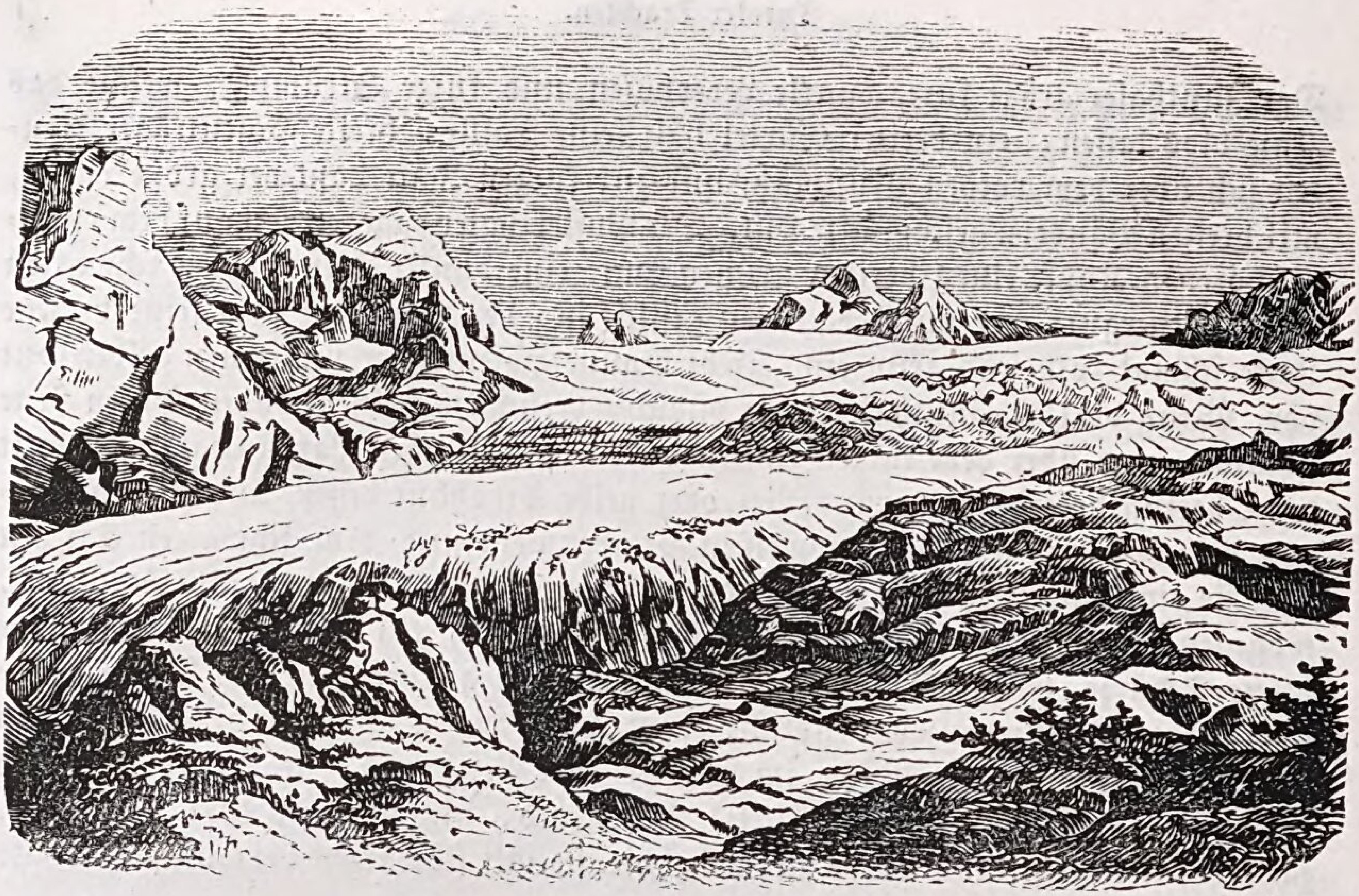
Betrachten wir denselben Tyroler auf dem Tanzsaale, wie er jauchzend, stampfend und klatschend mit künstlerischer Fertigkeit sich um seine Tänzerin dreht und kreiselt, oder wie er mit dem Brummeisen ein Ständchen bringt, oder einen Gaßlreim, ein Trutzliedl dichtet, oder beim Schnitzen der Leuchtspäne oder Ruthenschuhe Märchen erzählt. Der Gebirgssohn hält viel auf sein Haus und die alte, ehrwürdige Sitte. Das zeigt er, wenn er sein Haus verschönert und geschmackvoll mit Farben bestreicht, den Giebel mit zierlichem Schnitzwerk verziert, einen frommen Spruch über die Hausthür einschneidet, und das erste Stockwerk mit einer Galerie umgiebt, auf welche er seine Blumenstöcke setzt. Ueberall drängt sich das poetische Talent des Naturmenschen hervor, sein gewecktes Wesen, sein Witz und seine Sinnigkeit. Daher ist seine Tracht, obschon sie in den einzelnen Thälern, wie der Dialekt seiner Sprache, verschieden ist, stets malerisch.

Der Innthaler trägt kurze dunkle Lederhosen und kurze Strümpfe, welche das Knie blos lassen; ein breiter Gürtel hält seine Taille, breite Hosenträger kreuzen sich über dem rothen Brustplatz, und zur kurzen Jacke paßt der große runde, mit breiten Bändern geschmückte Hut. Der Pusterthaler dagegen hat auf dem rundgeschorenen Kopfe einen breiten grünen Hut, eine dunkle Weste, einen schwarzen breiten Ledergurt, der mit Federkielen gestickt ist; der Passeierer faßt seine braune Jacke schmal roth und grün ein, zieht braune Hosenträger und einen gelben Hut vor. Wenn die Unterinnthalerin ihr hübsches Gesicht mit einem hohen spitzen Hute schmückt, und über dem kurzen Faltenrock einen stattlichen Latz anlegt, so gefällt der Oberinnthalerin der grüne Filz- oder gelbe Strohhut besser, und zu dem grünen Leibchen mit den blendendweißen Hemdärmeln und dem schwarzen Stutzen fügt sie ein schwarzes, zierlich geknüpftes Halstuch und blaue oder rothe Strümpfe, wogegen die Pusterthalerin einen grünen Faltenrock, ein blaues Leibchen, eine blaue Schürze, weiße Strümpfe und einen großen grünen Hut mit langen Bändern trägt. Die Bregenzerin endlich, deren Tracht zu den schönsten gehört, liebt im Sommer eine hellblaue Mütze, im Winter eine Pelzhaube; sie breitet über das bunte Leibchen ein weißes gesticktes Busentuch, und fügt zu dem schwarzen, faltigen, leinenen Rock rothe Aermel, die sie mit schwarzen vertauscht, sobald sie Hausfrau wird.

Kaum giebt es etwas Malerischeres als diese Tyrolertrachten, deren Hintergrund die Hochalpen mit Wäldern, Wasserfällen, Sennhütten, Schneefeldern, gletscherbedeckten Felsenhäuptern, oder wiesengrüne Thalmulden mit freundlichen Dörfern, thurmreichen Städten, stattlichen Klöstern und Burgen bilden, die von steilen Felsklippen niederschauen. Kaum geben irgendwo Menschen und Landschaft ein so harmonisches, farbenreiches, dem Auge wohlthuendes Gesammtgemälde, wie in den Gebirgsthälern Tyrols.



Sennhütte im Hochgebirge.



Die Gletscherfelder.

2. Die Alpen.

Nach der Behauptung der Naturforscher wogte vor uralten Zeiten ein weites Meer über jene Gegenden der Schweiz und Oesterreichs, wo jetzt die Hochalpen ihre Hörner über die Wolken erheben. Unermeßliche Schichten von Schiefer, Kalk und Molasse hatten sich auf dem Meeresboden gesammelt; da begann es unter demselben zu toben und sich zu regen. Ungeheure Dämpfe drängten aufwärts, und unter welterschütternden Zuckungen spaltete sich der Boden von West nach Ost, von den Pyrenäen vielleicht bis zum Himalaya in Ostindien, worauf aus diesen Spalten langsam und gewiß Jahrhunderte lang die Gluthmasse krystallinischer Gesteine emporquoll. Je höher diese Masse stieg, die beim Erkalten tausend Risse, Sprünge, Klüfte und Schlünde verursachte, um so mehr ward der Rand der Spalte emporgerichtet und von der Hitze zum Theil verglast. Die Platten der geschichteten Steine wurden also mehr oder minder steil aufgerichtet, die Molasseschichten dagegen rollten wie Dünen oder Schutthaufen herab, und bildeten die Voralpen, welche mit ihren kegelförmigen Kuppen und bewaldeten Höhen bis 5000 F. aufsteigen, während die geradlinigen scharfen Rücken der thonschieferigen und kalkigen Mittelalpen ihre zerklüfteten Wände und zackigen Felskronen 8000 F. hoch erheben, und zu beiden Seiten die Hochalpen mit ihren schmalen Felskämmen, scharfkantigen Jochen, tiefen Schluchten und steilen Hörnern umgeben, deren Seiten über 8000 F. hinauf ewiger Schnee deckt. In den Klüften und breiten Spalten dagegen ziehen

sich die Eismassen der Gletscher bis 4000 F. tief herab, und bedecken weite Strecken der vielgetheilten Kämme.

Die Alpen bilden vom Meerbusen von Genua bis zum Neusiedlersee und Triest einen ungeheuren Halbbogen, stürzen nach der Poebene steil ab, nach der Donau hingegen sinken sie nach und nach zu Vorbergen und Hügeln herab, indem am Nord- und Südrande die Bergwasser in Kesseln und Schlünden zu malerischen Seebecken sich sammeln. Die Hochalpen erscheinen als Berggruppen, die kettenartig sich von Westen nach Osten ausstrecken, deren Kämme zerklüftet, zersägt und zertrümmert aussehen und nach Norden und Süden Bergzüge wie Strebepfeiler ins Land senden, zwischen denen sich wilde Thäler emporwinden. Wegen der Massenhaftigkeit, der kühnen Formen und der furchtbaren Zerstörung machen die Alpen den Eindruck der Erhabenheit.

Neben diesen Höhenketten ziehen sich muldenförmig ausgeweitete Längenthäler hin mit Städten, Dörfern, Feldern und Fabriken aller Art. Wo das Thal sich verengt, oder der Fluß quer durch die Mittelalpen bricht, entsteht ein Engpaß oder eine Klause. Setzt ein Thal aber mit schroffen Wänden eng und gekrümmt wie eine Spalte durch einen Höhenzug hindurch, so heißt es ein Querthal, und ist gewöhnlich wildromantisch. Schließen sich mehrere Thäler an einander, so bilden sie ein Thalsystem, welches sich zu einer Alpenstraße eignet, sobald es zu einer vertieften Eindrückung der Hochalpen, zu einem Sattel oder Paß führt.

Die untere Region der Alpen bildet mit ihren Ahorn-, Buchen- und Eichengehölzen und Nadelwäldern, mit ihren Gebüschen, ihren Wasserfällen und einsamen Bergstraßen, mit ihren Felsenwarten über grünen Seespiegeln und der Fernsicht die Thalmulde hinab oder auf die Hochalpen mit ihren Gletschern und Schneefeldern reizende, vielbesuchte Landschaften, wie wir derselben schon oft gedacht haben. Gegenwärtig heben wir einige andere Eigenthümlichkeiten hervor.

Der Winter ist gekommen, hat die Gegend weit und breit geebnet und unter die weichen Wellen seiner Schneedecke verhüllt; die Bäche erstarren, das Wild zieht sich von den Höhen herab in die Nähe der menschlichen Wohnungen; Wiesel, Hase, Fuchs und Marder verkriechen sich, bis der weiche Flaum des Schnees in einen festen Eispanzer verwandelt ist, der die Sonnenstrahlen blendend zurückwirft. Jetzt erst erscheint das Raubthier wieder, obschon der Wind dichte Wolken feinen Schneestaubes von den Halden um die Felsenecken treibt, daß sie wie schwebende Staubbäche glitzernd um die Berghöhen tanzen, oder wie flatternde Nebelstreifen ins Thal sinken. Jetzt nimmt der Bauer die scharfe Axt, um oben auf dem Berge Holz zu schlagen, welches er dann pfeilschnell den Abhang herabschießen läßt, während der Jagdliebhaber zur Büchse greift, um dort den Birkhahn zu jagen, wo die Wasseramsel pfeift, und der Schneefinke mit dem Zaunkönig um die Wette singt.

Doch siehe dort, welch Wunder an der Felsenwand! Der Wasserfall ist erstarrt zu einem Bündel Zacken, Strahlen und Wellen, die wunderbar im Sonnenschein blitzen. Lautlos steht der gewaltige Wasserstrahl wie der Schaft eines



Wasserfall im Winter.

vielgegliederten Pfeilers in unheimlicher Oede, wie plötzlich erstorbenes Leben. Aber dieser Wunderbau soll bald wieder schwinden. Die Sonne leckt die Schneedecke, daß es ringsum rauscht, rieselt und plätschert, und auch an den Strahlen des Wasserfalles gleiten verwegene Wasserrinnen hinab. Die Felsen tropfen, von allen Hängen rieseln Bäche schmuzigen Wassers; die Eissäulen des Wasserfalls werden morsch und stürzen unter donnerndem Gepolter hinab in den Thalkessel. Ihnen nach schießen Eisblöcke, und endlich stürmen Lawinen, Steinhalden und Gletschertrümmer die Berge hinab. Das donnert, kracht, plätschert und rieselt in allen Schluchten und Hängen; Specht und Amsel, Meise und Drossel, Adler, Fink und Kukuk melden sich, in den Büschen schreit, pfeift und krächzt es von mannichfaltigen Vogelstimmen, da Grillen und Cicaden, Hummeln und Bienen, Dachs und Eichhorn erwachen, und der brausende Strom des erneuten Frühlingslebens immer höher anschwillt. Bald steigt auch der Senne mit seinen läutenden Heerden empor, es klettern Ziegen an den Klippen, das Saumroß wandelt bedächtig die Alpenstraße, lärmende Kinder schwärmen im Dorf, und Bäume blühen im Garten. Der Frühling in aller seiner bunten Herrlichkeit ist im Thal und auf den Bergen eingezogen!

Aber der Mensch soll auch die wilden Elemente kennen lernen, die in den Wassermassen des geschmolzenen Schnees entfesselt ins Thal niederstürzen! Wenn zu dem Schneewasser der Föhn noch heftige Regengüsse fügt, so können die Bergrinnen, obschon sie 100 Fuß breit sind, dennoch die von Terrasse zu Terrasse niederschäumende Wassermasse kaum fassen, welche ungeheure Felsblöcke und gewaltige Baumstämme donnernd von Absatz zu Absatz stößt und verheerend an ebneren Stellen über ihren Rand braust, wenn der Mensch ihr nicht wehrt. Da tönt der ängstliche Ruf der Sturmglocke, da knallen Nothsignale, damit die Bewohner der Umgegend mit Spaten und Hebestangen herbeieilen, um eine Aufstauung des Wassers zu hindern und die Ufer zu erhöhen, wo es sich in der Eile thun läßt. Noch gefährlicher sind die Bergstürze, denn erweicht vom Regen und gelockert durch die Erschütterungen zur Frühlingszeit rutscht ein Stück Bergabhang unter schaurigem Schurren und Poltern der Steinbrocken thalabwärts, oder es stürmt in Hast hinab, Alles zerschmetternd und mit Steintrümmern überschüttend.

Steigen wir nun hinauf in die eigentliche Alpenwelt, wo der Adler auf unzugänglichen Felsenburgen horstet, der Lämmergeier in den Lüften schwebt, wo Gemsen weiden, Bären und Füchse nach Birk- und Steinhühnern jagen, wo die Zugvögel rasten, die Ringamsel pfeift, der Alpensegler schwirrt, die Felsenschwalbe und der Citronfinke um Klippen jagt, wo die stattlichen Wettertannen, Lärchen und Arven kühle Waldungen bilden, und über dem Krüppelholz die Alm ihre blumigen Weiden ausbreitet, auf denen die Alpenrose mit ihren buchsbaumartigen grünen Blättern, dem zierlichen carminrothen Glockensträußchen und braunen Knospenzapfen Purpurteppiche ausbreitet, mit welchen die purpurblaue Gentiane, das lilafarbene Alpenglöckchen, hochgelbe Aurikeln, rosenrothe Silenen, Thymian, Ranunkeln und blaue Alpenastern, rothe Berg-

hauswurz, blauer Ehrenpreis u. a. wechseln! Wir betreten eine Region voll idyllischer Anmuth, aber auch voll furchtbarer Verheerungen, denn über die Alm wälzt sich die Lawine, und ihr zur Seite senkt sich der Gletscher herab, während über ihr der kühne Gemsenjäger seine steilen Pfade wandelt oder der Bergbesteiger noch einmal in der Sennhütte rastet, ehe er in das Labyrinth starrer Klippen, tiefaufgerissener Schlünde, Schneelöcher und Bergzacken steigt, oder das schmetternde Posthorn meldet, daß die Postkutsche auch über die Alpen eine fahrbare Straße zu finden weiß.

Wir sind über die Region der Wälder in die der Almen gelangt, welche für den Tyroler das sind, was dem Bewohner des Flachlandes sein Getreidefeld ist, so daß jedes Dorf in Nordtyrol seine besonderen Alpentriften hat. Die Almen der Vorberge liegen über 4500, die Hochebenen 5—7000 F. hoch; im Zillerthal nennt man die Almen im hohen Thal zwischen Bergrücken Grundalmen, die auf dem Bergrücken dagegen Bradalmen. Jede Grundalme hat ihre tieferen oder freieren Plätze oder Lager mit je einer Hütte, so daß man das Vieh abwechselnd von einem Lager zum andern führen kann. Die Voralmen dienen meistens auch als Wiesen, denn nachdem sie abgeweidet sind, mäht man sie am Jakobstage, um sie im Spätsommer noch einmal abweiden zu lassen. Im Bregenzerwald und Lechthal liegen die Voralmen so niedrig, daß fast das ganze Dorf auf die Alm zieht, wo ganze Reihen von Sennhütten mit den Ställen stehen, während auf den Hochalmen der Senne allein seine Heerde bewacht. Nach der Voralm wandert Heerde und Hirt am Pankraztage; am Veitstage aber geht es nach den Hochalmen, von da am Bartholomäustage zur Voralm zurück, welche man erst im October verläßt. Auf den Hochalmen weilt der Senner 12—15 Wochen, auf den Voralmen 17—21 Wochen.

Das Almfahren ist ein hohes Fest für Alt und Jung. Voran schreitet feierlich der Melcher (Senner) mit der Mairkuh, welche in allen Kämpfen siegte, und heute deshalb eine große Schelle (Hafen) am Halse trägt; ihnen folgt in geordnetem Zuge die zahlreiche Kuhheerde, dann der Galterer mit dem Geltvieh, der Geiser mit den Ziegen, der Schafer mit den Schafen, und endlich die Saudirn mit den Schweinen. Horch, wie es jodelt, läutet, blökt und schreit lustig durch einander; die Kühe rennen zusammen, die Geisen machen Bocksprünge, und die Schafe schreiten dreist den Berg hinauf, denn Mensch und Thier sehnt sich nach der freien Bergluft. Muthig hebt das langgestreckte Rind den dicken Kopf mit der breiten Stirn witternd empor, stampft mit dem kurzen Fuße, und stürmt mit hochgehobenem Schweife die Halde hinauf. Da es vor manchen Gefahren sich zu schützen hat, so wird es klüger, vorsichtiger und gewitzigter als das Vieh im Thale. Die Heerde hält stets zusammen, und verläßt den Stall nicht, bis auch die letzte Kuh gemolken ist; neues Vieh wird in erbittertem Kampfe von der Alm vertrieben. Dabei gehorcht die Heerde des Sennen Stimme, der jeder Kuh einen Namen giebt, für die ganze Heerde mit Aufopferung sorgt und ein verunglücktes Thier betrauert wie einen lieben Freund. Wenn es die Witterung erlaubt, so bleibt das Vieh Tag und Nacht im Freien, wo es

dann auch gemolken wird. Ist die Alm jedoch felsig, so treibt man es Abends in den Stall, wo der Senner es mit den Kräutern füttert, die er auf schroffen Klippen zu erlangen weiß. — Sammeln sich die Ziegen um die Hütte, so giebt es schlechtes Wetter, und es achtet auf solche Anzeichen der verständige Bewohner des Hochgebirges.

Einsam wohnt der Senner in seiner Hütte, welcher er, wie der Alm, einen eigenen Denkspruch giebt. Sonntags schickt ihm der Bauer für die ganze Woche



Küche einer Sennhütte.

Brod und Mehl, und während dieser Zeit sieht er nur einen Jäger, einen Wilddieb, Wurzelgräber oder Steinsammler. Seine Zeit verwendet er zwar zunächst auf die Wartung seiner Heerde und die Führung seiner kleinen Wirthschaft, aber diese Beschäftigungen lassen ihm Stunden genug übrig, Käse zu bereiten und das Wetter zu beobachten. In den Alpen, wie in den Niederlanden, bereitet man den Käse nicht aus saurer, sondern aus frischer Milch, die man durch den Zusatz von besonders zubereitetem Kälbermagen zum Gerinnen bringt, wodurch der Käsestoff ausgeschieden wird. Der Magen der Wiederkäuer besteht aus dem sackartigen Wanst oder Pansen und einem dün-

nern Theil, der durch Einschnürungen in drei Abtheilungen geschieden ist, wovon die eine der Labmagen heißt. Salzt man diesen Labmagen ein und räuchert ihn, um ihn vor Fäulniß zu schützen, so bildet er eine Salzlake, die gleichfalls die Milch zum Gerinnen bringt. Der Senner gießt die Milch, die er jeden Tag gemolken hat, in einen großen Kessel, um sie lau zu machen, schüttet dann auf je 80 Quart Milch einen Quadratzoll Labmagen hinzu, so daß die Milch gerinnt, worauf er den Käseteig heraushebt, um ihn in Formen von 40 und mehr Pfund zu schlagen und trocknen zu lassen. Die Molken käst er noch einmal, um eine schlechtere Käsesorte zu gewinnen, von welcher er lebt. Des Senners Hütte (Thaie) ist ein einfaches Blockhaus, welches nur ausnahmsweise einen Unterbau von Steinen und noch seltener ein Oberstock hat. Die Lücken und Ritzen zwischen den Balken verstopft der Senner mit Moos, doch nicht dicht genug, um fegendem Schneegestöber das Eindringen zu wehren. Auf den Hochalmen baut man die Hütten aus über einander gelegten Steinblöcken, und überdeckt sie mit Brettern, welche mit Steinen beschwert werden, damit sie der Sturm nicht fortreiße. Die Hütte selbst theilt man in zwei Abtheilungen, von denen die vordere bis ans Dach reicht, den viereckigen großen Heerd enthält, der als Ofen, Tisch und Bank dient, und als Küche, Wohnung und Schlafstätte benutzt wird, wenn nicht ein Bett, zu dem man auf hölzernen, in die Wand gefügten Zapfen wie auf einer Leiter hinansteigt, oben angebracht ist. Die kleine Kammer hat einen Boden, der zuweilen Schlafstube sein muß, und dient als Milch- und Käsekammer, aus der man in den Stall geht, wenn dieser nicht eine besondere Hütte bildet, wogegen die Schweine in einer Verzäunung vor der Hütte sich aufhalten. Um diese sammelt sich oft eine Pfütze, denn Düngerhaufen umgeben sie, und werden zum Fortschaffen auf die Felder in Fladen geschlagen. Der Senner selbst hat keine Ursache, seiner Kleidung besonders zu pflegen, ja er hält es für eine Ehre, das schmuzigste Hemd zu haben, weil dies für einen Beweis seines Fleißes gilt.

Steigen wir die ernsten einförmigen Berghänge höher hinauf, die oft mit Geröll bedeckt sind, welches Gletscherbäche herunterspülen! Die oberen Theile sind meist ausgeweitete Wannen, mit sanfter Steigung rechts und links gegen die Schneefelder. Oft gehen sie in mildere Hochthäler über, wo Wald an den Bergflanken hinzieht, schroffe Zinnen senkrecht zur Thalsohle sinken, über Granitblöcke der Wildbach braust, bis sich der letzte Thalzipfel über schmale Thalstufen hin in furchtbare Schluchten verliert, die sich stundenlang zwischen Schutt und Felsenklippen bergauf winden. Hier giebt es lange Winter und todte Einförmigkeit; Schneemassen bedecken Felsen und Halden und füllen die Schluchten; die lebenden Wesen fliehen, die Gemse steigt bergab, und nur der Adler, weiße Hasen, Spechte, Alpenhühner und Krähen halten aus. Unter Lärm und Donner hält auch hier der Frühling seinen Einzug. Die Eiskrusten, mit denen die Felswände bedeckt waren, die Zinnen, Zacken und Säulen aufgehäuften vereisten Schnees stürzen polternd ins Thal, daß die Splitter zerschmetternd weit umher fliegen; Gletscher krachen, Lawinen donnern, Wasserbäche rauschen, Vögel singen, In-



Lawinenfall und Felsensturz.

secten summen, und die Senner der Hochalm jodeln vor Herzenslust. Wir sind in dem Gebiete der Lawinen, der furchtbaren Schneeströme.

An geeigneten Zinnen und Ecken weht der Wind den Schnee zu frei schwebenden Windschilden oder Schilden auf, die beim Sturm oder bei Temperaturveränderung stäubend und donnernd in den Abgrund stürzen. Wo jedoch auf den Halden und Berghängen der feine Firnschnee so hoch aufgehäuft liegt, daß er nur mit Mühe das Gleichgewicht hält, da genügt die geringste Lufterschütterung, um diese lose Schneemasse bergab in Bewegung zu setzen. Anfangs gleitet er langsam, aber mit jedem Zoll wächst die Kraft des Druckes. Die Bewegung wird schneller und allgemeiner, ringsum kracht, schurrt und dröhnt es, aus allen Klüften schießen Schneeströme hervor, und zuletzt braust ein breiter Strom die breite Thalschlucht hinab. Wehende Wolken von Staubschnee stehen blitzend und funkelnd vor dem Sturz der Staublawine, deren Luftdruck eine ungeheure Gewalt der Verheerung zeigt. Noch lange stürzen dem Hauptsturze kleinere nach, noch lange schweben Schneeschleier um die Berge, und es raucht von feinem Schnee aus der Schlucht, in welche die Lawine in wenig Minuten 4—5000 F. herabschoß. Solche Staublawinen fallen im Winter und Vorfrühling; fast täglich sinken sie an hohen Bergen von Terrasse zu Terrasse, so daß es den ganzen Tag in den öden Thälern vom Echo fallender Staublawinen hallt.

Anderer Natur sind die Grundlawinen, die an bestimmten Orten und oft zu bestimmten Stunden fallen. Ihr Fallort liegt tiefer, und ihre Fallzeit ist an den östlichen Gebirgshängen früh von 10—12 Uhr, an den südlichen von 12—2, an den westlichen von 3—6 Uhr und an den nördlichen bis in den Abend. Ihren Fall bewirkt der Frühlingswind und die Sonnenwärme, welche die obere Decke des durch eigene Last festgedrückten Schnees schmelzen, so daß das Wasser durchsickert und den Boden unter dem Schnee schlüpfrig macht, indem es darunter hinläuft. Vermag sich die spröde Schneeeismasse nicht mehr zu halten, da sie durch das eingesogene Wasser schwerer wird, so reißt sich mit einem Krach und Ruck das ganze Schneefeld los und gleitet die Felsrinne hinab. Dadurch kommen die Schneemassen der Seitenthäler in Bewegung, diese Massen überstürzen sich, zerspringen, fliegen, rollen bergab, reißen Felsblöcke mit sich fort, zerschmettern und erdrücken, was sie erreichen, bis sie mit ungeheurer Gewalt in einem Thalkessel niederschlagen, wo sie, ein Haufen seltsamer ruinenartiger Gestalten, liegen bleiben. Die Grundlawinen schälen die Rasendecke los, brechen ungeheure Felsblöcke ab, die mit ihnen vermengt bergab poltern, und fallen nur in Mittelgebirgen. Man bannt sie, indem man Büschel Gras stehen läßt, welches in den Schnee einfriert und ihn hält, oder man hindert durch Leisten am Abhange das erste Rutschen oder baut über die Wege Galerien, über die sie hinwegrollen.

Wo die Lawine ihren Weg geht, wandert aber auch der Gemsenjäger, deren es in Tyrol noch viele giebt, obschon die Jagd nicht lohnt und der Gemsen immer weniger werden. Die Gemse gleicht der Bergziege, hat aber längere Beine, einen gestrecktern Hals, kürzern Leib und schwarze, hakenförmig gekrümmte Hörner, mit denen sie sich gegen Adler, Geier und Hunde vertheidigt. Ein

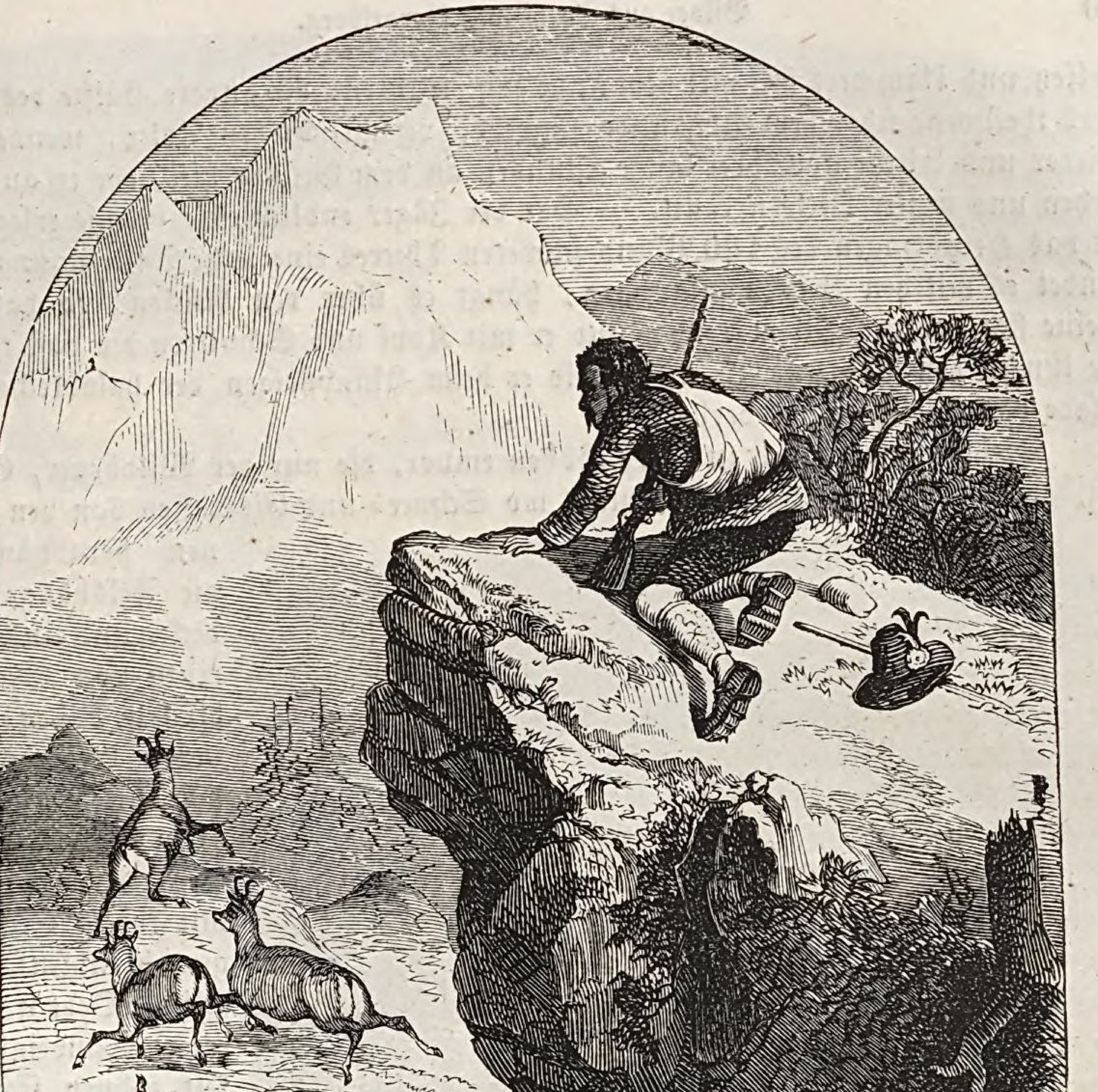
Kinnbart fehlt, und das weißlichgraue Sommerfell nimmt im December eine dunkel-graubraune Farbe an, wo der Pelz dicht und das Haar am Kopfe, Unterleibe und an den Füßen zwei Zoll lang wird. Im Sommer hält sich die Gemse auf den höchsten Weideplätzen neben und zwischen den Schneefeldern auf, weidet mit Tagesanbruch an den Bergwänden hinunter, liegt von 9 — 11 Uhr am Rande senkrechter Felsen, und steigt dann grasend langsam wieder in die Höhe, bis sie sich dicht am Schnee an der Schattenseite rauher Schluchten wiederkäuend lagert. Im Herbst und Winter ziehen sich die Gemsthiere nach den tieferen Halden und Wäldern herab; dann magern sie auch ab, nähren sich kümmerlich von langen, meergrünen Bastflechten der Wettertannen, oder suchen unter Tannen an schneefreien Stellen dürres Gras, da sie nicht mehr zu den fußbreiten Grasgängen gelangen können, die sich bandartig an den Felsabhängen hinziehen oder terrassenartig die Wände umschlingen.

Die Gemsen leben gesellig, 5 — 20 Stück bei einander, welche von einem Weibchen als Schildwache (Vorgeis) vor Ueberfall geschützt werden. Während die übrigen weiden, oder spielend mit ihren Hörnern Turniere anstellen, weidet die Wacht abseits allein, hebt oft die Nase witternd in die Luft, pfeift hell, schneidend und lang gezogen bei nahender Gefahr, und im Nu ist die Herde zwischen Klippen und Schluchten verschwunden, denn ihre Gewandtheit im Springen und ihre Schnelligkeit im Klettern ist unglaublich. Ihr mit einem stahlharten Rande versehener Fuß, dessen Zehen sie beliebig aussperren können, macht es den Gemsen möglich, sich auf kaum faustgroßem Absatze zu halten. Sie wittern sehr scharf und riechen den Jäger lange, ehe sie ihn sehen; dann rennen sie unruhig hin und her, oder stehen zusammen und recken die Hälse, da sie nicht wissen, woher der Feind und wohin die Flucht. Sobald sie den Jäger endlich erblicken, schauen sie ihn neugierig einen Augenblick an, und verschwinden dann pfeilschnell, springen über 16 — 18 Fuß breite Klüfte, oder 24 Fuß tief hinab, oder gleiten mit fest angestemmten Hinterfüßen Felsenabhänge hinunter, wobei sie selbst im schnellen Hinabfahren mit Leib und Füßen rudern und arbeiten, um seitwärts einen rettenden Vorsprung zu erreichen. Nicht minder verwegen eilt das Thier an Bergwänden empor, wo man hier und da nur ein Steinknötchen hervorragen sieht aus der glatten, schrägen Felsmasse. Ueber Schnee und Gletscher geht es aber sehr ungern; es liegt selbst beim Lagern stets sprungfertig, und liebt zum Rasten lichte Gebüsche vor der steilen Wand einer Terrasse, von wo ab es eine freie Rundschau hat.

Die Jagd auf diese flüchtigen Thiere ist die gefährlichste und schwierigste, die es giebt, denn der Jäger muß ein ausgezeichneter Kletterer und ein sicherer Schütze sein, da die Gemse mit zerschossenem Bein oder schleppendem Eingeweide in der Todesangst noch in unzugängliche Klüfte flieht, um durch Lecken die Wunde zu heilen. Wetterfest muß der Gemsenjäger sein, muß hungern und dursten können, und die Gegend umher auf das Genaueste durchforscht haben. Nie darf er den Muth und die Besonnenheit verlieren, denn sein Leben steht immer auf dem Spiele; dabei muß er eine große Kraft und Gewandtheit besitzen, da es

bald den Ellbogen, bald die Zähne, den Rücken, das Kinn, die Schultern anstemmen, sich heben, stützen und anklammern muß. Mit dem starkbeschlagenen Alpenstock mit der Eisenspitze, den er vor sich hält und stets an der Bergwandseite anstemmt, nie aber am Rande des Abgrunds, mit Käse, Brod, Axt, Seil, Jägertasche, Fernrohr und Büchse belastet, macht er sich auf den Weg. Seine Füße schützen die derben Bergschuhe mit der harten unbiegsamen Sohle, deren Rand mit Nägeln so beschlagen ist, daß der Jäger mit den Schuhen so sicher auf dem Felsen steht, wie die Gemse mit ihrem Hufe. Da die Sohle sich nicht biegt, so steht der Jäger selbst dann noch fest, wenn er nur mit einer Ecke derselben an einem Steingesims haftet. Außerdem muß er die Kraft berechnen, die er zu jedem Schusse braucht, um danach die Pulverladung einzurichten; auch darf die Kugel nicht unter zwei Loth wiegen.

Viel Mühe macht es dem Jäger, sich den Gemsen zu nähern, ihren Standort und ihre Wege auszukundschaften, ohne von ihnen gesehen zu werden. Er muß das Auge überall haben, damit er die Gemsen früher sieht als sie ihn, muß schon eine Stunde vor dem Jagdplatze jedes Geräusch meiden, und wenn er ein Rudel Gemsen entdeckt hat, so muß er nach Mitternacht aufbrechen, um in der Morgendämmerung die Thiere zu überraschen. Langsam erhebt und streckt sich die Herde, da kracht ein Schuß, ein Thier überschlägt sich einige Mal und liegt dann still, während seine Genossen unruhig nach dem aufsteigenden Pulverdampfe blicken und dann pfeilschnell verschwinden. Oefters vereinigen sich mehrere Jäger zu einer Treibjagd und umgehen die Thiere, indem sie pünktlich auf dem angewiesenen Platze erscheinen; dann sperren sie ihnen den Fluchtweg, weil sie ganz genau wissen, welchen Weg die Gemsen nehmen werden. Viel mühseliger ist die Einzeljagd, da der Jäger auf schwindelnden Wegen über Gletscher, an Felswänden und Abgründen hin erst die Gemse aufsuchen muß, und oft 14 Tage das Gebirge durchklettert, ehe er eine Gemse sieht. Dabei überfallen ihn oft Stürme, wilde Schneegestöber, dichte Nebel, oder er hat Kämpfe mit neidischen Jägern zu bestehen, versteigt sich, daß er nicht vorwärts kann, und welches der Gefahren mehr sind, so daß die wenigsten Gemsenjäger eines natürlichen Todes sterben. Wehe dem Kühnen, wenn er am Felsgesims hinschreitet, und ein rollender Stein ihn trifft, oder er diesem nur nachsieht, denn alsdann faßt ihn der Schwindel und zieht ihn mit magischer Gewalt dem Steine nach. Nicht selten fällt ihn auch ein Geier an, wenn er am Abhange klebt, um ihn hinab in den Abgrund zu stoßen, so daß der Jäger haarsträubende Kämpfe zu bestehen hat, auf fußbreitem Gesims am bergetiefen Abgrunde klebend, wie jener schweizer Jäger, der sich verstiegen hatte, und auf fußbreitem Vorsprung an tausend Fuß hoher Steinwand auf dem Bauche hinkroch, indem er mit dem Beil zuvor die morschen Schieferplatten zerschlug, über die er kriechen mußte. Da bemerkt er einen flatternden Schatten, wendet sich mühsam aufwärts und sieht einen Adler ihn raubgierig umkreisen. Mit Mühe kehrt er sich um, daß er auf dem Rücken liegt, bringt vorsichtig nach einer Viertelstunde den Stutz in schußgerechte Lage, stemmt den Hinterkopf gegen einen Absatz, schlingt das eine Bein um den



Auf der Gemsjagd.

Felsen und klammert sich mit dem Fuße fest, während die andere Hälfte des Körpers theilweise über dem Abgrunde schwebt, verscheucht den Adler, wendet sich wieder und kriecht noch drei lange Stunden an dem Gesims hin, ehe er aufrecht stehen und weiter klettern kann. — Hat der Jäger endlich eine Gemse erlegt, so ist das Herabtragen des **100** Pfund schweren Thieres eine neue Anstrengung. Er bindet es mit den Beinen zusammen, hängt es über den Rücken, so daß die Beine sich vor der Stirn kreuzen und er mit Kopf und Schultern die Last trägt, die ihn in den Abgrund zieht, sobald er beim Hinabsteigen der halsbrechenden Pfade das Gleichgewicht verliert.

Steigen wir endlich zu jenen Höhen empor, die nur der Wildheuer, Gemsenjäger und Bergbesteiger erklimmen, wo Schnee- und Eismassen von den Firnen herabhängen, die Felshänge bedecken und ein Labyrinth von Granitblöcken, hohen Felszacken, Gebirgsstöken und Berggipfeln dem Auge wenig Abwechslung mit ihrem Einerlei gewähren! In schauerlicher Oede u. lebloser Schweigsamkeit dehnen sich die bläulich-weiß schimmernden Schneefelder aus, zuweilen von furchtbaren Stürmen umtobt, von Gewittern umdonnert, von Wolken Wochen lang umhüllt. Sie kennen nur eine Frühlingsahnung, denn hier sprießt kein Baum und kein Strauch; ihr einziger Wechsel besteht im Wechsel der Färbung. Zauberhaft zeichnen sich die im Mondlicht schimmernden blanken Eisteppiche vom Schwarzblau des Nachthimmels ab; blutroth angehaucht glühen die weißen Felsenmauern im Früh- oder Abendroth; goldig strahlen sie im Morgenlicht, bis nach und nach die glänzende Farbenwelt zu einem matten Schimmer erblaßt. Eine Welt tiefen Todesernstes ist die Schneeregion mit ihren steil sich giebelnden Bergkämmen, engen und grauenvollen Eis- und Trümmerschluchten, Eiskesseln, Schneegruben, zerrissenen Klippen, grauen Felswänden und pyramidalen Berggipfeln. Hier oben weilt die Zerstörung, wo Alpenbäche,



Die Ortlesspitze.



Eine Bergbesteigung.

Luft und Kälte die Felsen zernagen, zerblättern und zertrümmern. Da knallt und kracht es im Sommer von brechenden Felsen und niederrollenden Blöcken, da saugen Nebel und Wolken der Felszinne das Lebensmark aus, dringen in die Poren und feinen Brüche und zerfrieren dort zu Eisadern, welche nach und nach die Fugen der Steinklumpen sprengen und die Blöcke hinab auf Weiden oder auf Gletscher schleudern, mit welchen sie hinunter ins Thal wandern.

Schließen wir uns, um diese Gegenden kennen zu lernen, den Bergbesteigern an, welche wir auf unserer Illustration abgebildet sehen!

Der 12,393 Fuß hohe Ortles ist mit seiner dreiseitigen Urkalkpyramide der höchste Berg Oesterreichs, und liegt an der Schweizergrenze in einer öden Gegend, welche man das Ende der Welt nennt, da sie mit Geröll und Trümmern bedeckt ist, als sei hier ein Bergkoloß in Ruinen zerfallen. Vier Thalfurchen winden sich an dem ungeheuren Koloß empor, den ein tyroler Gemsenjäger, Joseph Pichler, am 27. Sept. 1804 zum ersten Male bestieg, und wiederum als sechzigjähriger Greis, als er am 20. August 1826 eine Gesellschaft Naturforscher hinaufführte, deren Reisebericht die Schwierigkeiten einer solchen Bergbesteigung veranschaulicht. Die Gesellschaft brach von dem hochgelegenen Dorfe Trafoi Mittags auf, übernachtete am Rande der Krummholzregion, schritt dann am frühen Morgen über Gräser und Moos bergan, bis sie zu dem Felsenkamm, den Riffeln, kam, an welchem der Weg über lockeres Geröll hinführte, so daß man sich an den Zacken des Felsenriffes anhalten mußte, um nicht auf der schief geneigten Fläche 3000 Fuß tief ins Thal hinabzugleiten. Da durfte man nicht schwindelig werden, wenn man in die finstere Tiefe hinabschaute, noch durfte man die Besonnenheit verlieren, wenn der Geröllboden unter den Füßen wich, so daß man die spitzen Steigeisen nicht gebrauchen konnte. Endlich erreichte man den Ferner, dessen Ueberschreiten neue Gefahren brachte, da er von breiten Rissen durchzogen und mit trügerischem Schnee bedeckt war. Mit großer Vorsicht schritt Pichler voran, untersuchte den Boden, umging die Eisspalten, indem er an und in einem Gletscherbach auf- und absteigen ließ, manchmal über Eisbogen führte, die kaum einen Fuß breit waren, und zwischen Klüften und Eisblöcken den Weg suchte. Der Weg ging gerade auf den rund geformten Krystallberg los, dessen Eisdecke wie Silber im Sonnenschein blitzte, so daß die Florbrillen, welche jeder Hochalpenbesteiger zur Milderung des Schneelichtes trägt, gute Dienste leisteten.

Bald zeigte sich auch, weshalb der Alpensteiger mehrere Führer braucht, da diese nicht allein Nahrungsmittel, Decken, Seile, Leitern und Beile tragen müssen, um über Spalten zu kommen und an steilen Stellen Fußtritte einzuhauen, sondern sich auch mittelst eines Seiles an einander binden, so daß zwischen den einzelnen Personen ein kleiner Zwischenraum bleibt. An gefährlichen Stellen bindet man sich an einander, damit, wenn Einer ausgleitet, das Seil ihn so lange in der Schwebe hält, bis er für Fuß oder Hand einen Stützpunkt gefunden hat, oder ihm sonst Hülfe gebracht ist. Die Wanderer waren jetzt zur steilen Wand der Schneerinne gekommen, deren Kammspitze Felsnadeln

zeigte, und die erst nach 4 Stunden überschritten wurde. Da fand sich kein Anhaltepunkt an der fast senkrechten Wand, als hier und da ein zollbreiter Vorsprung oder eine Auswaschung, und wo diese fehlten, mußte eine Stufe eingehauen werden.

Von je 20 — 30 Klaftern fand sich ein Absatz, auf dem man mit beiden Füßen ruhig stehen konnte. Hier stieg der rüstige Greis voran, ließ dann einen Strick herabhängen, an den sich der nachfolgende Führer beim Klettern anhielt, wobei Pichler mit gespreizten Beinen oben stand, am Stricke zog und endlich den Kletterer am Genick faßte, um ihn heraufzuheben. Mit Hand und Fuß schiebend und rutschend folgten die Uebrigen, indem die unten Stehenden mit Schulter und Hand nachhalfen. Dabei war der Raum neben Pichler so enge, daß der Reisende sich auf den Fuß des Führers stellte oder sich gar in der Schwebe über einem gähnenden Abgrunde mußte halten lassen. Nachdem diese Gefahr überstanden war, kam man zu den gefährlichen Wandeln; dies sind Haufen von Geröll, welche bei der geringsten Lufterschütterung herabrollen. Kaum hatte man die Rinne an ihnen hin zur Hälfte zurückgelegt, als der Führer rief: die Steine kommen! den Reisenden im Nu auf die Schultern lud, am Abgrunde hin 10 — 12 verwegene Sprünge that, und kaum einen schützenden Vorsprung erreicht hatte, als die Steinlawine polternd an ihrer Seite vorüberschoß, während sie die Hand vor die Augen hielten, um nicht schwindelig zu werden. Noch einmal mußte man an solchen Wandeln vorbei, überstieg dann die Klippen der Gurgeln, die sich an der Felswand hinziehen, worauf man das Schneefeld betrat. Da öffnete sich eine schauerliche Einöde, Nebel stiegen auf, Sturm fegte über sie hin, die feine Luft erschwerte das Athmen und machte matt und schläfrig. Noch 1½ Stunde mußte man durch tiefen Schnee waten, bergauf und bergab, durch Schneeklüfte, an Schneeklippen hinauf, bis man die dreiseitige Spitze erreichte, die aber so enge war, daß man erst eine viereckige Vertiefung in den Schnee hauen mußte, um nicht auszugleiten. Da lag ringsum das großartige Panorama der Alpenwelt; tief unten erhoben sich die Bergspitzen der Umgegend, in Dunkel begraben lagen die Thäler, weit und breit dehnte sich ein Schneefeld aus, dessen Ferner wie Zacken in die Felsschluchten hinabhingen; aber die Kälte war so groß, der Sturm so heftig, daß man nach wenigen Minuten das nicht minder gefährliche Herabsteigen beginnen mußte.

Verweilen wir nun zum Schluß noch bei den Gletschern, diesen Wundern der Hochalpen, deren Studium die Naturforscher seit Jahrzehenden beschäftigt! Der Ferner giebt es sehr viele, denn auf der Oezthaler Gruppe zählt man in einem Umkreise von 20 Stunden allein 230 gewaltige Ferner, die, von Abend- oder Morgenroth beschienen, das großartige Schauspiel des Alpenglühens gewähren, indem die Alpenkette im goldenen Purpurduft aufgelöst erscheint, wenn unten im Thale Finsterniß Dorf und Wald deckt.

Gletscher, Kees oder Ferner werden alle Berghöhen mit ewigem Schnee genannt; im engern Sinne führen aber diesen Namen jene Eisströme, welche sich in tiefen, breiten Felsschluchten 3 — 4000 Fuß in die wiesen- oder tan-

nengrünen Thäler herabsenken, wo sie abschmelzen und nicht selten so schroff an Culturland angrenzen, daß man an ihrem Rande reife Kirschen pflückt. Das Eis der Gletscher entsteht jedoch nicht aus Wasser, sondern aus Schnee, denn der Schnee, welcher auf 7000 Fuß und darüber fällt, besteht nicht aus Flocken, sondern aus feinen Nadeln und Sternchen, die lose aufgehäuft liegen, und durch den Wechsel von Tageswärme und Nachtfrost zu feinen Körnchen umgebildet werden. Hierdurch bilden sich aus dem weißen, schwammigen Firnschnee dünne Platten von Eis, die dichter und fester werden, je öfter Schneefall und Aufthauen des Schnees wechseln. Je tiefer herab sich der Firn senkt, je häufiger der Schnee fällt, je kräftiger die Sonne wirkt, um so mehr Wasser sickert in die Schneemasse, um so fester werden die Schneeeisblätter zusammengedrückt, so daß die kleinen Firnkörner zu nuß- und hühnereigroßen Gletscherkörnern anwachsen, und die dünnen Eiskrusten zu bandartigen Lagen harten Eises von blauer Farbe mit Luftblasen und Haarspalten werden, in denen Wassercanälchen rinnen. Es verwandelt sich das Firnfeld in ein Eisfeld, welches auf geneigter Fläche auflagernd thalabwärts gleitet und nicht selten mehrere hundert Fuß dick ist. Dieser Eisstrom füllt das ganze Thal, verengt und erweitert sich mit ihm, bricht im Hinabdringen die Ecken und Klippen der Ufer ab, oder zerbricht seine Ränder an ihnen, so daß Eistrümmer wie ein Chaos umherliegen. Langsam wälzt er sich über die Unebenheiten der Thalsohle, wölbt seine Masse in der Mitte und bildet abschüssige Ränder an seinen Seiten, wie auch vorn seine Mitte bogenförmig den Seiten vorauseilt.

In Folge der Verdunstung und Abschmelzung ist seine Oberfläche rauh und uneben, voll Spalten, in denen Wasserbäche abfließen und als Wasserfälle an den Rändern hinabstürzen, voll von Rissen, Schründen und trichterförmigen Vertiefungen, während da, wo große Steine von den Felsen auf den Gletscher stürzen, sich Gletschertische von der Gestalt der Pilze erheben, da die Eisunterlage, während ringsum das Eis abthaut, nicht schmilzt, sondern wie ein Pilzstiel stehen bleibt, den Stein wie einen Schirm tragend. Dazwischen sieht man Schuttkegel, d. h. Eishaufen, die ganz mit Sand und Schutt bedeckt sind, mitten auf dem Gletscher aber eine oder mehrere Linien von Steinblöcken und an dem Rande glatte, seltsam geformte Eisnadeln, die bald Säulen, bald Obelisken, bald zerfallenen Ruinen gleichen. Nimmt man hierzu die ins Bläuliche oder Grünliche spielende Farbe des Gletschereises, das Azurblau, Meergrün und Purpurroth der Sprünge und Schründränder, die am Tage laut plätschernden, des Abends erstarrenden und verstummenden Gletscherbäche, die Einsamkeit und das Dröhnen und Knallen der aufbrechenden Eisspalten, die Farbenspiele der vielfach gebrochenen Lichtstrahlen, der schimmernden Wasserbecken, der senkrechten Klüfte mit ihrem Regenbogenschimmer am Rande, — so hat man eines der großartigsten Alpenwunder.

Die Gletscherschründe erweitern sich nach und nach, werden oft 100 Fuß breit und eben so tief, schließen sich aber auch bisweilen wieder, und entstehen besonders an hellen, warmen Sommertagen unter dumpfem Knallen und Er-

beben des Eises. Der oft 60—100 Fuß hohe Schuttwall zu beiden Seiten des Gletschers, die Seitenmoränen, rücken mit dem Gletscher, der sich täglich mehrere Zoll vorwärts bewegt, nach dem Thale hinab. Fließen nun aus Seitenthälern kleinere Eisströme in den Hauptstrom ein, so fallen deren Seitenmoränen über den Rand des Hauptgletschers, auf welchem sie Gufferlinien bilden, d. h. in Reihen geordnete Steinblöcke. Weil der Gletscher mit seinem Vorderrande Schutt und Steine vor sich herschiebt, so bilden diese den 20—50 Fuß hohen Wall der Endmoräne, während an dem Felsenufer von den vorbeischiebenden Eis- und Steinmassen tief eingeritzte Furchen in den glatten Schliffflächen oder abgeriebene



Moränen.

Rundhöcker gebildet werden. Je nach den kalten oder warmen Jahren wachsen oder verringern sich die Gletscher, so daß die Moränen die Grenzen angeben. Die von ihnen ins Thal getragenen Steinblöcke, welche oft die Größe eines Hauses haben und von den höchsten Alpenhörnern stammen, nennt man Findlinge oder erratische Blöcke, weil sie meist weit ab von ihrem Ursprunge gefunden werden.

Malerisch pflegt der Endpunkt des Gletschers zu sein, bei welchem er von der Sonnenwärme abschmilzt. Gewöhnlich erblickt man mitten in der Gletscherfront ein prachtvolles Gewölbe, aus welchem Wasser ausströmt, das meist die Quelle eines Stromes ist. Dieses Gewölbe dehnt sich tief in den Gletscher hinein,

und ruht auf Eispfeilern oder Gletscherfüßen, während von der Decke Eiszacken hängen und das Licht prachtvolle Farbenspiele an den Eiskrystallen, Zacken, Bogen und Pfeilern hervorbringt, so daß man in eine Zauberwelt zu schauen meint. Aus den Schründen und Gewölben strömt der kalte Luftstrom des Gletschergebläses hervor, der an heißen Sommertagen sich in wildes Schneegestöber verwandelt. Da stürzt plötzlich ein Gletschergewölbe oder eine Gletschernadelwand zusammen, und krachend rollt sie als Gletscherlawine verderbenbringend ins Thal herab, ein gewaltiges Bild rastlos schaffender und vernichtender Naturkräfte.

Auf dem Gletscher befindet man sich unter klimatischen Verhältnissen, welche denen der Polarländer gleichen, zu denen man aus den Olivengärten und Weingeländern Italiens emporgestiegen ist, indem man alle Zonen nach und nach durchschritten hatte. So öde und furchtbar auch diese Eis= und Schneefelder der Alpen aussehen, so sind sie doch nicht ohne Spuren von Leben, denn im Juli und August sind oft weite Schneestrecken von rosenrothen Flecken bedeckt, die sich erweitern, in Karminroth übergehen, und im September zu schwarzem Moder zerfallen. Dieser sogenannte rothe Schnee besteht aus kleinen Thierchen und Pflänzchen, die nur durch ein Vergrößerungsglas im Einzelnen zu erkennen sind. Außerdem dringen kleine Räderthierchen viele Zoll tief mit dem Wasser der Haarspalten in das Eis, und unter den Steinen auf dem Eis leben kleine Gletscherflöhe in zahlloser Menge. Behend bewegt das langgestreckte, schwarze Thierchen den sechstheiligen Leib mit dem dicken Kopfe, sobald man den Stein aufhebt; es hält Kälte und Unwetter aus, und lebt von den geringen organischen Stoffen, die sich an den Steinen finden, oder an ihnen haften bleiben.



Eistisch.



Ansicht von Innsbruck.

3. Wanderung durch Vorarlberg nach Innsbruck und in das Ziller- und Innthal.

Die nordwestliche Ecke Tyrols, zwischen der Schweiz, dem Bodensee und den bayerischen Alpen gelegen, bildet das 46 Quadratmeilen große Vorarlberg, ein fast zur Hälfte mit Wald bedecktes Bergland mit kurzen schlundartigen Thälern, welches sich durch diese Massenhaftigkeit von den benachbarten allgauer Kalkalpen mit ihren ausgezackten, schmalen, gelbbraunen, kahlen Grathen unterscheidet. Das vorarlbergische Alpenland hat seine höchsten Bergspitzen im Süden, wo der Jamthaler Ferner und Albuinkopf 10,000 Fuß, der Mittagspitz über 6000 Fuß hoch sind, während das gegen Norden liegende niedrige Bergland, der sogenannte Bregenzer Wald, bis zu seinen abgeplatteten Gipfeln mit Dörfern und Häusergruppen besäet ist.

Die Gewerbthätigkeit ist in diesem Bergländchen außerordentlich groß, denn überall schnurren und klappen Weberschiffchen, Spinnräder, Fabriken aller Art, während die Waldbewohner unermüdlich sind Holz zu schlagen, Schindeln, Faßdauben, Schiffe und Häuser zu verfertigen, oder das Vieh weiden lassen, oder als Zimmerleute und Maurer aus dem laubholz- und wiesenreichen Montasonthale im Frühjahr nach der Schweiz wandern, um im Herbst mit dem ersparten Lohne in ihre Heimath zurückzukehren.

In dem Waldleben des vorarlberger Holzfällers entfaltet sich ein idyllisches Bild, das noch des Dichters harrt, der es besingt. Weithin durch den schat-

tigen Wald hallen Axtschläge, von Zeit zu Zeit von dem erschütternden Krachen der brechenden Baumriesen unterbrochen, deren Niederstürzen ihre Nachbarn bis tief in die Wurzeln erbeben macht. Nun wird die zackige Säge herbeigeholt, deren schnarrender Ton Stunden lang in einförmigem Tacte sich vernehmen läßt, während Knaben Späne und trockenes Reisig sammeln, um das Feuer zu unterhalten, das den Kessel über dem Dreifuße umleckt. Mit Bedacht ziehen die Holzsäger ihr Instrument tactmäßig hinüber und herüber, darauf Acht habend, daß sie mit ihrem Instrumente in gerader Linie bleiben. Sie sind ganz mit der Sorge für ihre Arbeit beschäftigt, denn es gilt ja, den Stamm so geschickt zu zerschneiden, daß aus den Klötzen Dauben geschlagen, oder, wenn der Stamm gut gewachsen ist, daraus starke Planken und massive Klötze gehauen werden können. Während dessen hält die Frau daheim die Wirthschaft in Ordnung, besorgt den Viehstand, gräbt das Stückchen Acker- oder Gartenland um, und bereitet die einfache Mittags- und Abendmahlzeit. Bei der Tagesarbeit läßt sich der Mann sein Pfeifchen schmecken; er sieht es nicht ungern, wenn ihn die Frau unter Mittag einmal besucht, um ihm zu erzählen, wie es daheim mit den Kindern steht, ob die Birnen bald reif sind, was man sich im Dorfe Neues erzählt, ob Bestellungen auf Waarenlieferung eingegangen, und was der Begegnisse dieses einfachen Lebens mehr sind. Wie schön arbeitet es sich aber auch draußen im kühlen Wald, umweht von dem kräftigen Waldesduft, wo Finken schlagen, Spechte klopfen, Falken kreischen, wo das Wild scheu durch's Gebüsch schlüpft, Schmetterlinge über einsamen Waldwiesen sich tummeln und geschwätzige Bäche in klippigen Felsrissen dahinrauschen! Mit seinem Walde ist der Holzfäller auch auf's Innigste vertraut; in ihm kennt er jeden Pfad, jeden stattlichen Baum; da merkt er auf Alles, auf Vogelstimme und Vogelflug, da erkennt er an Blumen und Baumschatten die Tageszeit, an dem Vogel den bevorstehenden Witterungswechsel; da kennt er jedes Thieres Art und Lebensweise, und weiß daheim den lauschenden Kindern, wenn er ihnen Beeren oder Blumen mitbringt, viel von den Geheimnissen und Geschichten aus dem Waldleben zu erzählen.

Der lieblichste und bedeutendste Ort des vorarlberger Landes ist Bregenz am Bodensee, dessen weinbelaubte Gestade man vom 900 Fuß hohen Gebhardsberge übersieht. Der befestigte Bergpaß der Bregenzer Klause, der auf dem Felsenrücken des Pfänderberges liegt, ist jetzt durch eine merkwürdige Straße am Seeufer hin ersetzt, an welche aber die hochgehenden Wellen so gewaltig anschlagen, daß die 476 Klaftern lange Straße durch einen Quaderdamm mit einem eisernen Geländer mußte geschützt werden. Bregenz ist nicht nur einer der ältesten Orte Deutschlands, sondern war auch lange Zeit einer der festesten, bis die Schweden im dreißigjährigen Kriege die Festungswerke schleiften.

Wir verlassen diesen Theil der österreichischen Alpenländer, um in das Herz Tyrols einzudringen, und uns dort die Hauptstadt des schönen Landes etwas näher anzuschauen, deren Lage inmitten einer großartigen schönen Land-



Holzfäller in Vorarlberg.

schaft mit den herrlichst gelegenen österreichischen Städten, wie Prag, Salzburg, Graz ꝛc., wetteifern kann, und deren geschichtliche Erinnerungen so bedeutende Momente aufweisen, wie nur die Vergangenheit der berühmtesten deutschen Reichsstädte sie darzubieten vermag.

Groß und stattlich dehnt sich Innsbruck zu beiden Seiten des Inn im sonnigen Thale, im Angesicht himmelhoher Berge, mit seinen Vorstädten und Dörfern, Burgen und Klöstern aus. Aus dem malerischen Durcheinander der krummen Straßen steigen die vier- bis fünfstöckigen steinernen Häuser auf, deren weiße Kalkwände, die oft mit Heiligenbildern bemalt sind, mit den traulichen grünen Jalousien freundlich nach den Bergen hinüber schauen, während zierliche Erker an der Frontseite den Umblick in die Straßen gewähren, und die Galerien mit den Geländern auf den dunklen Schindeldächern der Stadt einen italienischen Charakterzug geben, da man diese sogenannten Feuerpumpen nicht nur zum Aufbewahren von Löschwasser, sondern auch zum Wäschetrocknen benutzt, so daß es manchmal aussieht, als habe sich die Stadt mit ihren wehenden Laken auf den Dächern segelfertig gemacht.

Schon die Römer sollen in dem angrenzenden Dorfe Wilten eine Niederlassung gehabt haben, welche die Hunnen zwar zerstörten, wo aber die bayerischen Gaugrafen ihre Hofburg aufbauten, welche bald in den Besitz des bayerischen Geschlechtes derer v. Andechs kam. Unter diesen ward aus der Innfähre eine Brücke, neben der Brücke eine Stadt, welche 1180 auch das andere Ufer mit besetzte. Schon zu der Zeit, als die Landesherzoge noch zu Meran residirten, nahmen dieselben im fürstlichen Schloß von Innsbruck öftern Aufenthalt; als aber Tyrol 1361 an die Habsburger kam, residirte hier stets ein Erzherzog, seit Friedrich IV. mit der leeren Tasche 1425 am Stadtplatz eine Burg mit einem Balcon und Bildern an der Wand erbaute, deren vergoldetes Kupferziegeldach 30,000 Gulden kostete. Der ritterliche Kaiser Max weilte ebenfalls oft im Schlosse der „guten" Stadt Innsbruck, wo Erzherzog Ferdinand II. mit der schönen Augsburger Bürgerstochter Philippine Welser väterlich für die Stadt sorgte und Kunst und Wissenschaft pflegte. Der Berg Isel am rechten Innufer ist durch Andreas Hofer's Heldenthaten, und das nahe Schloß Ambras durch Ferdinand's Waffen- und Handschriftensammlung, die jetzt in Wien ist, weltberühmt geworden.

Die tyroler Treue tritt dem Reisenden schon an der 1765 zu Ehren Maria Theresia's erbauten Triumphpforte entgegen, denn an ihr sind die Brustbilder Maria Theresia's, Franz I., Joseph II. und anderer Glieder der kaiserlichen Familie im Basrelief aus carrarischem Marmor angebracht. Das merkwürdigste Gebäude der Stadt ist die Kreuz-, auch Hof-, Dom- oder Franziskanerkirche, die von 1553—1563 erbaut wurde. Ihr Marmorportal ist mit Kupfer gedeckt, und zehn rothe Marmorsäulen tragen das Gewölbe, welches sich wie ein Baldachin über den kunstreichen Denkmälern der Kirche ausspannt. Hier errichtete dankbare Vaterlandsliebe durch Schaller dem bis zum Tode treuen Andreas Hofer, dessen Gebeine am 22. Febr. 1823 hier beigesetzt wurden, ein Stand-

bild aus carrarischem Marmor, und ihm gegenüber Kriesmayr ein Denkmal für die im Kampfe für's Vaterland 1796 — 1809 gefallenen Tyroler; hier sieht man in der silbernen Kapelle mit der silbernen Madonna die Grabmäler Ferdinand's und seiner geliebten Philippine mit ihren weißen Marmorstatuen; hier zeigt man die Stelle, wo des Schwedenkönigs Tochter Christine am 3. Nov. 1654 feierlich zur katholischen Kirche übertrat; hier sieht man eines der schönsten Kunstwerke in Kaiser Maximilian I. Grabmal. Auf drei Stufen von rothweiß geflecktem Marmor erhebt es sich 6 Fuß 2 Zoll, dehnt sich 12 Fuß aus, und ist 7 Fuß 3 Zoll breit. Auf den Stufen steht es als dreifache Abstufung bunten Marmors, um die Erzstatue des betenden Max im Kaiserornat zu tragen, und zeigt an den 24 weißen Marmortafeln der Seiten, die durch 16 schwarze Marmorpfeiler getheilt sind, Kollm's meisterhafte Basreliefbilder, des Kaisers Thaten und Schicksale darstellend. Ueber jeder Tafel ist ein länglich viereckiges Schild von schwarzem Marmor, das von zwei Genien gehalten wird und mit einer Inschrift versehen ist. Ein kunstvolles Eisengitter mit hier und da angebrachten Wappen der österreichischen Besitzungen umschließt das kostbare Kunstwerk, welches von 28 kunstreichen kolossalen Bronzestatuen habsburgischer Familienglieder und von Helden des Mittelalters in 2 Reihen umgeben ist, während 23 kleinere Heiligenstatuen vor dem Chore aufgestellt sind.

Nicht minder großartig ist die kaiserliche Burg, welche Maria Theresia 1766 an der Stelle der von Max 1494 aufgeführten, aber später abgebrannten erbauen und prachtvoll einrichten ließ. Bemerkenswerth ist der Riesensaal derselben und die Kapelle, welche Maria Theresia aus Franz I. Sterbezimmer machen ließ, sowie des Erzherzogs Leopold V. Bronzestatue vor der Burg. Die Umgegend ist zauberisch, wie sich dies in einem schönen Alpenthale erwarten läßt, denn das Auge schweift hier über Korn- und Flachsfelder, Dörfer und Weiler, dort über schneebedeckte Berge und den 7800 Fuß hohen Solstein dicht neben der Stadt, über bewaldete Höhen mit Klöstern und Burgen, darunter das zweistöckige viereckige Ambras mit Erker, flachem Dach und niedrigem Thurm, zugleich aber auch über die wichtigen Bergstraßen, von denen eine über den Brenner, mit seinem 4200 Fuß hoch gelegenen Posthause, nach Brixen, eine andere über Reith ins Isarthal führt. Dort geleitet eine Pappelallee nach dem Kloster Wiltau, dessen Kirche zu den prachtvollsten in Deutschland gehört, da sie inwendig ganz mit Marmor ausgebaut, der Fußboden mit weißen und schwarzen Marmortafeln belegt, die weiße Stuckaturdecke, wie die weißen Marmorsäulen, Chöre und Altäre mit Gold reich verziert, die Säulen daran von Ebenholz sind. Der Sage nach soll sie der Riese Haimon erbaut haben, nachdem er einen Drachen erlegt hatte, indem er ihm die Zunge ausriß, weshalb in der Bibliothek seine 24 Fuß hohe hölzerne Statue mit 2 Holztafeln, auf denen die That in Versen erzählt steht, errichtet wurde.

Wir verlassen die Stadt und wenden uns dem Innthale selbst zu, welches das größte, volkreichste und bebauteste Längenthal der Alpen ist, und von dessen 52 Meilen langem Wege an 30 Meilen durch tyroler Gebiet gehen. Der Inn

entspringt 6500 Fuß hoch am Südabhange des Septimer in Graubündten, wo er 11 Meilen lang das Thal Engadin durchströmt, bei Finstermünz in österreichisches Gebiet tritt, nach 3 Meilen die nördliche Mittelkette der rhätischen Alpen in einem Querthale durchbricht, bei Landeck in das zweite Längenthal und hinter Kufstein in das bayerische Alpengebiet übergeht, wo er durch die Kalkberge der Nordalpen dringt, um bis Rosenheim sein unteres Querthal zu durchziehen, welches ihn in die wellenförmige Hochebene Bayerns einführt.

Das östliche Ufer des Inn begleiten die Granitwände der Oezthaler Alpen, eine furchtbare Gletscherwelt, da man in einem Umkreis von 20 Stunden 230 Ferner zählt. Von dem 9000 Fuß hohen Kamm steigen Bergspitzen bis über 11,000 Fuß hoch, auf die nur Schnee fällt, und drei Hauptgletscher bedecken mit ihren schimmernden Eismassen weite Strecken. Schauerlich ist diese Eisenöde, erdrückend die fürchterliche Erhabenheit dieser Alpenwelt mit ihrem kalten Eisschimmer, ihren grauenhaften Schneestürmen und leblosen Einsamkeiten. Die Thäler, welche von diesem rhätischen Gebirgszuge nach dem Innthale sich herabsenken, sind zwar eng, aber nicht menschenleer, dabei voll tobender Wasserfälle und großartiger Alpenscenen. Da rinnt zwischen dunklen Tannen der stille Bach lautlos sein kahles Thal, wo der Roggen erst im Juli Aehren bekommt, hinunter, um bei Nauders urplötzlich donnernd einen Felsspalt hinabzustürzen; da kriecht das schlundartige Kaunerthal an Schneebergen und spärlich erscheinenden Sennhütten hin, da umstarren die Gebatsch- und Oezthaler Ferner das hohe Pizthal wie ein Silberrahmen, da zeigt das Oezthal die wildesten Alpenlandschaften, wie sie selbst die Schweiz nicht hat, denn um dasselbe erheben sich die Wildspitze, der Similaunspitz, der hohe Fürst aus einem Labyrinth von Spitzen und Grathen, Fernern und Schneefeldern pyramidal über 11,000 Fuß hoch, während die Wildbäche sich tiefe Schlünde in das Urgestein eingewühlt haben. An diesen Felswänden führen die schwindelnden Pfade empor, die nicht selten dem Bergsteiger den Tod bringen, denn die Thalklemmen, von denen die Oez viermal beckenartig eingeschnürt wird, erlauben nur einen kaum fußbreiten Pfad am Berghange hin, der mitunter auf schwankenden geländerlosen Brücken aus Baumstämmen über die tief unten tobende Ache führt. Um den Schrecken zu vermehren, verkünden Tafeln mit Gemälden und Inschriften, daß hier Jemand verunglückt ist. Nur Tannen und Lärchen wagen sich in diese Wildniß, die der eingeklemmte Bach mit seinem Brüllen erfüllt, wenn er über Felsblöcke stürzend zerstäubt, so daß an dem aufsteigenden Wasserdunst der Regenbogen sein Farbenspiel zeigen kann.

Hier bewundert der Naturfreund den größten Staubfall der Alpen, den Sturbifall bei Umhausen, wo der Bach 6 — 800 Fuß herabstürzt. Auf der Hälfte des Falles schießt er auf einen Absatz, wo er zerstäubt und weiß wie Milch auf Felsenspitzen herabfällt, an denen er zu Staubnebel zerspritzt und von Regenbogen strahlt, die Frieden verkünden, während das Brausen des Baches furchtbar durch die Thäler dröhnt. Dieses romantische Thal ist reich an Sagen und Märchen, die sich seine Bewohner in den Spinnstuben erzählen. Nicht

minder eng ist das Wippthal mit der Sill, in dessen Enge sich die Straße nach dem Brenner emporwindet, wogegen das 14—15 Stunden lange und 18 Quadratmeilen große Zillerthal Anmuth mit Erhabenheit verbindet, denn hier wechseln Sennhütten mit Thalengen, Abgründe mit Obstgärten, Wasserfälle mit weiten Schneefeldern. Wo es der Raum erlaubt, dehnt ein Dorf in zusammenhängender Reihe seine massiven Häuser mit dem Blumengarten voll



Schlund auf dem Wege von Finstermünz nach Landeck.

Rosen, Levkoien und Nelken und dem grünen Kirchthurme mit dem goldenen Kreuz auf der Spitze zwischen Wallnuß-, Ahorn-, Linden- und Obstbäumen aus. Da schimmern in frischestem Grün die Wiesen, da wallen Mais, Roggen und Flachs über die Aecker, über denen die Abhänge wie bunt gestickte Tapeten sich hinziehen, begrenzt von Tannenwald, aus dem sich kahle, beschneite Bergzacken erheben. Alles schimmert in krystallener Frische von weichduftigem Grün, Alles athmet süße Ruhe. Der Ziller ist aber auch ein fleißiger Ackerwirth, der auf

hohen Berghängen selbst den Pflug zieht, dabei kräftig gewachsen und von edler Treuherzigkeit ist. Er liebt indessen auch wilden Tanz, geht einer tüchtigen Rauferei nicht aus dem Wege, und wartet hierzu nicht die Festtage ab, an denen es geräuschvoll genug hergeht. Er liebt trillernden, schmelzenden Gesang. Der Ziller bereitet jährlich 7000 Ctr. Käse, auch viel Wachs und Pech, oder er durchzieht als Kräuter- und Mineraliensammler die Welt, und die Durer Viehhirten preist man mit Recht als das fröhlichste, lustigste Alpenvolk. Am Hainzenberge bricht der Ziller Gold aus dunklem Quarz, in Fügen schnitzelt er allerliebste Holzsachen, in Mayrhofen schleift er Granaten, und zeigt sich als Dichter und Schriftsteller, indem er im gletscherreichen Zillergrund über jede Sennhütte einen Denkspruch schreibt.

Nicht minder reich an Schönheiten und Merkwürdigkeiten aller Art ist auch das obere Innthal. Bei Finstermünz decken Befestigungen den Engpaß und die Straße, welche in einer Schlucht zwischen schroffen Glimmerschieferfelsen so tief eingeklemmt ist, daß nur an den längsten Sommertagen der Sonnenstrahl hinab ins Thal gelangt. In der Mitte der Brücke steht als Pfeiler und Bollwerk ein massiver Thurm, während an der Ecke des Passes ein Schirmdach aus mächtigen Balken gegen die Steine schützt, welche der Regen herabzuschwemmen pflegt. Der alterthümliche Thurm, die schauerliche Einsamkeit zwischen hohen Felswänden, die beängstigende Enge der dunklen Schlucht und das tobende Wasser machen einen unvergeßlichen Eindruck, den die Erinnerung an die harten Kämpfe aus alter Zeit um den Besitz dieser Alpenpforte noch erhöht.

Die Strecke von Finstermünz bis über Landeck ist meist nur ein tiefer Thalspalt; wo sich dieser erweitert, oder, wenn es unten an Raum fehlte, oben auf den Berghöhen, liegen die malerischen Dörfer zwischen frischen Wiesen und Obstgärten, stets mit schöner Kirche und hohem Thurm. Diese massiven Häuser mit dem wetterbraunen Holzdach liegen reihenweise zusammen, eng an einander, mit dem Giebel nach vorn und bilden enge Straßen. Jedes Haus hat 1 — 2 Erker und oft noch ein Thürmchen, sechseckige Fensterscheiben, nicht selten das Bild der h. Jungfrau Maria an der Vorderwand einzeln liegender Gehöfte; aber auf dem hölzernen Giebelthürmchen eine Glocke, um die arbeitenden Bewohner von den Feldern zur Mahlzeit zu rufen. In Landeck, wo auf schroffen Felsspitzen die Burg Landeck und die Ruine Schroffenstein liegen, fand Herzog Friedrich IV. Aufnahme und Schutz, als er, auf dem Concil zu Kostnitz geächtet, verkleidet als Minnesänger seine Noth klagte. Das weiter thalabwärts liegende Kloster Stams gründete des Hohenstaufen Konradin's Mutter, um den zu Neapel widerrechtlich hingerichteten Sohn hier zu begraben. Zwischen Tannen und Kiefern, einsamen Weilern und stiller Bergeinsamkeit zieht sich das Thal bis Zirl, wo der Strom sich gegen Osten wendet, um zwischen hohen Bergketten nach Innsbruck zu wandern, nachdem er vor der Stadt am Sollstein die 1776 F. hohe steile Martinswand scheu betrachtet hat. Diese schroffe Wand voll Risse, Zacken, Wulsten und kühner Felsformen erhebt sich 1560 F. senkrecht über die Straße. Auf ihr hatte

der Kaiser Max sich verstiegen, wie Primisser erzählt, da er beim Verfolgen einer Gemse von Klippe zu Klippe sprang, bis 5 Zinken seiner Steigeisen brachen und er mit dem sechsten am Felsen hängen blieb. Die Einwohner von Zirl hielten feierliche Procession mit dem Sacrament bis zum Felsen, als sie Maxens Noth sahen, und daran verzweifelten, daß es einen Rückweg für den verloren geglaubten fürstlichen Jäger gebe. Da sandte Gott als Retter den kühnen Jäger



Die Martinswand.

Oswald Zips, der auf der Felswand jagte und Maxen erblickte. „Holla! was machst Du da?" frug er. „Ich laure auf Rettung!" antwortete trocken der Kaiser. „Ich will hinunter zu Dir," rief der Jäger zurück, „und mit Gottes Hülfe wollen wir's zusammen versuchen." Gesagt, gethan. Gott half, und Max ward gerettet. — Zu halber Höhe der Wand liegt eine schief gestellte, muschelförmige

Grotte von 80 Fuß Länge, 15 Fuß Breite und 13 Fuß Tiefe, die Maximilian's-Grotte, zu der gute Bergsteiger gelangen können, um von hier eine herrliche Aussicht zu genießen oder das 18 Fuß hohe Kreuz mit seinen lebensgroßen Figuren zu bewundern.

Von Innsbruck bis Hall ist das Thal sehr dorfreich und jeder tragbare Fleck Landes bebaut. Hall selbst hat im engen Thale einen 5088 F. hohen Salzberg, der jährlich 280,000 Centner Kochsalz liefert, und an 1200 Menschen beschäftigt, so daß es hier ebenso sehr lärmt und dampft, wie es zu Matrey im Sillthale von den Hämmern der 100 Schmiedemeister und ihrer Gesellen pocht und hämmert, die allerlei Eisengeräthe verfertigen, während Bergleute Asbest brechen. Zwischen Obstwaldungen, durch stadtähnliche Fabrikdörfer, reichgefärbte Landschaften rauscht der smaragdgrüne Inn, der sich im Sommer grün und nach Regen bleifarben färbt, bis Schwatz, wo die Frundsberge ihre Stammburg hatten, und der Silberreichthum des Falkenbergs so viel Bergleute heranzog, daß vor Zeiten ihrer 30,000 hier waren, und die Fuggers von Augsburg hier ihren Reichthum hatten. Jetzt finden indessen kaum 2000 Bergleute Arbeit, gewinnen aber immer noch 3500 Mark Silber, 500 Centner Kupfer, und Eisen in Menge.

Die Bergterrassen, welche seither die Thalsohle begleiteten und ihr ein muldenförmiges Ansehen gaben, verschwinden hinter Schwatz; dunkle Buchenwaldungen umdüstern den Fuß der Berge, von Felsvorsprüngen schauen aus Tannennacht hervor Burgruinen, und es rauchen am Flußufer Hütten- und Eisenwerke aller Art. Dort erhebt sich auch das stattliche Schloß Tratzberg mit seinen 365 Fenstern, und es erinnert Rattenberg an schöne alte Zeiten, als der Geiersberg noch reich an Silberadern war, während man jetzt nur noch Kupfer ausbeutet, wogegen das nahe uralte Brixlegg noch das reichste Silberbergwerk im Land besitzt, da es 1800 Mark Silber und 1300 Centner Kupfer liefert. — Bei Möryl endlich wird das Längenthal des Inn zum Querthal, dort, wo es durch die nördliche Kalkkette nach der bayrischen Hochebene durchbricht, wo nur der enge Kufstein die tyroler Klause als Grenzfeste schützt, da sich hier zwei Bergriegel gegen den Fluß vorschieben, die beide Festungswerke tragen. Die Josephsburg am rechten Ufer ist ein unersteiglicher Felsen, zu dem eine einzige bedeckte Wendeltreppe führt, und trägt kasemattirte Thürme, die mit einander durch unterirdische Gänge in Verbindung stehen, während die verschiedenen Felsenabsätze mit Batterien besetzt sind. Auf dem linken Bergriegel steht die Feste Zelleburg, und zwischen ihr und dem linken Gebirgsrande die Befestigungen der zelleburger Linien. Jetzt dienen diese Werke als Staatsgefängnisse. Dicht an der bayrischen Grenze engen links das Wildhorn und rechts das Grenzhorn den Fluß so sehr ein, daß der Weg an den Thalwänden hin erst künstlich mußte geschaffen werden. Als ein eidvergessener Bayer Kufstein verrathen wollte, nachdem Kaiser Max I. ihm dessen Vertheidigung anvertraut hatte, belagerte ihn Max, und schoß endlich mit seinen Kanonen Weckauf und Purlepaus Bresche, so daß sich der Verräther ergeben mußte. Im Zorn hatte

Max geschworen, die ganze Besatzung solle hingerichtet werden, und er werde Jedem eine Maulschelle geben, der für sie um Gnade bitte. Als aber das strenge Gericht begann, bat Erich, Herzog von Braunschweig, für die Schuldigen um Gnade; der milde Kaiser Max, erfreut, Anlaß hierzu zu haben, strich ihm sanft die Wangen und erfüllte seine Bitte. Vor Kufstein hat endlich Speckbacher seine verwegensten Heldenthaten ausgeführt, indem er nicht nur alle Wege sperrte, sondern unter den Kanonen der Stadt elf Schiffe mit Kriegsbedarf losband, um sie von den Wellen forttreiben zu lassen, und endlich gar verkleidet in die Festung schlich, um sie auszukundschaften und den Commandanten gefangen zu nehmen, den nur ein Zufall vor dieser Schande rettete. Darum heißt's von Speckbacher in jenem Volkslied:

Und als auf ihn Verdacht gefaßt
Der Festung Kommandant,
Ließ er ihn hin ins Zimmer stehn,
Von Leuten ihn beim Licht besehn,
Die ihn sonst wohl gekannt.

Da sah der Held ganz muthig drein,
So seltsam ganz und gar,
Daß er von keinem ward erkannt,
Und ihn entließ der Kommandant
Hinaus zu seiner Schaar.



Finstermünz.



Ansicht von Meran.

4 Das Etschthal.

Zu der Erhabenheit der Gebirgslandschaften im Innthale, welches das nördliche Deutsch-Tyrol bildet, gesellt sich im Etschthale die Anmuth des italischen Himmels, die Farbenpracht seiner Pflanzen und die Wärme der Luft. Die Etsch selbst bildet zwar vorzugsweise ein Querthal, weil sie die Kalk- und Voralpen durchbricht, aber dieses Thal ist muldenartig ausgeweitet und mit allen Reizen der südlichen Alpennatur und historischer Merkwürdigkeiten ausgestattet, dabei aber für die Frachtwagen des Kaufmanns wie für die Kanone des Kriegers eine sehr wichtige Pforte aus Italien nach Steiermark, Kärnthen und Tyrol. Von der südlichen Schweiz her sendet die gletscherreiche Berninakette zerklüftete Hochalpenzüge von der Etschquelle am Sattel des Reschenscheidecks nach Osten, deren Zweige wieder gegen Süden gehen und das reiche Gerippe von Bergzügen bilden, in deren Thälern die Alpenwasser der Etsch zuströmen. Da dehnt sich südlich, vom schweizerischen Munsterthal begrenzt, als weiter Bergrücken die sonnige Malser Haide aus, in deren Mulde die Etsch fließt, während 4—5000 Fuß hohe Berge die Hochebene überragen, wo weder Wald noch Haide, wol aber Roggen und Sommerkorn zu sehen sind und drei Seen ihre blanken Wasserspiegel ausbreiten. Ganz in ihrer Nähe steht der Orteler, während auf allen Aipthalwänden sich noch Bergrücken erheben.

Das Etschthal umfaßt etwa **14** □Meilen, ist ungefähr **52½** Mln. lang, in der Ebene gegen **1000** F. breit und der Fluß von Botzen ab schiffbar. Da der



Weinhüter und Winzer aus Marling.

Fluß drei verschiedene Gebirge durchströmt, so bieten seine Thäler viele geologische Merkwürdigkeiten, weshalb sie auch ein besonderes Studium der Mineralogen geworden sind. So reich der Pflanzenwuchs, die Steinformationen und Naturwunder sind, ebenso vielseitig ist die menschliche Thätigkeit, die sich in diesen Thälern regt. Da der nördliche 165 Quadratmeilen große Brixener Kreis oder südliches Deutsch-Tyrol ein (meist von Deutschen und einigen Ladinern bewohntes) Hochalpenland im Süden der Oetzthaler und Zillerthaler Fernergruppe ist, so hat es so herrliche Landschaften, daß viele Reisende oft einige Wochen hier an irgend einem Orte verweilen, um die Lieblichkeit dieser südlichen Thäler in allem Behagen zu genießen. Oberhalb Meran ist der Fluß über vier Thalstufen mit starkem Gefälle hinweggestürzt und in der Töll fällt er 600 F. in einer Viertelstunde. Die erste Hälfte seines Oberlaufs bildet das Obervintschgau, die untere von Glurns bis Meran Untervintschgau, während der Mittellauf, dessen breite Thalsohle durch Gräben und Kanäle wegen des Sumpfbodens durchzogen ist, das Mutterland heißt, von Botzen abwärts das Etschland. Durch die Veroneser Klause bricht der Alpenstrom ins sumpfige Flachland, das er träge durchzieht, indem er in zahlreichen Kanälen sich über das feste Küstenland verbreitet und am Porto Fossone ins Meer geht.

Um den Reichthum von Merkwürdigkeiten zu übersehen, wollen wir das Thal nach den Hauptnebenthälern durchwandern und mit dem im Nordwesten gelegenen Meraner Gebiet beginnen, zu welchem unter anderen das Passeyerthal und das Stilfser Joch gehören. Der größte Theil dieses Thales strotzt von Fruchtbarkeit; da sehen die Ferner der Hochalpen herab auf die Rebengelände und die Feigen des Mutterlandes; da steigen Kastanien und Nußbäume bis 3000 Fuß die Berge hinauf, und Hafer wie Gerste gedeihen noch 4000 Fuß hoch im obern Vintschgau, wo der Obstbaum verschwunden ist; da schauen aber auch von allen Bergzinnen an den Thalrändern Burgruinen herab, während der Wein auf weithin laufenden Laubengewölben sich hinrankt, die aus 6 Fuß hohen Säulen mit Trägern und Querhölzern und Stallbeinen erbaut sind. Pontainen heißen sie bei Meran, wo jährlich 68,000 Eimer Wein gekeltert werden, Berglen bei Botzen.

Mitten in solchen Pontainen streckt Meran, die frühere Residenz des Herzogthums Meran, seine kreuzweis sich schneidenden beiden Straßen an prangenden Gärten bis hinein in die Thalspalten der rothen, schöngeformten Porphyrfelsen aus, das paradiesische Meran, welches im Winter nur 8 Tage Schneefall, im Sommer kühle Berglüfte und durchschnittlich 58 Regen- und 11 Gewittertage hat. Sieh, da schleicht der Frachtwagen im Thale lange Strecken unter Weinlauben hin, daß er fast die blauen Trauben streift, oder es beschatten ihn riesige Nußbäume und Kastanien, an denen üppiger Epheu sich emporrankt. Die Stadt liegt hart am Fuße des Bergzuges, der das Schloß Tyrol trägt; sie war vor alter Zeit der Sitz der karolingischen Gaugrafen, nach deren Aussterben sie an Otto II. von Tyrol und 1363 an Rudolf IV. von Oesterreich kam. In der Laubengasse haben die Häuser unten zu beiden Seiten Bogen-



Schloß Tyrol.

gänge, unter denen die Sitze oder Batreien sich befinden, wo man sich zu geselliger Abendunterhaltung oder zum Ausstellen von Waaren zur Marktzeit zusammenfindet. Die Wassermauer, welche die Stadt gegen die Ueberschwemmung der Passer schützt, welche hier in die Etsch mündet, ist mit Pappeln bepflanzt und mit Brücken versehen, daß man auf ihr spazieren gehen und die wunderliebliche Aussicht auf den Mittelberg, auf die kegelförmige Muttspitze, die Meierhöfe des Marling, die burgenreiche Gegend von Obermais, wo Schöna vom Erzherzog Johann seinem Sohne als Grafschaft Meran gegeben ist, und auf die Getreidefelder mit hohem Mais genießen kann, so weit es die hohen flachen Häuser erlauben.

Ein fruchtbares prächtiges Land erschaut das Auge, bald reiche Obstgärten, bald rebenbepflanzte Höhen. Dem Obstbauer und dem Bürger freilich stimmt ein Glas Wein das Herz froh, macht sanglustig, schafft heitere, lustige Gesellschaft, und darüber vergißt der lebensfrohe Trinker, welche Mühen und Anstrengungen der Weinbauer hat, wie ungewiß der Ertrag seiner Arbeit und wie wenig lohnend sie im Allgemeinen ist. Da muß er hacken und den Boden lockern, da muß er das Mauerwerk seiner Terrassen im Stande halten, wenn er deren bedarf, muß Dünger mischen und den Berg hinauf tragen, die Spaliere besorgen, an denen er den Wein ziehen will, die Weinreben anbinden und ihnen eine vortheilhafte Lage geben, die Reben zur rechten Zeit und auf die rechte Weise schneiden, damit der Weinstock nicht zu sehr ins Holz wächst; er muß die Wurzeln pflegen, die Zweige ausbrechen, anheften, binden, endlich die Trauben lesen, sortiren, keltern oder auspressen, indem er sie in einem Faß mit nackten Füßen zertritt oder durch eine Presse zerquetscht, dann Reben und Wurzeln vor der Winterkälte schützen, und welches der zeitraubenden, anstrengenden Arbeiten mehr sind, ehe ein Glas Wein kann zum Trunk gereicht werden. Wie jeder Arbeiter nach vollendeter Ernte seine Fest- und Freudentage verdient, so auch der Winzer, zumal da der erheiternde Wein an sich den Menschen zu Scherz, Spiel und Frohsinn anregt. Da wird der Weinhüter der Salton mit gewaltiger Hellebarde, den Kopf deckt ein Hut mit Federn oder ein Eichhornbalg und ein Paar Gemshörner, den Lederkoller vor der Brust. Phantastisch ausstaffirt fordert er vom Vorübergehenden seinen Wegkreuzer. Tapfer knallen Andere mit Pistolen und Büchsen, daß es in den Bergen wiederhallt; da werden Umzüge gehalten und die kühlen Nächte vertanzt; da wird gesungen und gejubelt bis zum frühen Morgen, der neue Wein jedem Freunde kredenzt und alle Sorge, Mühe und Arbeit vergessen, denn der heitere Gebirgssohn will sich auch einmal der Gabe Gottes von Herzen freuen und durch einen Freudentag sich auf ein langes Jahr voll Anstrengung vorbereiten.

Am Abhange des Schloßberges bei Algund und Gratsch gedeiht der Pignolenbaum, da blüht die Pfirsiche schon zu Ostern, und es hat das poetische Volk die Kette der Dolomitkolosse, die man vom Schlern erblickt, den Rosengarten des Königs Laurin genannt. Bei dessen Anblick vergißt man alles Leid und mächtig zieht es zur Krystallburg Laurin's in die Schluchten des Schloßberges

hin. Der Thurm der Algunder Pfarrkirche ist der höchste in ganz Tyrol und ein Meisterwerk gothischer Baukunst.

Unter den 22 Burgen, die im Umkreis von 1 Meile um Meran herumliegen, ist Schloß Tyrol die merkwürdigste, die vom Kaiserhaus als Kleinod erhalten wird, denn das Volk sagt: „Keiner ist Landesfürst in Tyrol, außer im Besitze des Schlosses." Von der Stadt aus geht man am Pulverthurme vorbei nach der Zenoburg, einer alten Römerschanze, dann links auf den Küchelsberg,



Das Stilfser oder Wormser Joch.

wo ein trefflicher Wein wächst, um nach einer Stunde durch das Dorf Tyrol die Brunnenburg zu besteigen, die fast mitten im Bergeinschnitt liegt und mit der Schloßburg verbunden war, weil sich hier die fürstliche Kanzlei befand, bis Karl IV. diese Burg zerstörte. Von hier aus geht man durch einen unterirdischen Gang, das Knappenloch, und dann an riesigen Epheugewinden vorbei zur Burg Tyrol. Sie bestand aus drei Theilen, deren ältester zerstörter Theil rückwärts gegen das

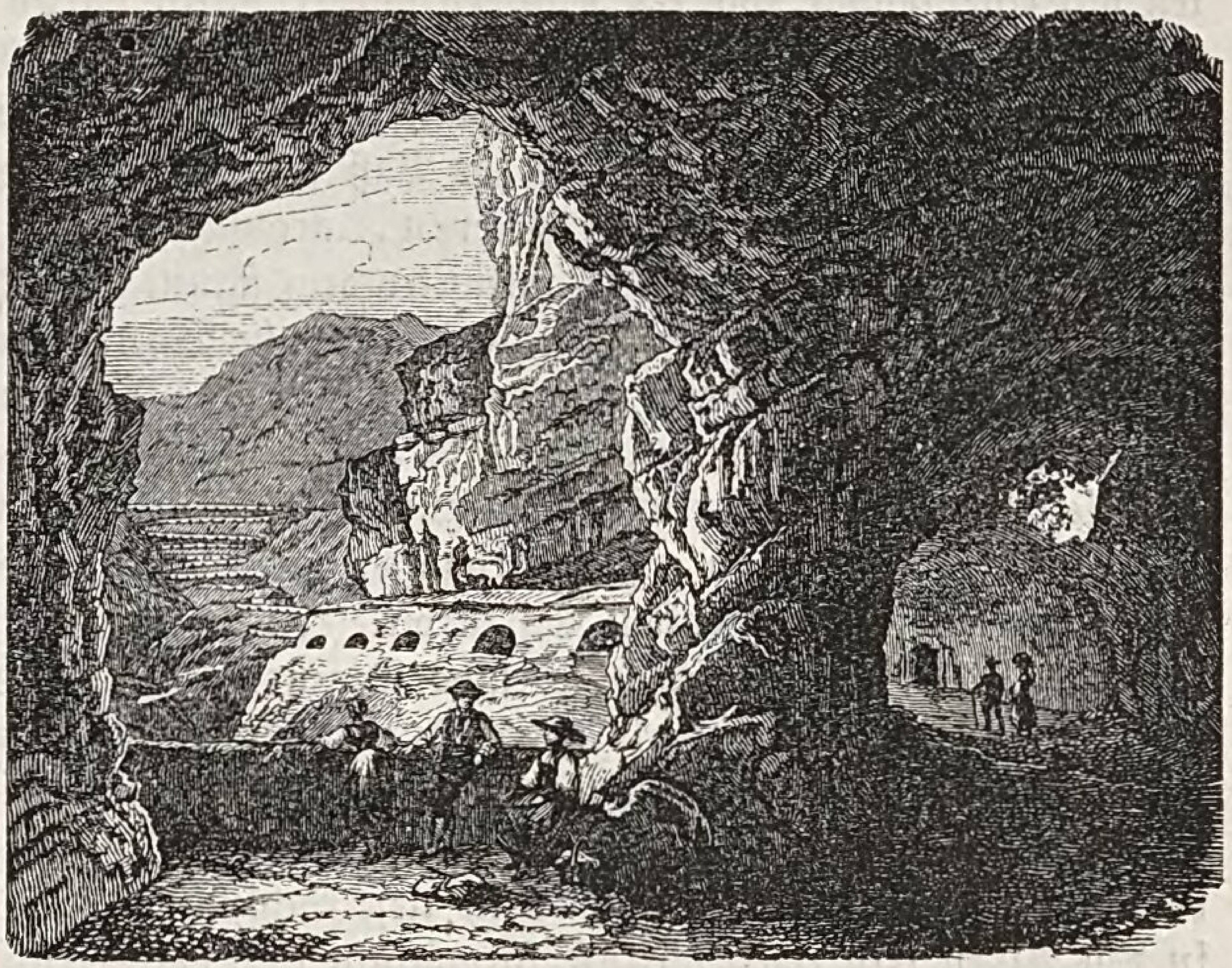
Gebirge lag, die Fürstenzimmer enthielt und in seinem geräumigen Hofe oft Ritter= und Minnespiele feiern sah. Der östliche Theil ist von Wildbächen zum Theil zerstört, und hat kaum für den Kaplan und Thürwächter Räume übrig behalten, während im südlichen Theile der Schloßhauptmaun wohnt, von dessen Fenster aus man die reizende Aussicht ins Thal genießt.

Das obere Etschthal hat außer den aufgeführten Vorzügen auch den Ruhm, die großartigste Alpenstraße zu besitzen. Nur wer die Schwierigkeiten eines solchen Straßenbaues kennt, wird die hohen Verdienste zu schätzen wissen, welche sich die kaiserliche Regierung und die genialen Baumeister Donegani und de Dominici durch die Straße des Wormser oder Stilfser Jochs erworben haben. Um über die Alpen Straßen zu legen, benutzt man jene Senkung eines Bergzuges, die man Sattel oder Paß nennt, welche man also ja nicht für die höchste Stelle zu halten hat. Nun kommt es darauf an, daß von dem Passe aus sich nach zwei entgegengesetzten Seiten Thäler absenken, die man oft unter großen Kosten fahrbar macht, da sie meist blos Schlünde und den Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, außerdem aber starkes Gefäll und Terrassen haben. Man mußte daher den Weg oft in den Felsen einhauen, oder durch eine Felswand durchbohren, oder den Fluß in schwindelnder Höhe überbrücken. Und doch sind dies nur die Vorarbeiten, denn die eigentliche Poststraße wird uns das Stilfser Joch selbst veranschaulichen.

Ist man durch das volk= und dorfreiche Obervintschgau mit seinen burggekrönten Bergen, herdenbedeckten Weiden und schattigen Bächen am stattlichen Städtchen Glurns vorbei, wo man in das wildromantische Matscher Thal mit seinen Getreidefeldern, seinen Goldforellen im Bache, Gemsen, Wölfen und Lämmergeiern auf den Felsgrathen hineinschaut, so gelangt man beim Postdörfchen Prad zu dem Anfange des Joches. Da wird das Thal enger, von den hohen Bergen poltern morsche Glimmerschiefer herab, Quellen stürzen überall von den Bergen, die Felder werden spärlicher, magere Gärten liegen auf gemauerten Terrassen, und hin und wieder umgrünt Laubholz die zerrissenen Felswände. Hoch oben liegt das arme Dorf Stilfs, und der Weg steigt 2 Stunden lang das wilde Suldenthal, das Ende der Welt genannt, bis zum Trafoibach aufwärts, wo südlich der Fuß des Ortlers sich erhebt. Fünf Brücken führen über Bäche und Gräben die wohlgeländerte Straße nach dem Flecken Trafoi (drei Brunnen), wo drei Quellen aus der Felswand hinter dem Wohlfahrtskirchlein herabrinnen, eine schauerliche Bergeinsamkeit, in der Geier um phantastisch gestaltete Felszacken kreisen, Bären die Schluchten durchsuchen, Gemsen auf Hochalpenwiesen weiden. Hier beginnt die eigentliche Straße. Bald thurmartig übermauert, bald in Schraubengängen sich windend, kriecht sie langsam den Berg hinan zu Höhen, wo der Lärchenbaum und die Zirbel zurückbleiben und selbst die bunten Alpenblumen nicht mehr folgen können, denn die Geländerpfähle sind dicht bereift, die Gleise färben sich hell, und endlich breitet sich über sie eine helle Schneedecke aus. Von Zeit zu Zeit erblickt man das sturmfeste Haus der Straßenarbeiter, welche die Straße im Stande zu erhalten haben, sieht aber auch

hinab in die öde Tiefe der drei Brunnen, darüber die schwarzgrauen oder gelblichen Wände des Ortlers, die blauen Abbrüche seines untern Ferners und des Trafoier Ferners, erblickt dann einen eisigen Grath mit schwarzen Felszacken, und sieht bei der Wendung der Straße über das Etschthal und gerade auf die Weißkugel des Oetzthaler Eismeeres. Immer riesiger wachsen indeß die Bergspitzen empor; über den Tartschbach geht es tiefer ins Thal hinein, wo der Madatsch-Ferner seine blauen, schuttbedeckten, wild zerklüfteten Massen ganz nahe an die Straße schiebt, wo das Wächterhaus durch ein keilförmiges Schirmdach gegen die Lawinen geschützt ist, und wo man vom Posthaus Franzenshöhe, 7800 Fuß über dem Meere, die scharfe Spitze des 12,000 Fuß hohen Ortler und neben ihm die fast eben so hohe Eiswüste der Königswand gewahrt.

Von hier ab beginnt die Ersteigung des Joches selbst, ein ödes baumloses Amphitheater, das nur im hohen Sommer schneefrei, aber auch im Juli zuweilen 6—7 Fuß hoch eingeschneit ist. Dieser Theil der Straße die seit 1848 zerstört ist, war fast ganz mit Sturmdächern überdeckt, damit er nicht verschneit, während der aufgehäufte Schnee mauerartig die Seite umthürmte, und Lawinen stäubend über diese Wandeln ins Thal donnerten. Den höchsten


Die dritte Galerie im Vallone della Neve vor dem Jahr 1848.

Punkt des fast 9000 Fuß hohen Passes bezeichnet eine viereckige Steinsäule mit dreifacher Inschrift; vorn steht: confine, rechts territorio tirolese, und links territorio lombardico, denn hier führt die Etsch ins deutsche Gebiet, ein Seitenthal ins romanische Munsterthal und das Wormser Thal ins italienische Gebiet. Grauenvoll ist die Aussicht auf die Schneewüsten, tiefen Thalschlünde, kahlen Felskegel, auf die 48 Windungen der $15\frac{1}{2}$ Fuß breiten Straße nach Prad und die 38 nach Bormio (Worms) zu mit ihren Holzgeländern, fensterreichen Galerien und Dächern. Die Windungen messen im Ganzen 32 M. auf der kurzen Strecke. Da schauen rechts die graubraunen Wände des Brauglio, links die Schneefelder des flach gewölbten Monte Cristallo herab auf die Steinfelder und Tiefen, an denen der Pfad nun nach dem 8100 Fuß hohen Ställen und bei den Häu-

fern der Poststation Santa Maria durch das Braugliothal zur Adda und zum Comersee führt. Hat man weiter hinab an der Osteria Vecchia und der hölzernen Alpenhütte vorüber eine dammartig zwischen den beiden Thalwänden sich emporschlängelnde Straße durchwandert, so gelangt man, um einen Vorsprung biegend, an die (1848 theilweise zerstörten) sieben Galerien, welche theils in den Felsen gesprengt, theils aufgemauert sind, und deren dritte wir abgebildet haben, da sie recht deutlich die Schwierigkeit der Ausführung dieses Riesenwerkes darthut. Die Galerien haben sämmtlich eine Breite und Höhe von 13½ F. und sind von 5 zu 5 Kl. mit halbrunden Oeffnungen versehen, um das Innere derselben zu erleuchten. Die oberste Galerie ist durch den Felsen gearbeitet und mit dem anstoßenden Gewölbe auf 46 Kl. verlängert. Die mittleren Galerien bestehen mit Ausnahme der dritten blos aus Mauerwerk, während die beiden letzten mit einer Länge von 83 Klaftern wieder durch hartes Felsgestein getrieben sind. Alle zusammen haben eine Länge von mehr als 2700 Fuß. Hier ist im Winter und Frühjahr der Tummelplatz schrecklicher Schneestürme, und ohne das Schutzmittel der Galerien würde der Paß fast während der Hälfte des Jahres nicht zu passiren sein. Wilde Scenen, grausige Tiefen und Felsenklüfte des Vallone della Neve bieten sich mitunter dem staunenden Auge, und ein Wasserfall, der über eine mehr denn 500 Fuß hohe Wand herabstürzt, ist einer der schönsten zu nennen, wenn er gerade hinlängliche Nahrung durch anhaltendes Regenwetter bekommen hat. Eine 7 Klaftern lange Bogenbrücke überspannt eine tiefe Schlucht. Hier öffnet sich zum ersten Male der Einblick in das Thal von Bormio. Wieder in enge Felsengassen wird die Straße gezwängt, und bald überrascht eines der seltensten Schauspiele den Wanderer. Es ist der Ursprung der Adda. „An der jenseits hoch emporsteigenden Felsenwand stürzt nämlich aus einer Oeffnung von mehr als einer Quadratklafter die Adda gegen 60 Fuß hoch herab ins Braugliothal, wo sie im dunklen Schlunde zwischen schroffen Felsen abwärts schäumt, nachdem sie sich sogleich mit dem Umbrail-Bache vereinigt hat, der von der Höhe der Straße durch tiefe Schluchten herabkam. Es entspringt in den Alpen kein zweiter Fluß so mächtig und wasserreich. Bald geht er dem Auge wieder in grausiger Tiefe verloren, da sich die Straße an steil abhängenden Wänden hinzieht. So geht es fort unter Wandeln und an Gletschern hin durch das zerklüftete Kalkgebirge hindurch, das nur auf seinen Zinnen einige Zwergtannen trägt. Auf Brücken und durch Tunnels hat sich die Straße über schäumende Wildbäche, Abgründe und Lawinenstürze hingezogen, hier im Zickzack, dort dicht an steiler Felsenwand vorbei, bis sie sich nach Süden wendet, wo wir das herrliche Schauspiel des Addafalles sahen."

Diese höchste und großartigste Alpenstraße ließ Kaiser Franz I. 1820—25 anlegen, 1825—34 bis Lecco am Comersee erweitern, so daß Innsbruck mit Mailand verbunden war, weil durch das Naudersthal vom Innthale aus eine Straße ins Vintschgau führt und nur eine Wiese die Etsch vom stillen Bach von Nauders trennt, der bei Finstermünz sammt seiner überbauten Chaussee ins Innthal gelangt. Die Pläne zu diesem gewaltigen Straßenbau machte Done-

gani, wogegen Porro und Dominichini die Arbeiten leiteten, und Polli, Nolli und Talachini sie ausführten.

Ein Nebenthal der Etsch ist das einsame Passeyerthal, wo die 5 Meilen lange Passer von den Oetzthaler und Langthaler Fernern stürzt und ihren Weg oft tobend über ungeheure Steinblöcke, die von den Uferwänden herabstürzten, suchen muß, und Wiesen mit dunklen Nadelwäldern wechseln. Hier führt ein furchtbarer Paß an Abgründen hin über Steingeröll, das man stellenweise nur mit Hülfe der Hände erklimmen kann, über Schneefelder und Felsengrathe, wo Kreuze auf Felsblöcken hier und da den Weg anzeigen, über das Timbeljoch nach Zwieselstein im Oetzthal. Da, wo das 3 — 400 Fuß breite Bett an dem Hauptorte des Thales St. Leonhard vorbei führt, liegt einen Kanonen-



Hofers Haus im Passeyerthal.

schuß abwärts von diesem Flecken hart am östlichen Ufer des sandigen Flußbettes das Wirthshaus Sand, ein zweistöckiges Alpenhaus mit Schindeldach, nach vorn gekehrtem Giebel, Galerien gegen die Passer, gothischen sechseckigen Fensterscheiben und schmalem Eingang. Es steht nicht auf Felsengrund, nur 15 Fuß höher als die Passer, gegen die es ein Steindamm schützt und ist vom Kaiser angekauft, um es zum Andenken an den treuen Andreas Hofer zu bewahren, der es bewohnte, ehe er für das gute Recht seines Kaisers den Märtyrertod zu Mantua durch einen rechtswidrigen Machtspruch Napoleon's erlitt.

Andreas Hofer war am 22. Novbr. 1767 geboren, hatte am Kampfe Oesterreichs gegen Napoleon Theil genommen, war Hauptmann einer Schützencompagnie und im ganzen Lande geachtet, der kräftige Mann mit dem langen

schwarzen Barte und dem treuen patriotischen Herzen. Als nun Tyrol an Bayern durch Napoleon's Machtspruch abgetreten war, und Vieles geschah, das Volk zu kränken, ja sogar das Schloß Tyrol verkauft ward, welches aber Meran 1814 zurückkaufte, um es dem Kaiser zu schenken: da fühlte jeder Tyroler, daß man sich dieser Willkür widersetzen müsse, denn mit Leib und Seele hing der treue Gebirgssohn an dem angestammten Herrscherhause. Patriotische Männer traten zusammen, um Mittel der Rettung zu berathen. Andreas Hofer, der 42jährige Sandwirth, der Landwirth Joseph Speckbacher aus Rinn am Innthale und der Kapuziner Haspinger erbaten in Wien die Erlaubniß, das Recht ihres Kaisers mit ihren Büchsen zu vertheidigen, und so gingen zu ihrer Unterstützung der General Chasteller, der Tyroler Joseph v. Hormayr und der Tagelöhnersohn Martin Teimer aus dem Vintschgau nach dem durch seine Lage und dem Muthe seiner Bewohner geschützten Lande.

Der Aufstand brach am 9. April 1809 im Pusterthale aus, wo Hofer auf dem Sterzinger Moose siegte, während nach wenig Tagen Speckbacher Innsbruck eroberte, nachdem er am Iselberge gesiegt hatte. 8000 Feinde waren gefangen worden. Da Napoleon indeß an der Donau Vortheile errungen hatte, so mußten die kaiserlichen Truppen der Uebermacht weichen, und räumten in Folge dessen das Innthal. Hofer aber sammelte seine Schützen, jagte nach mehrtägigem Kampfe im Mai 1809 am Iselberge die Bayern aus Tyrol, befreite Trient, und war im Begriff, in Kärnthen einzudringen, als der Waffenstillstand zu Znaym und die Noth im rings abgesperrten Tyrol Hofer's kühne Pläne vereitelte. An 40,000 Feinde drangen nun plündernd ins Land, um es zu unterwerfen; selbst Hofer schwankte einen Augenblick in seinen Entschlüssen; aber Speckbacher's Beispiel regte auch in ihm den unverzagten Muth an. Er rief seine Landsleute von Neuem unter die Waffen, lieferte am Iselberg am 13. August die dritte Siegesschlacht, jagte den Feind in schimpflicher Flucht aus dem Lande, und ward zum Obercommandanten Tyrols ausgerufen, weshalb ihn sein Kaiser mit der goldenen Gnadenkette beschenkte. Ganz Tyrol jubelte und freute sich seiner Freiheit; doch der Himmel hatte dem Kaiserreiche schwere Prüfungen auferlegt. Der Kaiser mußte zu Schönbrunn Frieden schließen, und der Erzherzog Johann die treuen Tyroler auffordern, der bayrischen Herrschaft sich zu unterwerfen. Hofer fügte sich, aber nicht alle Tyroler gehorchten seinen Befehlen, widersetzten sich vielmehr mit den Waffen, und Hofer, dem es unerträglich war, einen andern Landesherrn als seinen Kaiser zu haben, rief dem Volkswillen nachgebend, von Neuem zum Kampfe für Kaiser und Recht auf. Ehe aber der Aufstand geregelt war, drangen große Feindesschaaren ins Land, überwältigten die uneinigen Schützenhaufen und Hofer mußte flüchten. In einer hochgelegenen Sennhütte in der Kellerlahn barg er sich mehrere Wintermonate 1809 — 10, da verrieth ihn sein Knecht Joh. Steffel, dem die Bayern den Weg versperrten, als er seinen Herrn mit Nahrung versorgen wollte, und welcher, den feindlichen Drohungen nachgebend, den Verfolgern den Weg zur Kellerlahn zeigte. Die oft erzählte Geschichte, daß ein früherer Freund, der Priester Donay, von Hofer beleidigt,

aus Rache den Machthabern seinen Versteck verrathen habe, ist längst am bündigsten durch Beda Weber widerlegt. Am 20. Januar 1810 Morgens um 5 Uhr pochten die feindlichen Truppen an Hofer's Thür an. Er öffnete, nannte seinen Namen und ließ sich fesseln, um nach Mantua geführt zu werden. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn zu Gefangenschaft, aber Napoleon befahl seinen Tod. Da ward er denn am 20. Mai 1810 auf der Bastei, da, wo jetzt vier Linden stehen, erschossen. Hoch aufgerichtet commandirte der Held selbst das todtbringende „Feuer." Aber unter den abgeschossenen 12 Kugeln war keine tödtliche, und erst der Schuß des Corporals, dicht vor seiner Stirn abgedrückt, machte seinem Heldenleben ein Ende. So starb Hofer, ein echter Tyroler, und unvergeßlich seinem Volke, für seinen Kaiser den Heldentod. Der schlichte Mann benutzte die Oertlichkeit so geschickt, daß er die tüchtigsten Generale besiegte und gar oft die feindliche Uebermacht überwältigte. Das deutsche Volk wird ihn nie vergessen, und deutsche Dichter haben den Helden aus dem Volk durch Lieder gefeiert, von denen das von Jul. Mosen hier einen Platz finden mag.

1.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol.

2.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten;
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

3.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: Gott sei mit Euch,
Mit dem verrath'nen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!

4.

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finst're Thor.
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er hoch auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

5.

Dort sollt' er niederknien;
Er sprach: „Das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz!
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!"

6.

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Corporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal.
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!"

Der Botzener Bezirk, welcher das Etsch-, Sarn- und untere Eisackthal umfaßt, hat keine Ferner, sondern fruchtbare Mittelgebirge, prächtige Kastanienwälder, hochstehende Maisfelder, Maulbeergärten, Burgen, Landhäuser, Schlösser und Kirchen, bunt bemalte Häuser im paradiesischen Kaltern, bei Tramin und Botzen treffliche Weine, von denen die an den Berghängen wachsenden Leiterweine, die im Grunde Bodenweine heißen. Im Sarnthale wohnen Deutsche

allemannischer Abkunft mit eigenthümlicher Tracht, während im Etschthale gewiß eine ostgothische Bevölkerung sitzen geblieben ist. In der Botzener Thalsohle auf unebenem Boden breitet Botzen an der Eisackmündung seine krummen, engen Straßen mit vierstöckigen weißen Steinhäusern aus, welche Balcone tragen, flache Dächer und im Unterstock Arcaden für die Fußgänger haben. Obschon die Einwohner Deutsche sind, so wird doch schon viel Italienisch gesprochen. Reizend ist die Umgegend. Weiße Sommerhäuser zeigen sich an den Terrassen der Berge zwischen Obst- und Blumengärten, in denen Granaten und Myrthen, Pignolen und Oliven grünen, Agaven und Opuntien ganze Strecken überwuchern, Pfirsiche über Narcissen und Hyacinthen blühen, Wege dieses Gartenlabyrinth durchkreuzen, und Kapellen, Heiligenbilder, Burgen, Kreuze und Schlösser überall hervorblitzen, bis ein sanft ansteigender Bergwall das farbenreiche Landschaftsgemälde einrahmt.

Merkwürdig sind die in der Schlucht von Lengmoos vorkommenden Erdpyramiden, dies sind spitz zulaufende Erdpfeiler von 10—30 Fuß Höhe und 5—10 F. Dicke, die auf der Spitze einen Stein tragen. Wenn Regen niederrinnt, so sucht er sich neben jenem Stein eine Bahn aus, furcht sich in der Erde tief ein, indem er sich ein Rinnsal aushöhlt, und giebt der Erdwand dadurch ein nach oben ausgezacktes Aussehen, da zahllose Pyramiden terrassen- und reihenweise über und hinter einander stehen.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Etschthales sind die Dolomitfelsen, die sich besonders prachtvoll im Fassathale zeigen und den Mineralogen ein interessantes Studium sind. Hoch und spitz steigen diese zerklüfteten Felsen gleich Thürmen empor, und die nackten Wände ihrer schroffen Abhänge schimmern von fern wie Schneefelder. Ihre phantastischen Gestalten gleichen bald Burgruinen, bald in Trümmer gefallenen Säulenhallen von riesigem Maßstabe, bald schlanken Obelisken, bald Riesenkegeln, bald zerstörten Städten oder Gletschergebilden des Polarmeeres. Einen grauenhaftern Anblick bilden die Schutthaufen der Bergstürze, die im Etschthale, besonders im untern, vorkommen, und schon manchen blühenden Ort verschüttet haben. Weit und breit dehnt sich da bei S. Marco ein wüstes Steinfeld von Geröll, Felsblöcken und zerbrochenen Bäumen aus, auf dem hier und da Unkraut wuchert, und durch welches die Bergwasser mühsam einen Ausweg suchen.

Neben die Eigenthümlichkeiten des Landes setzen wir die der Betriebsamkeit der Einwohner, besonders des Grödnerthales, welches in der Nähe von Botzen ins Eisackthal mündet, sowie des Brentathales. Unter den Alpenbäumen ist mancher sehr nützliche, denn die gewaltige Wettertanne, die wie zum Schutz ihre abwärts geneigten Zweige schon 6—8 F. über dem Boden beginnt, schützt mit ihren ellenlangen, meergrünen Bartflechten im Winter die Gemse vor dem Verhungern und bietet dem Weidevieh einen Schutz vor Schnee und Regen, dem Fuchs unter den Wurzeln eine Höhle, der Katze und dem Luchs einen Platz zum Lauern auf Beute, dem Spechte im Stamme, dem Birkhahn wie der Ringamsel in den Nadeln ein Quartier dar. Die Zirbelkiefer dagegen, auch

Zirbelnußbaum oder Arve genannt, ist die Ernährerin der grödnerthaler Bevölkerung geworden, denn da trotz des unermüdlichen Fleißes, den die ein verdorbenes Latein sprechenden, vollen, runden Grödner auf den Anbau ihres 6 Stunden langen Thales an der schönen Seiseralp verwenden, trotz des fleißigen Spitzenklöppelns die Ernährung der 4000 Thalbewohner schwierig war, so begann 1703 Johann Mez in der Nähe des Hauptortes St. Ulrich Bilderrahmen zu schnitzen aus der Arve, welche die Bergforsten bedeckt, und deren Holz sich gut bearbeiten läßt. Anfangs schnitzte er ungezierte, dann laubartig und muschelförmig verzierte Rahmen, die bald beliebt wurden. Sein Beispiel fand Nachahmung, und je mehr Arbeiter sich fanden, desto mannichfaltiger wurden die Arbeiten. Schon 1750 schnitzte fast das ganze Thal Crucifixe, Weihnachts-



Erdpyramiden bei Botzen.

krippen, Christkinder, Spielsachen, Thiere, Heiligenbilder, die man fabrikartig verfertigte und durch die ganze Welt verbreitete. Der Kaiser bewilligte ihnen 1821 eine besondere Zeichenschule in Ulrich. Anfangs kauften Händler aus dem Ammergau die Waaren auf, aber bald gingen die Grödner selbst mit ihren Waaren nach Italien, Deutschland, Rußland, Amerika, Mexico u. s. w., gründeten dort Niederlagen, und kehrten dann in ihr grünes Thal zurück, um das Erworbene zu verzehren. Jetzt haben die Arven abgenommen, man muß sie weither kaufen, dazu hat das Holzschnitzeln an vielen Orten Nachahmung gefunden, weshalb es nun im Grödnerthal fabrikmäßig betrieben und der Handel von einigen Großhändlern besorgt wird, da wöchentlich wenigstens 5 Kisten zu je 150 Gulden Werth geliefert werden.

Siehe, da sitzt aber auch in dem grünen, bachdurchrauschten Thale Mann, Weib und Kind in den weit umher zerstreuten zierlichen Häusern von verschiedener Größe, die weiß angestrichen, mit blanken Fenstern, rothen Dächern, grünen oder gelben Thüren versehen sind, und schnitzen unablässig, bald dieses, bald jenes von den 30 verschiedenen Schneideisen gebrauchend, aber jeder schnitzt zeitlebens ein und dieselbe Figur oder denselben Figurentheil, wodurch er eine außerordentliche Geschicklichkeit erhält. Wie flink dreht sich das Holz in seiner Hand, wie sicher sind die Schnitte und Kerben, wie sparsam weiß er jedes Schnitzelchen zu benutzen! Der geschickte Arbeiter verdient wöchentlich 2 Gulden, mittelmäßige 40—50 Kreuzer, Kinder 5—12 Kreuzer. So hoch kann der erfinderische Mensch Naturgegenstände verwerthen!

Die Zirbelkiefer gehört zu den hochstämmigen Bäumen, die über 7000 F. hinauf gedeihen, und wächst wald- oder strichweise in den Ostalpen. Ihr aschfarbener rissiger Stamm steigt 50 — 80 Fuß gerade empor, und sendet seine Hauptäste wagerecht aus, deren Enden mit dem 2 — 3 Zoll langen Nadelbusch sich kronleuchterartig emporkrümmen, während der übrige Ast nadellos ist. Zwar wächst dieser Baum sehr langsam, in 70 Jahren etwa 6½ Fuß hoch, wird aber auch sehr alt; er hat an der Wurzel oft 12 Fuß Umfang und ein wohlriechendes Holz. Selbst hohle, fast ganz abgestorbene Stämme treiben noch grüne Zweige, Blüthen und Früchte, die unter den harten Schuppen wohlschmeckende, ölige, dreikantige Früchte (Zirbelnüsse) haben. Das Holz ist harzreich, weißlich, wird aber an der Luft röthlich, ist von feinem Bau und fast unverweslich.

Auf ähnliche Weise begannen die Bewohner im Thal Sugana und in dessen Nebenthale Tesino im Anfange des 17. Jahrhunderts einen Handel mit Heiligenbildern, und da dieses Unternehmen guten Fortgang hatte, so erweiterte man den Umsatz, handelte mit Bildern aller Art, und gründete in ganz Europa Niederlagen, so daß diese Thalbewohner Kunsthändler und Kunstkenner in Europa wurden, welche den Großhandel mit diesem Artikel in den Händen haben.

Das merkwürdigste Alpenthal ist das der Eisack, die vom Kreuzjoch kommt; im obern Theile hieß es sonst Wippthal. „Es hat außerordentlich viel Seitenthäler, wie wol kein anderer Alpenfluß. Daher erscheint es wie ein gewaltiger Baum mit unzähligen Aesten und Zweigen, denn ihm entsprießen das dolomitreiche Sarnthal, das Grödnerthal, während andere Zweige nach den Eisdecken des Ferner hinaufreichen, und über den Brenner nach dem Innthale hinüberranken." Nach Osten zu steigt das Rienzthal durch die Pusterthaler Klause als Pusterthal mit seinem Nebenzweige, dem Ahrnthal, bis zu den Krimler Tauern und dem Salzachgebiet, während das lateinisch sprechende Enneberg ins Fassathal nach Süden greift, und die östlichen Thäler bis zu den Drauquellen sich ausdehnen, so daß sich im Eisackthale die wichtigsten Alpenstraßen zu einem Knotenpunkte sammeln.

Im Eisackthale dehnt sich bei Sterzing wagerecht die sumpfige Schilfwiese des Sterzinger Mooses aus, wo Hofer seinen ersten Sieg erfocht, und

weiter hinab ist die berühmte Brixener Klause, ein Gehöft, durch dessen Thor die Straße geht. Brixen, als Knotenpunkt zweier Straßen, birgt seine weißen Häuser, deren Wände mit Heiligen bemalt und mit Erkern versehen sind, hinter den granitenen Quadermauern der Befestigungen. Kaum eine Stunde unterhalb Brixen beginnt bei der nur aus einer engen Gasse bestehenden Klause der 5 Meilen lange Durchbruch des Kunterwegs, d. h. kahle, senkrecht aufsteigende, zerklüftete Porphyrmassen, die einen Schlund von 2—3000 Fuß Tiefe bilden, so daß die Straße oft durch die Felsen gesprengt wurde. Erst kurz vor Botzen weitet sich das Thal aus. Dafür haben die Menschen sich auf den 2 bis 3000 Fuß hohen Alpenterrassen angesiedelt, wo frische Matten sich ausbreiten, Bäche rieseln, von den Fernern kühle Lüfte wehen, und Tannenwaldungen mit den malerisch gruppirten Dörfern, Weilern und Sommerhäusern ein reizendes Landschaftsgemälde gewähren, wo bei Seiß die sagenreiche Burg Hauenstein auf steilem Felsen liegt, Oswald von Wolkenstein seine Lieder dichtete, und König Laurin der Sage nach seine Krystallburg hatte. Die Seißer Alp war sein Rosengarten, der Schlem seine schatzreiche Krystallburg, der Hauenstein wald, der grüne Tann und Hauenstein selbst das Zauberbrünnlein, durch welches Dietrich von Bern in die versteckte Burg einzog, den König Laurin gefangen nahm und als Gaukler nach Bern (Verona) führte.



Zirbelfichte und der tyroler Schnitzler.

Die berühmte Brennerstraße (4350 Fuß hoch) führt das Wippthal hinauf nach dem Innthal, eine andere durch das Pusterthal nach Kärnthen ins Drauthal. Die Römer, Hunnen, Gothen und deutschen Kaiser gingen meist über den

Brenner nach Italien, und in den Kriegen Hofer's war er gleichfalls der wichtigste Punkt, dessen Besitz Tyrols Schicksal entschied.

Den südlichen Theil von Tyrol bildet Welschtyrol, wo italienisch gesprochen wird, italienische Luft, Vegetation und Betriebsamkeit herrscht, wo Wein und Granaten gedeihen und Maulbeerbäume den Seidenwurm ernähren, wo Paläste mit geschlossenen Fensterladen an vergangene Größe erinnern, marmor- und bilderreiche Dome das Land der Kunst kenntlich machen, Gasthöfe mit weiten Höfen, Galerien und den Wappen hoher Gäste auf den Fluren an südliche Ruhmsucht, Kaffeehäuser mit Stammgästen an südliche Geselligkeit, Gräben und Canäle an fleißige Feldwirthschaft erinnern, wo Lärm, Glanz und leichter Sinn das lebhafte Wesen des Südländers charakterisiren. Die Verzweigungen des Ortler, die trienter und venetianischen Alpen umkränzen das 114 Quadratmeilen umfassende Welschtyrol, welches der Avisio (im Mittellauf Fleims-, im Oberlauf Fassathal genannt), die Brenta und der Noßbach als Nebenflüsse der Etsch durchströmen, während andere das Gebirge mit der Etsch parallel durchfurchen.

Von Botzen abwärts kommt man über die Thalebene des Botzener Bodens mit ihren Maisfeldern und Weingärten, Wassergräben und weißen Winzerhäuschen, vorbei an der Porphyrwand des Mittelbergs, dessen Burg Hocheppan an blutige Kämpfe mit den trientiner Bischöfen erinnert. Wenn hier die zerstreuten Häuser Kalterns mit ihren Weingärten das Bild einer orientalischen Stadt geben, steigt dort der gewaltige Eichwald vom Berge herab, wächst dort der treffliche traminer Wein, und ist das traminer Moos durch Abzugsgräben in Garten- und Wiesenland verwandelt, wo Blutegel in Schilflachen wohnen, und bei der Noßmündung mit den Kalkfelsen beginnt das eigentliche Italien. Da breitet das an Marmorpalästen reiche Trient seine Straßen mit den rothen Häusern und rothen Ziegeldächern bis auf das Gebirge hinauf aus, färben rothe Granitadern und rothe und grüne Porphyrstreifen den weißlichen Dolomit bunt, schaut von dem 300 Fuß hohen Felswürfel des dosso di Trenta eine Feste herab, und zeigen sich rechts der Engpaß von Cadine, den der heilige Vigilius mit seinen Händen schuf, weiterhin der 500 Fuß tiefe Wasserfall von Sardagna, im Norden und Süden malerische Bergketten mit fernen Schneehäuptern, während prachtvolle Villen die nächste Umgegend schmücken. Da werden Maulbeerblätter verkauft, wenn sie zu grünen anfangen, der Wein aber nicht getrocknet, sondern lange hängen gelassen, nach dem Keltern auf Flaschen gefüllt, und in kühlen Kellern aufbewahrt. In der Kirche S. Maria maggiore ward 1545—63 das berühmte Concil abgehalten, an dem 7 Cardinäle, 3 Patriarchen, 33 Erzbischöfe, 235 Bischöfe, 7 Ordensgenerale, 146 Theologen und viel weltliche Herren Theil nahmen. Ein heiteres Volksleben zeigt sich den 26. Juni am Feste des h. Vigilius, welcher als Schutzherr der Stadt und des Landes verehrt wird, da er in diesen Gegenden die Christuslehre predigte, und dabei den schmerzensreichen Märtyrertod der Steinigung fand. Da giebt es feierliche Processionen, nach ihnen aber Volksfeste, wo Geiger und Sänger, Gaukler und Seiltänzer, Zahnbrecher und Wunderdoctoren schreien, trompeten,

lärmen und reden, um ein Publicum heranzuziehen, wo Theater, Corsofahrt und Feuerwerk die Menge heiter stimmen. Da kommt denn auch der italienische Bauer in weiten Hosen und kurzem Frack, die roth und gelb, oder grün und gelb aussehen, mit großem, rundem Hute, Schnallenschuhen und bunter Weste, wogegen die Frauen blaue Faltenröcke mit hellrothen Tuchstreifen, schwarztuchenes Mieder mit hellblauem Brustlatz, ein weißes Musselintuch, bunte Kattunschürze, einen fast dreieckigen Männerhut über der Haube und einen im Kreise um den Kopf gelegten Zopf tragen.

Weiter hinab von der Etsch unter Obst- und Kastanienbäumen geht es dem winterlosen Roveredo (Rovereit) zu, das unter Weinbergen und Maulbeer-



Ansicht von Trient.

bäumen in einer Schlucht des hier mündenden Leonbaches versteckt liegt. Hier steigt die Rebe bis zum Baumgipfel und schwingt sich von Baum zu Baum, liebliche Guirlanden bildend, da beschatten mächtige Trauerweiden und Akazien die Landstraße, oder schießen die ernsten Pyramiden der Cypresse empor. In der Nähe auf dem Schloß Lizzona weilte der Dichter Dante eine Zeit lang, und hier wächst bei Isara auf schwebenden Gärten, d. h. hohen Lauben, ein rother Wein, der beste Tyrols. In der Nähe war aber auch am Beginn der Stromenge der furchtbare Bergsturz bei Slavini di San Marco, den Dante als Bild seiner Hölle benutzte, dessen Trümmer von Häusergröße meilenweit das Thal be-

decken, und jetzt, nach fast 1000 Jahren, noch Grauen erregen. Berühmt sind die Seidenhaspeleien (Filanden) des Bettini, der 160 Kessel und 500 Arbeiter beschäftigt, und die Seidenzwirnereien (Filatorien) des Tacchi, der 30 Werkstätten, 879 Oefen und 2300 Arbeiter hat. Aus den 1¾ Mill. Cocons werden 120,000 Pfund Seide gesponnen, und 8 Mill. Gulden verdient. Diese Maschinen mit ihren Spulen und Haspeln werden durch Dampf oder Wasser von 3 Lenocanälen in Bewegung gesetzt. Ein Italiener, Savioli, begann 1520 dieses Geschäft, welches sich bald erweiterte.

Hinter Roveredo beginnt die Stromenge der Etsch, mehrfache Einschnürungen, von denen die Veroneser Klause die bedeutendste ist, da die Straße durch die schroffe Uferwand mußte durchgehauen werden, weshalb sie in der Kriegsgeschichte einen Namen hat. Hiermit endigt der tyroler Etschbezirk, dessen Bevölkerung ein Gemisch von Resten aus den Zeiten dre Völkerwanderung sein soll, denn bei Botzen will man Sueven, im Niederwintschgau Hunnen, im Oberwintschgau Celten und Bojaren, südöstlich von Botzen Schwaben und im Süden Gemeinden wiedererkennen, welche das Deutsch des 15. Jahrh. reden.

Ein Juwel von lieblichster Schönheit ist der Gardasee an der Südgrenze Tyrols, der 7 Meilen lang, 1—9000 Klaftern breit, an 600 F. tief und 6½ Quadratmeilen groß ist, und über 300 Fuß tiefer als die Meeresfläche liegt. Sein nördlicher Rand gehört Tyrol, sein östlicher Venedig und sein westlicher der Lombardei an. Er hat seine regelmäßigen Winde, die von früh 2 — 10 Uhr von Norden, des Nachmittags von Süden wehen, und von 10 — 12 Uhr Mittags ruhen. Im Sturme braust und wogt er wie ein Meer, und ist selbst bei ruhigem Wetter immer in Bewegung, trägt Dampfschiffe und schwarzgeschnäbelte Lastschiffe, und sah in früheren Zeiten venetianische und genuesische Flotten, die sich seinen Besitz streitig machten. Hohe, nackte Felsenwände umgeben in steilen Abstürzen sein nördliches Ufer, wo nur hier und da auf einzelnen Strecken die südliche Vegetation erscheint, denn da blüht die Aloe, grünt der Lorber, schimmert die Feige und Olive unter dunklem Laube. Das Sarcathal, das von dem eisbedeckten 11,000 Fuß hohen Adamello herabsteigt, quillt mit seinen Granaten, Cypressen, Oliven und Mandeln wie ein grüner Strom aus der kahlen Thalöffnung hervor an den winterlosen See, dessen blaue Fluth nicht nur den dunkelblauen Südhimmel, sondern auch die reizenden Landschaften abspiegelt, die sich wie ein farbenreiches Panorama an seinen Ufern entlang ziehen, an denen hin die munteren Gesänge der braunen Fischer erschallen und in den Farbenschmelz den Schmelz der Töne mischen. Im Norden ragen die zackigen Gipfel des brescianer Gebirgs und der breite Rücken des Monte baldo wie aus Duft gewoben empor, während nach Westen zu über die Felseninsel Isola di Garda die Alpenspitze Monte le Spina auf einem langen Alpenrücken sich zeigt, im Süden dagegen das Vorgebirge Sermione die Mannichfaltigkeit steigert. Je weiter der See nach Süden reicht, um so mehr verwandeln sich seine nackten Steilwände in reichbewachsene Abhänge mit dem üppigsten Pflanzenwuchs, da Oelbäume, Wein und Goldfrüchte aller Art in schattigen Büschen

von Dorf zu Dorf sich ausdehnen, über dem Flecken Garda hinaus im Süden die Feste Peschiera an der Stelle ihre Mauern erhebt, wo der Mincio nach dem Po ausfließt, und das berglose Flachland der lombardischen Ebene sich ins Unabsehbare ausdehnt. Nicht minder reich ist das südwestliche brescianische Gestade geschmückt, wo sich Citronen und Pomeranzengärten waldartig an Abhängen hinziehen, Reben, Oel= und Maulbeerbäume wie grüne Kränze um Villen und schmucke Landhäuser sich legen, Ortschaft hinter Ortschaft an den aufsteigenden Alpenhängen schimmert, und das Hochgebirge wie eine Wolkenwand aus blauer Ferne hernieder schaut. Hier dichtete auf Sermione vor Zeiten Catullus seine lieblichen Lieder, schuf Fleiß das meilengroße Felseneiland Isola dei Frati in einen Fruchtgarten um, wehen Wohlgerüche von den Orangenwäldern des Dorfes Salo herüber, welches 6000 Einw. zählt, dort wachsen Dörfer und Haine zu einer orientalischen Stadt zusammen, bis sich bei Garignano wieder schroffe Felsufer erheben, die in ihrer Mittelhöhe freundliche Dörfer und in ihren weiten Bergspalten malerische Buchten haben. Hier ist Italien, wo die trefflichen Limonien wachsen, hier der letzte Wasserfall der Alpen, wo der Ponal aus der grauenvollen Schlucht des Ledrothals in den See stürzt, so daß schillernde Regenbogen auf der duftigen Staubwand schweben.

An diesem malerischen See liegt das tyroler Städtchen Riva oder Reif, Deutschlands Hesperien, welches keinen Winter kennt und nur selten Schnee sieht. Unter den mannichfachen Beschäftigungen seiner Einwohner sind die seiner Gärtner die interessantesten, die nicht nur Lorberblätter verkaufen, sondern auch Cedern mit kinderkopfgroßen Früchten, die Citronat geben, und Limonen ziehen, von denen auch wir einige Citronen erhalten. In besonderen Citronengärten werden diese Bäume gepflegt, die man aus Pomeranzenkernen zieht, und mit Citronenreisern pfropft. Diese Gärten sind längliche Vierecke von 28—30 Fuß Breite, und natürlich gegen Süden gerichtet. Während eine 25 Fuß hohe Mauer die Nordseite schützt, ist die Mauer der Südseite nur 3 Fuß hoch, trägt aber 20 F. hohe Marmorsäulen. Von Anfang November bis Anfang April sind diese Baumbeete mit Brettern bedeckt, und bei kalten Tagen durch Feuerpfannen erwärmt. Die Bäume sind sehr theuer, denn ein Setzling kostet 5 Gulden, ein armsdicker Baum 80 G. Die Unterhaltungskosten eines Campo betragen 5 G., bringen aber 100 ein, denn seine 10 Bäume bringen 1200—2000 Limonen, von denen 100 Stück 3—4 Zwanziger kosten, und deren mancher Gärtner 70,000 erntet. Die Citronen von Riva sind ihrer Säure wegen gesucht, und wir genießen sie gewiß um so lieber, da wir nun wissen, daß sie auf deutschem Boden gewachsen sind.

Hiermit schließen wir unsere Wanderung in Tyrol, welche, obschon wir nur das Wichtigste hervorhoben, dennoch zeigt, wie reich diese Alpenfeste an Naturwundern, an geschichtlichen Erinnerungen und an Erzeugnissen menschlichen Fleißes ist. Gletscherfelder und weinbedeckte Hügel, Gemsen und Seidenraupen, tobende Wasserfälle und blaue Seespiegel, Zirbelkiefern und Olivenbäume, sagenreiche Burgen und fromme Klöster mit gelehrten Mönchen, Senn=

hütten und Marmorpaläste, ewiger Winter und ewiger Frühling, Reste uralter Völker und moderne Bildung, schwindelnde Alpensteige und kunstreiche Alpenstraßen mit dahinziehenden Reisenden, Alpenweiden und hochgeschossene Maisfelder, Thalschluchten und weite Flußthäler — das sind die Farben, welche dem Gemälde dieses Alpenlandes das reiche Colorit geben.

Wir wandern aber noch nicht hinab in die gewerb- und städtereiche Poebene, sondern suchen einen schmalen Bergpfad zum benachbarten Alpenland Illyrien, welches in seinen südlichen Theilen besonders mit seinen geröllbedeckten Hochebenen, mit seinen meilenweiten Einöden, und seinen überwiegend slavischen Bewohnern einen Gegensatz zu dem heitern, fruchtbaren Welschtyrol bildet. Mühsam windet sich die Weglinie an Berghängen und Schluchten hin. Der Pfad ist uneben und nicht einmal für Saumrosse gangbar, deren sicherer Tritt den Reisenden auf der italienischen Bergstraße, welche wir erst unlängst verlassen, gefahrlos an schwindelnden Abgründen hin, über öde Steinfelder und durch schluchtenartige Pforten führt. Ringsum das Schweigen der erhabenen Alpenwelt; nur hier und da schaut ein Berggipfel kalt und ernst hernieder auf den einsamen Wanderer, selten nur kreischt ein Adler oder rauscht es heimlich durch den Forst. Siehe, da öffnet sich ein weiteres Thal — wir sind in Illyrien.



Saumthiere.



Trachten aus Illyrien und Istrien.

VI.

Bilder aus Illyrien.

1. Land und Leute.

Unsere Wanderungen führten uns nach Südost, nach Illyrien, das einen durch sein Alter ehrwürdigen Namen trägt, da es mit seinen geschichtlichen Erinnerungen weit hinein in das Alterthum reicht. Ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt bewohnten illyrische Volksstämme das ganze Küstenland des adriatischen Meeres sammt den vorliegenden Inseln; dort dehnten sie sich mit ihren Dörfern und kleinen Städten weit nach Osten hin aus, wo sie mit griechischen Stämmen gemischt waren, wie denn auch im Gebiete der Illyrier phönizische, italienische und celtische Gemeinden und Bezirke anzutreffen waren. Jedenfalls sind sie Stammgenossen des uralten Volkes der Thrazier, von denen die Griechen in den frühesten Zeiten ihre Bildung empfangen haben, wenn man die Sagen von thrazischen Dichtern und Religionslehrern so deuten darf. Mit diesen Illyriern führte der eroberungslustige König Philipp von Macedonien blutige Kriege, durch welche er einen Theil des Landes, das heutige Albanien, seinem Reiche einverleibte. Die Unterjochung der unabhängigen Illyrier, die ein wildes Seeräuberleben voll Abenteuer und Gefahren führten, gelang ihm nicht. Bald schien aber dem weitschauenden Senat der Republik

Rom die Seeherrschaft der Illyrier bedenklich; es gab Klagen und gegenseitige Beschwerden, dann i. J. 288 Krieg, durch welchen, sowie durch die späteren Feldzüge der Römer, die ganze Küste erobert wurde, die sich aber mancherlei Bevorzugung zu erfreuen hatte, weil die Römer gar wohl die Wichtigkeit dieses Küstenlandes erkannt hatten. Mehrere römische Kaiser stammten aus Illyrien, und bedeckten das Land mit Palästen und kunstreichen Bauwerken, von denen einige mehr oder minder trümmerhaft bis auf unsere Zeiten sich erhalten haben.

Als das römische Reich getheilt wurde, kam Illyrien an den abendländischen Theil, ward dann eine Zeit lang von Ostgothen besetzt, worauf im sechsten Jahrhundert Kroaten und Serben sich hier niederließen, und ein von Konstantinopel unabhängiges Reich gründeten. Dies bestand indessen nicht lange, denn Karl der Große und seine Nachfolger brachten Kärnthen, Krain und Istrien für immer ans deutsche Reich, wogegen der übrige Theil des Landes 1020 unter byzantinische Herrschaft kam. Doch eigneten sich bald darauf Ungarn und Venedig einzelne Provinzen an, bis 1170 ein ungarisch-slavisches Königreich Rascien entstand, aus welchem sich später Bosnien und Serbien bildeten. Nachdem der südliche Theil von Venetianern, dann von Ungarn, endlich von Türken erobert, bald darauf wieder verloren ward, verschwindet der Name Illyrien fast 600 Jahre aus der Geschichte, um erst im Anfange des 19. Jahrhunderts wieder aufzutauchen. Denn es errichtete Napoleon nach dem Frieden zu Preßburg ein Königreich Illyrien, dem er 1809 Krain, Istrien, Triest, Villach, das Küstenland, Dalmatien u. s. w. zuwies, aber nach Napoleon's zweiter Niederlage nahm Oesterreich sein Eigenthum am adriatischen Meere wieder in Besitz, vereinte 1822 das ungarische Küstenland und Dalmatien mit Ungarn, fügte dagegen 1825 Kärnthen wieder zu Illyrien, und theilte das ganze Königreich in die Gubernien Laibach und Triest. Durch die neue Reichsverfassung von 1849 ward das Königreich in drei selbstständige Kronländer umgeschaffen: in Kärnthen, Krain und das Küstenland mit der reichsunmittelbaren Stadt Triest, so daß Illyrien zu einem bloßen Titularkönigreich wurde.

Illyrien umfaßt ein Ländergebiet von 491 Quadratmeilen mit etwa 1½ Million Einwohnern, die italienischen, slavischen oder deutschen Stammes sind; doch machen sich deutsche Sprache, deutsche Bildung und Industrie immer mehr geltend. Von den tyroler-salzburger Alpen dehnt es sich zwischen Steiermark, Tyrol, der Lombardei bis zur ungarisch-kroatischen Grenze, und im Süden bis ans adriatische Meer aus.

Das Land ist vorzugsweise Gebirgsland, und nur gegen die Küsten zu dacht es sich durch einzelne flache Striche ab. Im Norden findet man noch Hochalpen, weiter nach Süden und Osten zu werden die Gebirgszüge immer niedriger, bis sie zu Voralpen und Hügelland herabsinken. Der Boden erlaubt nicht, daß viel Getreidebau getrieben wird, wozu auch das Klima theilweise zu rauh ist; auch die Viehzucht ist in manchen Gegenden nicht bis zur Alpenwirthschaft ausgebildet, denn hierzu eignen sich die schluchtenreichen, trockenen Kalkalpen

nicht; dagegen beschäftigen Steinbrüche und Hüttenwerke mancher Art den fleißigen Illyrier; es findet der Küstenbewohner durch Fischfang und Schifffahrt reiche Beschäftigung, und die Besorgung des Zwischenhandels zwischen dem See- und Binnenhandel ist für Viele ein einträgliches Geschäft.

Die Verschiedenheit der Bodenbeschaffenheit, die wir sogleich näher werden kennen lernen, sowie der Unterschied der Nationalitäten und Sprachen verleiht dem Königreich eine große Mannichfaltigkeit des Volkslebens, das sich auch hier, wie überhaupt in Oesterreich, auf der Stufe einer gewissen Natürlichkeit erhalten hat.

Sämmtliche Slaven des Königreichs gehören dem großen südöstlichen Hauptstamme der Slaven an, und sind den Serben am nächsten verwandt. Man nennt sie auch Winden, und daher hießen Steiermark, Kärnthen und Krain zu Karl des Großen Zeit die windische Mark, welche dieser gewaltige Herrscher zur Südostgrenze seines umfangreichen Kaiserreichs machte. Die Slovenzen oder Slovenen wanderten im sechsten Jahrhundert nach Christo in diesen Gebirgen ein, und bildeten das Reich Karantanien, kämpften wiederholt mit den Herzögen von Bayern und den Markgrafen von Friaul, unterlagen aber etwa 750 den Franken, nachdem der heilige Amandus sie etwa 100 Jahre vorher zum Christenthum bekehrt hatte, worauf Karl der Große 788 sie zu Unterthanen seines Reichs erklärte. In slovenischer Sprache ist die älteste slavische Schrift verfaßt, und in neuester Zeit sind Pohlin, Wodnik, Zarnik, Preszern, Kastelik, Jupan u. A. als gefeierte Dichter aufgetreten, deren Lieder voll Einfachheit, Naivetät und tiefen Gefühls sind.

Die Slovenen sind minder fleißige Ackerbauer, Fabrikarbeiter und Handwerker als die Deutschen, leben zwar mäßig, machen sich aber auch gern einen frohen Tag. Lebhafter, unternehmender und geistig geweckter sind die Deutschen, die ein frisches Nationalleben erhalten haben; doch halten auch die Slaven an altem Herkommen so fest, daß oft jedes Thal seine besonderen Trachten und Gebräuche hat. Die Slovenen sind im Ganzen ein gedrungener Menschenschlag, aber nicht so hoch gewachsen als die deutschen Alpensöhne, und, wie wir schon erwähnt, geistig von den deutschen und italienischen Nachbarn abhängig geworden, da sie nicht nur deren Sprachen lernen, um sich im weitern Verkehr verständlich zu machen, sondern auch viel italienische und deutsche Wörter in ihre eigene Sprache einmischen. Die Dialekte der slavischen Sprache sind wegen der fremden Einmischungen so von einander abweichend, daß Winden aus den verschiedenen Thälern sich nur mit Mühe verstehen. Eben so verschieden sind ihre Trachten; die Männer im Sauthale tragen abweichend von allen Alpenbewohnern tuchene Beinkleider und hohe Stiefel bis über das Knie, dazu Röcke und nicht eine Jacke; die Weiber schlingen um den Kopf ein weißes Tuch, um die Schultern ein rothes, und lieben blaue, rothe, braune Röcke, deren Taille dicht unter den Armen sitzt, während der Rock selbst bis auf die Knöchel reicht; dazu tragen sie rothe Strümpfe und kurze schwarze Mieder. Die Frauen im Gailthale legen das weiße Kopftuch so, daß sie den Nonnen

ähnlich sehen. Wohlhabende Frauen haben unter diesem Tuche ein weißes Spitzenhäubchen, deren Falten und Tollen sich dicht um Gesicht und Schläfe legen. Der Rock der Gailthalerin reicht nur bis ans Knie, ist buntfarbig und wird vorn von einer Schürze bedeckt, welche stets von anderer Farbe als der Rock ist. Bis an den Rock reichen die weißen Strümpfe mit den prächtigen Strumpfbändern, während hinten über die Schultern ein weißes Tuch hängt, und ein buntes Tuch in der Art vor die Brust gelegt und auf dem Rücken festgebunden ist, daß es wie ein Brustlatz aussieht. Dies ist der Sonntagsstaat der slavischen Frauen; an den Arbeitstagen gehen sie nachlässiger.

Bei den slavischen Krainern haben sich noch eigenthümliche Hochzeitsgebräuche erhalten. Nachdem der Brautwerber das Jawort von den Aeltern der Braut erhalten, und Brautführer wie Brautführerin die Gäste eingeladen haben, beginnt das Amt des Festmeisters. Unter Musik und Pistolenschüssen führt er den Bräutigam zur Braut, welche ihr Haar mit Rosmarin und bunten eingeflochtenen Bändern geschmückt und einen Kranz von schwarzem Sammet sich um die Stirn gelegt hat. Beim Hochzeitsmahl hat der Festmeister den Vorsitz, damit er die Tänze ordne, da oft schon nach dem ersten Gericht einmal getanzt wird, wobei der Geiger den Spaßmacher spielt. Zum Schluß der Mahlzeit erscheint der große Kuchen. Ein Mann bringt und vertheilt dieses Gebäck bei einem ungeheuren Lärm mit Ofengabeln und Küchengeschirr, und sammelt dann Geld. Dies thut auch der Geiger, indem er ein mit Rosmarin umwundenes Glas herumreicht und während des Trinkens aufspielt. Hierauf werden noch Festzüge zu dem Ehepaar und deren nächsten Verwandten gehalten. Die Hochzeit dauert mehrere Tage.

Die Krainer sind reich an schönen Volksliedern, in denen sie besonders die Helden feiern, welche gegen die Türken fochten. Außerdem besingen sie das Glück des Landlebens, preisen die Naturschönheit oder Gottes Güte. Wer kennt nicht den von A. Grün übersetzten sinnigen „Flursegen", in welchem es heißt:

Steht ein Baum auf unserm Felde,
Wol ein Apfelbaum von Golde,
Unterm Baum ein Tisch von Golde,
Sitzen d'ran Gott und Maria,
Gott, Maria und Sanct Peter.
Dieser hält ein golden Stäblein,
Wirft es nach dem Apfelbaume,
Daß herab drei Aepfel fallen.
Fällt der erst' in unser Dörflein,
Und er macht es fröhlich werden;
Fällt der zweit' in Ackerfelder,
Und er macht sie kornreich werden.
Jede Aehre trägt zwei Scheffel,
Kolbenhirse füllt den Kasten.
Fällt der dritt' ins Weingebirge,
Und er macht es weinreich werden.
Altes Holz trägt eine Saumlast,
Grubenrebe eine halbe,
Bogenreis wol einen Eimer!

Mitten im slavischen Krain bilden die Gotscheer eine inselartig gelegene deutsche Colonie von etwa 50,000 Seelen. Es ist ihnen aber mit ihrer deutschen Sprache ergangen wie den Slaven in Kärnthen, denn sie haben so viel fremde Elemente aufgenommen, daß ihr Dialekt schwer verständlich ist. Fast alle Gotscheer von einem gewissen Alter sind Handelsleute, welche besonders italienische Waaren, Früchte, wohlriechende Specereien u. a. durch Deutschland hausiren tragen. Wer zu einer solchen Wanderung nicht paßt, der webt daheim Leinwand, macht Siebe, hölzerne Geschirre, Fässer, Schachteln, Kästchen und Kasten. Ein runder Filzhut deckt den Kopf des Gotscheers, dagegen bleiben Hals und Brust entblößt, weil der breite Kragen des langen Hemdes über den Rockkragen geschlagen wird, woneben es auch über die weiten grobtuchenen Pluderhosen wulstartig hängt, die in die Stiefeln gesteckt werden. Ein kurzes Wamms und ein weißgraues Tuchkleid mit Aermeln, aber ohne Falten und Taschen, vollenden den Anzug. Doch werden Wamms und Tuchkleid nicht mit Knöpfen zusammengehalten, sondern durch Heftel und einen breiten Ledergürtel. Im Winter hüllt sich der Gotscheer in einen weißgrauen Mantel von grobem Tuch, und trägt auf der Reise über der linken Schulter einen kleinen Tornister und eine Axt, wenn er nicht als Hausirer reist. Die Frauen bedecken den Kopf mit dem kurzen Haar, welches nur Mädchen zur Länge von Zöpfen wachsen lassen, durch eine weiße Kopfdecke, verzieren ihr Hemd mit Manschetten und breit gefältelten Kragen, ziehen über den linnenen Unterrock und die Schürze einen ärmellosen Mannsrock mit Hefteln, und halten diese Kleidung mit einem blauen oder schwarzen Wollgürtel zusammen. In ihren Gebräuchen findet man auch hier viel Uraltes, was bis in die heidnische Vorzeit hineinreicht. Zur Hochzeit kommt die ganze Gesellschaft zu Roß zusammen, worauf die Braut dem Bräutigam einen irdenen Becher mit Wein darreicht. Hat der Bräutigam denselben geleert, so wirft er ihn an die Erde, damit er zerschmettert werde; dann reitet man zur Kirche, und nach der Trauung zu Mahl und Tanz im Wirthshause.

Viel Eigenthümliches und Poetisches haben die deutschen Kärnthner bewahrt, die sich trotz ihrer körperlichen Unansehnlichkeit durch eine gewisse Ausdauer auszeichnen, so daß hier und da selbst Mädchen centnerschwere Lasten die steilen Alpenpfade mit Leichtigkeit hinauftragen. Im Klettern leisten die Kärnthner fast Unglaubliches, da sie, durch die Unwegsamkeit der Alpen gezwungen, die verwegensten und gefährlichsten Pfade im Sommer und Winter ersteigen müssen, um für ihr Vieh das kostbare Alpengras zu mähen und von jenen Stellen herabzuschaffen, die keine Ziege, sondern nur der gewandte Kärnthner ersteigen kann. Im Sommer kann der Heiligenbluter Bauer sein Heu nicht von einzelnen Alpenwiesen schaffen, sondern muß den Winterschnee abwarten, der manchen Spalt überschreitbar macht. Er speichert sein Heu daher in Schober auf der Hochalm auf, und wartet dann den hohen Winter ab, welcher mit seinen Schneestürmen und Schneerutschen Abgründe gangbar macht, Schlünde füllt oder überbrückt, und an Felslehnen hinauf das Auf- und Abklimmen ermöglicht. Hat der Win-

ter das Seinige gethan, so macht sich in mondheller Januarnacht der Bauer mit seinen Knechten und Nachbarn auf, mit Steigeisen, Griesbeilen und Seilen versehen, um nach den Schobern hinaufzusteigen. Da sie bei dieser Bergfahrt ihr Leben wagen, so versäumen sie nie, zuvor vor dem Kreuz am Scheidewege niederzuknien, Gott um Beistand anflehend und ihm ihre Seele anbefehlend, denn nur er kann sie schützen in den zahllosen Gefahren, von denen sie bedroht werden. Dann geht es die hoch verschneite Alp hinauf über Schneebrücken, Schneefelder und Schneehänge. Hat man die Schober in der Schneewildniß endlich herausgefunden, was bei dem hohen Schneefall auch viel Aufmerksamkeit erfordert, so packt man das Heu auf Schlitten, und tritt den gefährlichern Rückweg an. Mit Seilen wird der Schlitten von Nebenhergehenden in Gleichgewicht und Richtung erhalten, damit er nicht jäh hinabschieße und die Vorangehenden in die Tiefe reiße. Oft sinkt die schwere Last im Schnee ein, oder es bricht eine Schneebrücke, so daß Schlitten und Menschen in die Schlucht versinken; oft erheben sich Nebel, so daß nur der Kundige den Weg zu finden weiß; oft wälzt sich auch eine Lawine herab, oder es erhebt sich ein Schneesturm, dessen wilde Flockenwirbel die Bauern blenden, und dessen rasende Gewalt ganze Schneefelder vom Boden emporreißt, hier Schneemassen aufhäuft, dort Abgründe bloßlegt und die Heucaravane verschüttet, oder in Schneegründe hinabtreibt, wo sie spurlos verschwindet. Nur der muthige Kärnthner vermag solchen Gefahren Trotz zu bieten; kommt er wohlbehalten heim, so jubelt ihm das ganze Dorf entgegen, und es erholen sich dann die Muthigen am Hatzermahl für die grauenhaften Gefahren des Hatzens, wie man das Heuziehen im Winter nennt. — Es geschieht bei der Entlegenheit der Kirchen öfters, daß Leichen bis zum Frühjahr gefroren auf dem Hausboden bleiben und erst zur Beerdigung überbracht werden, wenn das Weggehen der Schneemassen den ersten Kirchengang erlaubt.

Kärnthen ist reich an allerlei Volksfesten und Volksspielen, in welche sich zwar mancher Aberglaube mengt, der aber im Grunde nur mißverstandener Glaube der urdeutschen Naturreligion ist, und daher manchmal seinen guten Grund hat, wenn der seltsame Brauch nur richtig verstanden wird. — Wer brenteln, d. h. einem Mädchen ein Ständchen bringen will, muß darauf gefaßt sein, daß ihm Andere auflauern, um ihn in einen Wassertrog zu werfen, wenn sie ihn überwältigen können. Beim Wallfahrtsort Gedoze in der Nähe von Krainburg messen sich in Gegenwart der Volksmenge kärnthische und krainische Raufer, auf der Zauserei bei Jungbrunn obersteirische und kärnthische Ringer, indem sie sich durch die Zahl der Federn, die sie am Hute tragen, gegenseitig herausfordern, denn für jeden Sieg steckt der Raufer eine Feder mehr an seinen Hut. Andere vergnügen sich am Kugelschlagen und Eisschieben, indem sie eine am Faden hängende bleierne Kugel bis zu einer bestimmten Entfernung schleudern, oder mit einer runden Scheibe am Eise hin nach einer Kugel werfen, die 50 — 100 Schritt entfernt am Eise sitzt. Beim Ausfahren des Düngers heben muthwillige Burschen den Vorübergehenden auf ihre Mistgabeln, tragen ihn

jauchzend eine Strecke fort und nennen dies „schimmeln.“ Am Dreikönigstage sammelt sich das Hausgesinde vor dem Bett eines Langschläfers, bekränzt ihn mit Tannenzweigen und weckt ihn, um ihm unter lautem Gelächter zu verkündigen, daß er König sei. An anderen Orten führen Bauerngesellschaften, von Dorf zu Dorf wandernd, Christi Geburt dramatisch auf, oder es kämpfen junge Bursche als Dichter auf dem Tanzsaale mit einander, indem sie wechselsweise aus dem Stegreif Reime auf ihre Tänzerin machen. Natürlich fehlen auch die Osterfeuer und das brennende Rad des Johannisfeuers, sowie die Wettkämpfe zwischen Winter und Sommer nicht, die von verkleideten Burschen aufgeführt



Das Hatzen (Heuziehen) der Heiligenbluter Bauern.

werden, indem die Einen Winterkleider und Schnee in den Händen tragen, die Anderen Sommerhüte, Gabeln und Sensen.

Stattliche Feste sind, wie wir schon erzählen, die Hochzeitstage. Da reitet der buntbeputzte Brautführer umher, die 80—100 Gäste einzuladen, während die Kranzeljungfer Tag und Nacht zierliche Sträußer für die Gäste macht, da jeder Gast beim Kirchgange und beim Hochzeitschmause ein Sträußchen haben muß, das ihm gewissermaßen als Eintrittskarte dient. Am Hochzeitsmorgen macht sich der vielbeschäftigte Brautführer auf, er schmückt Hut und Rock mit

langhin wehenden Bändern von bunter Farbe, um nun mit den Musikanten vor das Haus der Braut zu fahren, welches er jedoch verschlossen findet. Drohend verlangt er Einlaß, findet aber, sobald ihm geöffnet ist, ein altes, plump angekleidetes Mütterchen, mit dem er einige Male unter dem Schall der Musik herumtanzt, worauf er sie bei Seite schiebt, schnell ins Haus eindringt und die wirkliche Braut nach dem Wagen heraustholt, um mit ihr nach dem Wirthshause zu fahren, wo der Bräutigam ihrer harrt. Doch hat er unterwegs noch manchen Aufenthalt zu beseitigen, denn lustige Kameraden halten Stricke oder Stangen vor, so daß er nur durch Entschlossenheit und Gewandtheit weiter kommt. Ist er endlich ins Wirthshaus gekommen, so knien die Brautleute nieder und der Brautführer hält in sinniger Rede „die Abbitte", in welcher er unter Scherz auf den Ernst des Lebens und dessen sittliche Pflichten verweist. Ist dies geschehen, so geht's nach der Kirche zur Trauung, und dann wieder zum Schmause ins Wirthshaus, wo jeder Gast seinen Antheil zu bezahlen hat, dafür aber auch sein Bescheidessen mit heim nimmt. Den Tanz eröffnet der Brautführer, nachdem er in lustiger Rede zuvor die Pflichten der Ehe geschildert und versprochen hat, mit der Braut ehrbarlich zu tanzen.

Vor Zeiten war es Sitte, daß auf dem Zollfelde, wo die römische Stadt Virunum stand, dem jedesmaligen neuen Herzoge gehuldigt wurde. Ein Bauer aus Glasendorf, der dieses Recht ererbt hatte, setzte sich auf den runden Marmorstein bei Karnburg, der im freien Felde steht und das herzogliche Wappen auf seiner Vorderseite zeigt; um ihn herum stand die Bauernschaft, getrennt durch Schranken von dem Steinsitz. Nun nahte der Landesfürst in Bauerntracht, mit einigen hochedlen Dienern, einem schwarzen Rind und einem magern Ackerpferd. Nach einem kurzen Examen versprach er dem auf dem Stein sitzenden Bauer Gerechtigkeit, worauf ihm Derselbe den Sitz räumte, das Vieh mit fortnehmend. Der Landesfürst bestieg hierauf den Sitz, hieb mit dem Schwerte nach den vier Himmelsgegenden, und gelobte strenges und gutes Gericht. Dann ging es in die Kirche auf dem Berge, in welcher der Herzog die Bauernkleider ablegte, und ein festliches Mahl gab. Am folgenden Morgen ritt er wieder zum Lehnstuhl auf dem Zollfelde hinaus, um mit entblößtem Haupte und erhobenen Fingern der Landschaft zu schwören, sie bei allen Rechten und Freiheiten zu lassen, worauf ihm gehuldigt wurde, und er nun die Lehen vertheilte. Neben ihm saßen die Herren der großen Hofämter, und während der Fürst auf dem Steinsitz thronte, hatten die Gradnecker das Recht, fremdes Gras für sich zu „rauben", die Portendorfer durften „sengen", wo sie wollten u. s. w. Den Schluß der Handlung bildete ein feierlicher Gottesdienst. Die erste Huldigung dieser Art soll 788 gewesen sein, als Karl der Große Ingevo zum Herzog von Kärnthen eingesetzt hatte; die letzte fand 1564 statt, als Erzherzog Karl von Oesterreich das Land übernahm.

Die Landestracht der deutschen Kärnthner hat viel Aehnlichkeit mit der steirischen, denn der Bauer trägt einen kurzen wollenen Rock, den er im Winter mit einem Schafpelz vertauscht, dessen Wolle nach innen gekehrt ist. Dazu fügt er ein lodenes oder ledernes Wamms mit einer Reihe Knöpfe in der Mitte,

ein schwarzes Halstuch, kurze Lederhosen, in deren Seitentaschen Messer und Gabel stecken (doch hat der Heiligenbluter Bauer seine Beinkleider an Hosenträgern befestigt), weiße Strümpfe und bunte Schuhe, die mit Riemen am Fuße befestigt werden. Die Bäuerin wählt zu ihrer Kleidung einen kurzen Rock, eine enganliegende Haube, die mit Band eingefaßt ist, oder eine Pelzkappe und einen großen runden Hut, sowie Schuhe mit Bändern. Der deutsche Krainer hat ein rothes Kamisol, einen dunkelbraunen Tuchrock, eine Tasche (Targa) oder einen Quersack (Bissaga) auf dem Rücken, und im Winter einen weißen Schafpelz; die Krainerin dagegen bekleidet sich mit rothen Wollstrümpfen, mit einem faltigen schwarzen Rock und einer schwarzseidenen Haube, die mit weißen Spitzen besetzt ist.

Die Landschaften Kärnthens gewinnen durch die zahlreichen Burgen und Schlösser auf waldigen Berghöhen an malerischer Schönheit und historischen Erinnerungen. Wir gedenken aber an der Stelle nur noch der patriotischen That der Hauptleute Hensel und Herrmann, von welcher das kleine Malborgeth im Canalthal Zeuge war. Als die österreichische Armee im Jahre 1809 von Regensburg her durch diese Engpässe sich zurückzog, übernahmen jene Helden freiwillig die Pflicht, die Befestigung des Passes mit noch nicht 300 Mann und 11 Kanonen gegen eine ganze französische Armee zu vertheidigen. Mit unverzagtem Muth wies Hensel die wiederholten Aufforderungen zur Uebergabe zurück, trotzte drei ganze Tage lang den Stürmen und dem Kanonenfeuer der Feinde, ja, als ihn die Dunkelheit am Zielen der Schüsse hinderte, zündete er in der Nähe ein Haus an. Erst beim sechsten Sturm erlag die Heldenschaar, da sie Mann gegen Mann in den einstürzenden Befestigungen gegen die eindringende Uebermacht der Feinde kämpfend den Heldentod für Kaiser und Vaterland starb.



Kärnthens Herzogsstuhl.



Der Großglockner von Heiligenblut.

2. Wanderung in Kärnthen.

Alpen. — Der Großglockner. — Das Drauthal.

Kärnthen oder Kärnten hat seinen Namen von seinen keltischen Urbewohnern erhalten, in deren Sprache carn soviel als zackige Felsspitze bedeutet. Auch Friaul war von diesen Kelten bewohnt, die von den Römern meist Gallier genannt wurden. Die Römer unterjochten später dieses Land und verbanden es mit den Nachbaralpenländern zu der Provinz Noricum; doch litten die kriegerischen Karner unter den Römern und in den Zeiten der Völkerwanderungen so viel, daß sie aus der Reihe der Völker verschwanden, und Slaven, vor den Avaren fliehend, sich hier niederließen, wo der Franke Samo ein großes Reich, Karatanien, gründete, dessen Hauptstadt auf dem bereits oben erwähnten Zollfelde lag. Mit seinem Tode zerfiel sein Reich, und da die Slovenzen das Christenthum von sich wiesen, drang der Bayernherzog Thassilo in das Land, und eroberte es. Karl der Große erhob es zur Markgrafschaft, machte Ingevo zum ersten Markgrafen, und so kam es unter den Karolingern als Stammland an Arnulf, dem es sein Vater Karlmann als Herzogthum gab, welcher es aber, als er König von Deutschland wurde, wieder zu Bayern schlug. Erst Otto II. machte es 967 wieder zu einem besondern Herzogthum, und vermehrte es um die Markgrafschaft Friaul. Nachdem das Land die Herrschergeschlechter mehr-

mals gewechselt hatte, vermachte es Ulrich III. 1269 seinem Vetter Ottokar von Böhmen. Bekanntlich gerieth Dieser mit dem Kaiser Rudolf von Habsburg Kärnthens und der benachbarten Alpenländer wegen in Streit, der mit Ottokar's Tode endete, so daß der Kaiser Anfangs seinen Söhnen die Verwaltung dieser Länder übertrug, bis er 1286 Kärnthen dem Grafen Meinhard von Tyrol unter der Bedingung als Herzogthum übergab, daß es nach dem Aussterben der tyroler Linie an Oesterreich fallen sollte. Im Jahre 1335 erlosch diese Linie, und Kaiser Ludwig der Bayer gab Kärnthen dem Herzog von Oesterreich, bei dessen Familie es seitdem auch geblieben ist.

Das Herzogthum ist ein rauhes Gebirgsland von 188 Quadratmeilen und mit etwa 322,000 Einwohnern, die sich mit Viehzucht, Bergbau, Hüttenarbeit, besonders auf Kupfer, Blei, Eisen und Halbedelsteine, sowie mit Baumwollenspinnerei beschäftigen. Zwei Drittheile von ihnen sind Deutsche, das windische Drittheil spricht aber auch deutsch. An Roheisen erzeugt das Land an 700,000 Centner und an Gußeisen an 15,000 Centner. Der lebhafte Handel wird durch die guten Kunststraßen erleichtert, die sich bei Klagenfurt zu einem Knoten vereinigen, und in einer Höhe von 4300 Fuß über den 5400 F. hohen Loibl gehen. Die Grenznachbarschaft Venedigs, Tyrols, Steiermarks, Salzburgs und Krains begünstigen den lebhaften Handelsverkehr.

Kärnthen ist größtentheils gebirgig, und besteht eigentlich nur aus dem Drauthal mit seinen Nebenthälern, denn dieser Fluß durchzieht es seiner ganzen Länge nach, wobei er bei Villach und Klagenfurt Hochebenen bildet, und alle Flüsse Kärnthens in sich aufnimmt, außer der Fella, welche dem Tagliamento zuströmt. Die Gebirge selbst lösen sich in Parallelzüge auf, die an Höhe abnehmen, je weiter sie gegen Osten hin sich erstrecken. Als Nordrand umwallt das Drauthal das steirisch-kärnthische Urgebirge, eine Abzweigung der Tauern, die vom Ankogel aus von der salzburg-tyroler Grenze herüberstreicht, und mit ihren Spitzen in die Schneeregion hineinreicht, gegen Osten hin aber niedriger wird. Den Südrand des Drauthales bilden die karnischen Kalkalpen, die von Tyrol herüber kommen und bis zum Terglou in Krain reichen, dann in östlicher Fortsetzung als Karawankengebirge das südliche Kärnthen füllen, an der Ostgrenze in den Steiner Alpen, wie die krainer Seite heißt, oder der Santhaler Alpen, wie man die steiersche Seite nennt, noch 8000 F. hoch sind und auf der Nordseite acht Monate lang Schnee tragen. Der nördliche Zug zwischen dem Drau- und Gailthale endigt bei Villach in dem kahlen Felsenkamm des Dobratsch oder der Villacher Alpen. Der Name „Kolschnagebirge“ ist nur ein Specialnahme, der der Karawanken dagegen ein allgemeiner für jedes zackige, kahle Kalkgebirge, welches auch bei den Slaven nur einen allgemeinen Gattungsnamen hat.

Von der 11,662 F. hohen Dreiherrnspitz öffnet sich das kapellenreiche Thal der Isel mit dem wildromantischen Teffereggenthal, das reich an Heerden und Sennhütten ist, in der Gegend von Lienz in das kärnthische Drauthal. Von der salzburg-tyroler Grenze herüber dehnt sich die Großglockner Alpengruppe aus, in-

dem sie nach Salzburg die Rauriser Hochalpen, nach Kärnthen hinab die Heiligenbluter Alpen sendet. Ihren Mittelpunkt bildet neben dem Johannisberg der Kastenberg, von dem ein Arm südlich über die scharfe 11,500 F. hohe Romarischkenwand zum 11,900 F. hohen Großglockner zieht, dessen prachtvolle Gletscherfelder, Pasterze genannt, die Bergsenkungen füllen, in denen das Möllthal zwischen gefrorenen und weiter unten flüssigen Wasserfällen in großen Stufen zum Drauthale herabsteigt. Wenn der Mineralog und der Botaniker in den Thälern der Pasterzen selten Steine und Pflanzen findet, so erfreut den Naturfreund das großartige Alpengemälde, das sich ihm darbietet, wenn er von dem einsam gelegenen Heiligenblut hinauf nach dem weißglänzenden Doppelgipfel des Großglockners blickt. Da heben sich aus hochbeschneiten Grathen spitze, kantige Steinmassen, deren höchste Pyramide der von Süden nach Norden sich ausdehnende Felsenberg des Großglockners ist. Steil senkt er sich nach Osten hinab in das Eiskahr der Pasterze; Eisfelder von 1 ½ Mln. erschweren auch dem kühnsten Bergsteiger von hier aus den Zugang; nur von Süden her im Möllthale von Heiligenblut herauf kann sein Gipfel in günstiger Jahreszeit von beherzten Bergsteigern erklommen werden, wenn man auf das Hinauf- und Herabsteigen drei Tage Zeit verwendet, die Gletscher umgeht oder Stufen in ihre steilen Eiswände haut. Von Heiligenblut aus geht es am Wasserfall des Gößnitzwildbaches vorbei durch Waldschluchten steil zur Sennhütte am Trog, und weiter auf steilen Pfaden zur Ochsenhütte, der letzten Sennhütte, wo man übernachtet. Am andern Tage überklettert man das öde Kahr des Salmthales, wo der Fürstbischof von Gurk aus Schieferplatten eine geräumige Hütte bauen ließ; hierauf übersteigt man den Leiterkees, um über die eis- und trümmerreiche Schlucht „Scharte", hierauf über die 10,400 Fuß messende Hohewarte und endlich zum letzten Ruheort zu kommen, zur Adlersruh, einer 10,600 Fuß hohen Felsenklippe, die 1000 Fuß hoch über die Gletscher emporragt und einen Ueberblick über die Eiswildniß und die furchtbare Einöde der hohen Gebirgswelt gewährt. Um zum kleinen Glockner zu gelangen, muß man einen scharfen Felskamm überklettern, an dessen Rande Schneelehnen steil herabhängen, so daß man sich nur durch Seile emporhelfen kann. Eine Schlucht von 30 Kl. Breite trennt den kleinen Glockner von dem großen, zu welchem man nur gelangen kann, wenn der Frost den Schnee in der Schlucht tragbar gemacht hat. Von ihm, der seinen Nachbar nur um 18 Kl. Höhe übertrifft, hat man eine der großartigsten Alpenansichten, denn man schaut bis Bayern und Böhmen hinein, und auf der andern Seite zeigt das adriatische Meer seine matt schimmernde Fläche; dicht um den Glockner herum ragen der Kastenberg, die hohe Rifl und das große Wiesbachhorn 11,000 Fuß empor, während die meilenlangen Schneefelder der Rauriser Alpen nach Gastein hin eintönig sich ausbreiten; daneben erscheint der Hochnarr mit seinen Eisfeldern und seinem Gletscherstrome, der schwerbesteigbare Ankogel (10,300 Fuß hoch) mit seiner scharfen Granitspitze und die kaum noch sichtbare Kreuzecksalp am Drauthal. Dicht an dem Fuße des Großglockners aber stehen die 13 Häuser von Heiligenblut mit der Wallfahrtskirche, wo ein uraltes Crucifix mit den

Blutstropfen Christi manches gläubige Herz erquickt. Wie vergessen und verloren liegt das Dörflein, ringsum Gletscher, aus denen die Quellbäche der Möll abfließen, und in der großartigen Einsamkeit rings das Rauschen tobender Wasserfälle. Düsteres Nadelholz, lange harte Winter mit rasenden Schneewettern, lange Abgeschiedenheit bei hoch verschneiten Wegen, geben der Oede, die sich um das Dorf ausbreitet, etwas Schwermüthiges, dem ganzen Gemälde aber etwas Hochpoetisches. Es erscheint wie ein Heiligthum mitten in der Wildniß der Hochalpen, eine Monstranz auf dem weißen Altartuche der Gletscherwelt. Kein Wunder, wenn der fromme Sinn viele Pilger in diese Abgeschiedenheit treibt, um hier inbrünstig zu beten, wo Gott seine Münster aus Bergriesen aufgebaut und mit erhabenen Alpenbildern geschmückt hat.

An der Murquelle trennen sich die Ostalpen in zwei parallele Züge, welche das Murthal einschließen; der südliche Zug scheidet das Drauthal von dem der Mur, steigt mit seinen Gipfeln nicht mehr bis zur Schneeregion auf, und ist dabei reich an Kammeinsenkungen. Bis in die Gegend von Villach erreichen die Berggipfel der Drauseite 5—7000 Fuß, weiter abwärts aber ist die Murseite höher, während am linken Drauufer viel parallele Bergzüge von 2500—4000 Fuß Höhe von Westen nach Osten und dann von Norden nach Süden ziehen. Nur im Norden von Völkermarkt läßt die Sanalpe ihre Spitzen 6500 F. aufsteigen, wogegen sie sich gegen die Mur hin verflacht. Diesen Parallelzug mit den hohen Tauern nennt man die kärnthisch-steirischen Alpen, deren höchste Gruppe auf dem Hafnerspitz (9600 F.) allein noch begletschert ist, welche der südlich aufragende Sonnblick (9370 F.) und der Faschaunernock (8800 Fuß) entbehren. Weiter nach Osten erhält die Gurkthaler Gruppe auch den Namen Stangenalp, deren höchster Berg Eisenhut (7720 F.) an der Grenze von Kärnthen, Salzburg und Steiermark steht. Die Berggipfel erhalten hier deu Namen Nock oder Nöck; unter ihnen erreicht der Königsstuhl die Höhe von 7300 Fuß, und die Roseneck die Höhe von 7700 F. Wölfe, auch Bären, bewohnen zuweilen die Alpenwaldungen; Adler, Geier und Raubvögel horsten auf unzugänglichen Höhen; Lawinen rollen von den Hängen, und große Längenseen dehnen ihre gewundenen Wasserspiegel zwischen den Urgebirgen aus, der Ossiachsee bei Villach, der Wörthsee bei Klagenfurt, der Millstädtersee unweit der Liser und der Weißensee in der Nähe der Drau. Mannichfach streichen die Bergzüge hin und wieder mit ihren Verzweigungen, und tragen außer dem Nadelholz meist schöne Buchen- und Eichenwaldungen, vor Allem aber sind sie reich an Eisen und im Osten an Blei. Einer dieser Nebenzweige, den die Steirer Schwanberger Alpen nennen, bildet im Norden die steirische Schweiz, während das Lavantthal auf der Südseite das Paradies von Kärnthen heißt, weil die duftigen Grashalden der Almen, das kräftige Nadelholz der Abhänge, das saftige Laubholz der Thäler, die frischen Wiesen und die reichen Ackerfelder mit ihren freundlichen Dörfern einen reizenden Anblick gewähren. Hier gedeiht das beste Obst in Kärnthen, aus welchem jährlich 60,000 Eimer Cider gepreßt werden; hier wogen Weizenfelder über der Thalebene, dehnen sich Kornfelder eine Stunde breit aus,

da drängt sich Haus an Haus, da ragen aus Obsthainen Kapellen und Kirchen empor, läuten hoch oben auf den Bergen Alpenkühglöckchen, und rauchen tief unten im Thalgrunde Eisenhüttenwerke und Fabriken.

Wilder ist das Lieserthal, das sich vom Hafnerspitz zwischen Eishängen und hohen Felswänden mit einzeln stehenden Tannen herabzieht, bis ein einzeln stehender Felsen von 80 — 100 Fuß Höhe, mit einem Kreuz auf der Spitze, das Thal schließt, so daß der Bach in furchtbarer Enge bis zu seiner Mündung in die Drau schäumend dahinbraust. Doch tragen die Uferberge schöne Wiesen, weshalb das Thal das Almenthal heißt, während sein Seitenthal, das der Malta, von den Schnee-Einöden des „großen und kleinen Elends" kommend, voll donnernder und stäubender Wasserfälle ist, und das lange Gurkthal mit seinen zahlreichen Nebenthälern reiche historische Erinnerungen bewahrt. Denn auf dem fruchtbaren Thalgrunde des Krapfeldes wurden um's Jahr 900 die Ungarn wiederholt geschlagen; im Glanthale ist die Stadt St. Veit Hauptniederlage des Roheisens, und in der Nähe von Klagenfurt stand die von Attila zerstörte Stadt Sala. Es bietet die Gegend dem Alterthumsforscher eine Menge römischer Alterthümer, Tempelruinen, Inschriften, Statuen. Dort auch errichteten die alten Kärnthner auf dem Zollfeld oder Saaler Moos den schon S. 66 erwähnten Fürstenstuhl, eine klafterhohe Steinwand mit zwei steinernen Bänken, wo vor Zeiten der Landesherr unter freiem Himmel die Huldigung empfing.

Die Drau, in Tyrol auf den feuchten Wiesen des Toblacher Feldes entspringend, welches bei dem rothen hölzernen Kreuze 3900 Fuß hoch ist, stürzt zwischen den kahlen sägenförmigen Kalkzinken der Zwölfer Scharten des Lerchwaldes als weißschäumender Wildbach eine glatte Bergwand herab, und vereinigt sich mit anderen Wildbächen zu einem grünen Flüßchen, bricht an der Grenze Tyrols durch die Lienzer Klause, deren zerklüftetes, nacktes Gestein 3 — 4000 Fuß ansteigt und zahlreiche weiße Gießbäche in den Thalschlund der Drau sendet. Nachdem das Iselthal eingemündet hat, erweitert das Thal sich zu der Lienzer Gebirgsebene, wo früher eine Römerstadt mit Mauern, Tempeln und Luxusgebäuden sich ausdehnte. Oberdrauburg schließt die Lienzer Ebene, worauf der Fluß später das Urgebirge nach Norden hin durchbricht und von Sachsenburg südöstlich im Gebirge weiterzieht bis Villach, wo die Gail von Süden her einmündet, und ein breites Thal sich den Fluß entlang erstreckt. Ueber dieses hinaus sieht man deutlich die röthlichen Kalkzacken der Karawanka's und den Mittagskogel, die sich als mächtiges hohes krainer Grenzgebirge hinziehen. An 8 Meilen weit bis Völkermarkt ist das Drauthal mehrere Meilen breit, und bildet bei Klagenfurt eine völlige Hochebene, die von Tannenwaldungen eingerahmt ist, und am nördlichen Horizonte die blauen Kämme der verschiedenen Alpenzüge sehen läßt. Da wogt das Korn, da sieht man den im Gebirge seltenen Pflug, weit und breit Dörfer und Meiereien, und inmitten die geraden Straßen, dreistöckigen Schindelhäuser und kupferbedeckten Thürme Klagenfurts, auf den Hügeln umher Kapellen und Wallfahrtsorte, Ruinen und Schlösser. Vom 288 F.

hohen Aegidienthurm Klagenfurts überschaut man die prachtvolle Umgebung: Schloß Ebenthal und den Kreuzberg, den Probstkogel und die Einsiedelei, die Moorburg und Schloß Razenegg, den Dietrichstein und „den Gipfel", in der Ferne die Spitze Oisterza, den 6750 F. hohen Obir, den Terglou, die Villacher Alpen, den Mittagskogel und den Großglockner. Unterhalb Völkermarkt hat sich die Drau tiefer eingewühlt, so daß die Uferränder stellenweise mehrere hundert Fuß hoch sind. Am Südufer zieht sich bis Bleiburg eine waldige Ebene hin, aber bei Lavamünd bilden das Bachergebirge und die Schwanberger- und Maralp bis Unterdrauburg eine Stromenge, in welcher am Klausenwege der Strom nach Steiermark hinübergeht. Am engsten wird das Thal bei St. Martin, wo die Uferränder, mit spärlichem Gestrüpp bewachsen, 1000 F. hoch steil herabstürzen, und wo die Nebenbäche als brausende Wasserfälle in die schauerliche Thalschlucht niederschäumen. Da die Drau selbst ein starkes Gefäll hat und bei ihrer Eile bald an Felsecken, bald an Riffe anrennt, so schäumt u. braust der wasserreiche Strom gewaltig, und prallt oft so mächtig zurück, daß die Stromhöhe steigt. Erst bei Marburg in Steiermark dehnt sich das Drauthal zur Ebene aus, jenseits welcher die Nebenhügel der windischen Bühel aufsteigen, während Laubholz die Bergschluchten füllt und fruchtbares Ackerland über Pettau bis zur kroatischen Grenze meilenweit das Land bedeckt, welches die Pettauer Haide oder Ebene heißt, auf welcher zu Pettau nicht nur jeder Thurm, jedes Haus und jede Kirche aus römischen Steinen gebaut, Tempel, Statuen und Sarkophage ausgegraben, sondern auch die 2—3 Klaftern hohen kegelförmigen Hügel altslavischer Gräber gefunden worden sind. Wenn die Drau bei Essegg in die Donau mündet, so hat sie 82 Meilen durchlaufen, obschon die Entfernung der Mündung von der Quelle nur 66 Meilen beträgt.



Ursprung der Drau.

Malerisch ist ein Theil der Südgrenze Kärnthens, auf welcher zwischen Drau, Gail und Sau ein Gebirgszug der karnischen Alpen sich hinzieht mit

seinen kahlen Spitzen, von denen eine hinter oder neben der andern emporstarrt. Hier thürmen sich die Nadelzacken des krainer Terglou hoch zu den Wolken auf, dort schimmern die nackten Wände und thurmartigen steilen Kegel der Karawanka's beim Abendschein in rosenrothem Licht, während dunkelblaue Nadelwaldungen die nackten Zinken umkränzen. Auf einem dieser Kalkberge, auf der Kotschnagruppe an der Grenze Kärnthens und Steiermarks, befindet sich im

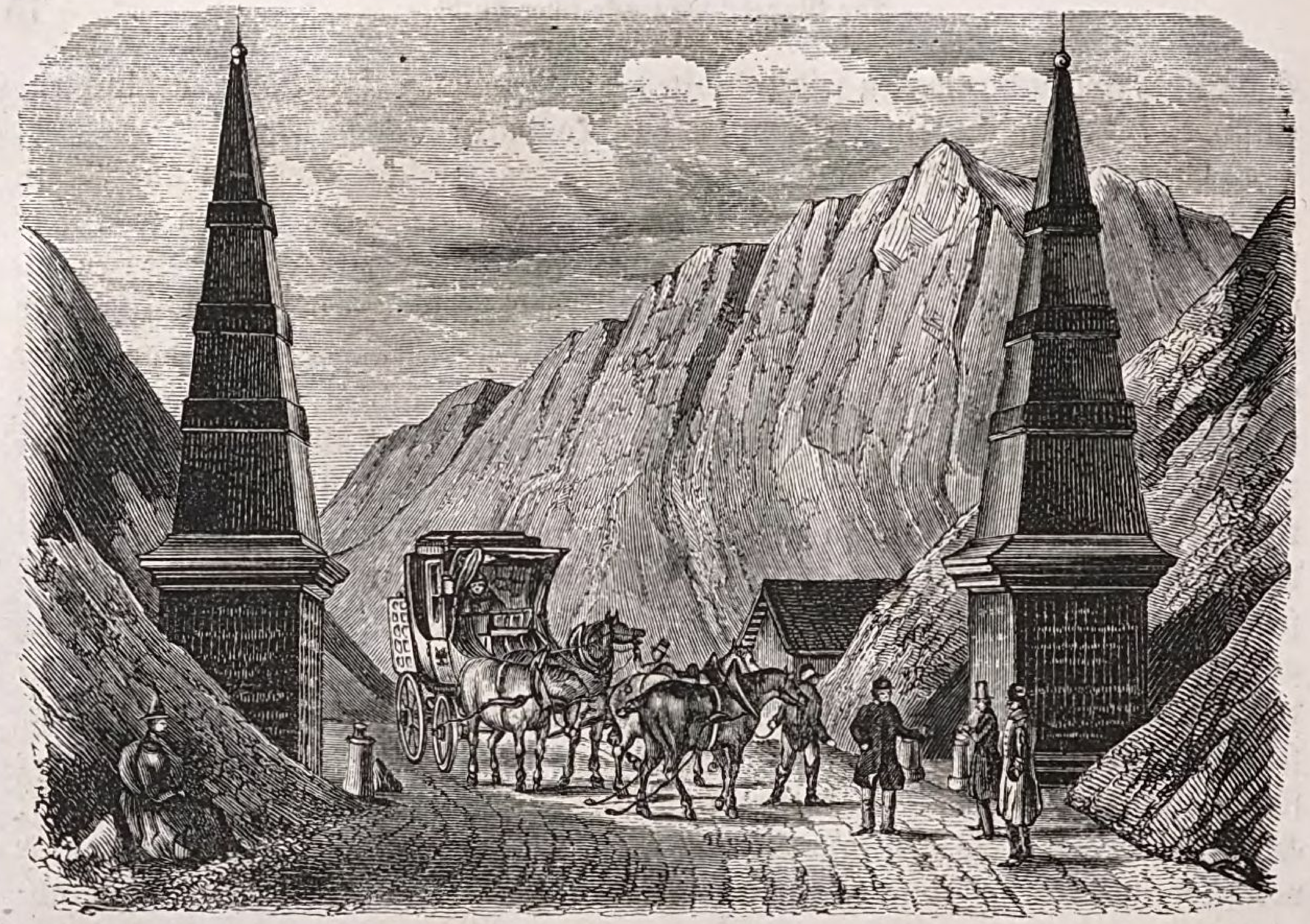


Die Nadel.

sulzbacher Thal der wunderbare steiersche Engpaß der „Nadel", den wir hier nachträglich erwähnen. Himmelhohe Felsmassen umschließen das Dörfchen Sulzbach; rauschende Wasserfälle stürzen über ihre fast lothrecht stehenden Thalränder herab und gestatten dem Wildbach nur durch einen Felsenriß einen Ausweg. Denn die hell schimmernden Dolomitfelsen engen den San in eine schauerliche Schlucht ein, weshalb der Saumpfad 18 Mal von einem Ufer auf's andere flüchtet, worauf der Steg über einen hohen überhängenden Felsen geht, der sich über eine finstere Kluft neigt. Der schwankende Steg führt über diese Kluft zu einem Felsen, der wie ein Nadelöhr ausgehöhlt und der einzige Raum ist, durch welchen die Straße weiter kann. Kaum dürfte es einen Thalübergang geben, der an romantischer Wildheit dem der Nadel gliche. Ringsum nackte Felswände, die bis in die Wolken reichen, in der Thalspalte und herab von den Thalrändern schäumende Gewässer, welche mit ihrem nie schweigenden Lärm die Felsenwildniß füllen, schmale Stege über finsteren Abgründen! Da überfällt den Wanderer heimliches Grausen in der Verlorenheit, der ängstlich hinüber und herüber springende Pfad macht ihn befangen, daß er unwillkürlich seine Schritte beeilt, um aus diesem tobenden

Schlunde, wo sich zuweilen selbst Wölfe, die Bewohner kärnthner Schluchten, einfinden, heraus in ein freieres Thal zu kommen.

Eine andere Merkwürdigkeit dieser Kalkalpen, welche Kärnthen und Krain trennen und von der Rinka an der Grenze Steiermarks 12 Meilen weit über den Mittagskofel bis Pontafel reichen, ist außer den malerischen Pelzen die Straße über den Loibl von Laibach nach Klagenfurt. Nachdem man von Laibach her das Wiesenbecken des Dorfes St. Anna überschritten hat, und dann über 2800 Fuß hoch gestiegen ist, befindet man sich vor den kahlen, schroff aufsteigenden Wänden des Loibl und seiner Riesennachbarn. Diese Paßhöhe erreicht die Straße mühsam in 10 Windungen, und in so beschwerlicher Weise, daß nur kleinere Wagen mit Vorspann bis hinauf gelangen, wo unter den hochaufstrebenden Felsenwänden sich ein lebendiges Verkehrsgetümmel darbietet. Auf dieser 4200 Fuß messenden Paßhöhe zeigen, wie dies auch unsere Abbildung auf Seite 76 darstellt, zwei schwarze Marmorobelisken an, daß man sich auf der Grenze zwischen Kärnthen und Krain befindet. Trotz der Enge der Bergsenkung haben sich Wagen aller Art hier gesammelt, weil man hier die Pferde sich verschnaufen läßt, sie füttert und Vorkehrungen zur Hinabfahrt trifft. Hier oben werden Wagen umgeladen, weil bergauf kein Frachtwagen konnte vollgeladen werden, sondern kleinere Karren ihm einen Theil seiner Last abnahmen; dort werden auch die Vorspannpferde zurückgegeben, es werden Schaden ausgebessert, Erkundigungen eingezogen, ein Willkommen oder ein Abschied getrunken u. s. w. Die 300 F. lange Galerie, welche Karl VI. durch die höchste Spitze des Joches brechen ließ, ist später eingestürzt, so daß jetzt ein Felseneinschnitt von 12 F. Tiefe ihre Stelle vertritt und vom Dorf St. Anna in jenen 10 Windungen weiter geht bis zur Leonhardtskirche, wo der Paß seine bedeutendste Höhe erreicht. Auf und ab nach Kirschentheuer steigend, öffnen sich herrliche Aussichten; denn statt der nackten Kalkwände erscheinen grün bemattete Abhänge und stattliche Buchen, in deren Schatten man vom Joch herab bis zum kleinen Loibl steigt, welcher die Ausgangspforte aus der Gebirgswelt in die Vorberge bildet. In Zickzackwendungen folgt die Straße einem Wildwasser, das tief unten in nadelholzreicher Thalspalte braust. Aus der engen Schlucht schreitet man über die Teufelsbrücke, welche 90 Fuß hoch über dem Abgrunde zwischen nackten, schroffen Felsenköpfen in schauerlicher Einsamkeit schwebt, und endlich in das weitere Thal von Kirschentheuer führt. Schauen wir aus der engen Spalte des Passes hinüber nach Kärnthen, so hemmen waldige Berge die Fernsicht; dagegen nach Krain hin öffnet sich die liebliche Landschaft der weiten Ebene von Laibach mit ihren in Duft verschwimmenden Grenzen, und lockt unwiderstehlich hinunter nach dem Süden und seinen milden Lüften.



Auf der Höhe des Loibl.

3. Wanderung im Herzogthum Krain.

Der Zirknitzer See. — Das Sauthal. — Laibach.

Wir folgen weiter der Kärnthen mit Krain verbindenden kühnen Kunststraße über den Loibl nach dem letztgenannten Kronland. Auf den 182 □Meilen dieses Herzogthums leben gegen ½ Mill. Einw. Südlich von Kärnthen gelegen wird es im Norden von den östlichen Fortsetzungen der karnischen, und im Süden von den julischen oder krainer Alpen begrenzt. Von allen Bergen trägt nurder Terglou allein einen Gletscher auf seiner Nordseite. Seinen Namen hat das Land von dem slavischen Worte Krajina (Grenzland), woher die Bewohner Krajinci (Grenzbewohner) genannt wurden. Karl der Gr. eroberte dieses Land, und gab es dem Herzog von Friaul, doch erhielt es 972 eigene Markgrafen, die auf dem Schlosse Kieselstein bei Krainburg wohnten, überdies besaßen viele benachbarte Herren mehr oder minder große Antheile von Krain. Zu Diesen gehörten auch die österreichischen Herzoge, welche ihre Besitzungen durch Ankauf vergrößerten, so daß sich Friedrich der Streitbare 1233 Herzog von Kärnthen nannte, und nach dem Aussterben der kärnthner Herzoge vom Kaiser Friedrich II. 1245 mit deren Besitzungen belehnt wurde. Doch erst 1364 kamen unter Rudolf IV. der tyroler Antheil und Görz an das Herzogthum. Seitdem ist es Oesterreich geblieben. In dem slavischen Lande wird slovenisch gesprochen, doch verstehen alle Gebildeten deutsch. Im Bezirk Lank und Gotschee wohnt eine fränkische Colonie. Da nicht

genug Getreide wächst, so leben die Aermeren meist von Haidekorn und Hülsenfrüchten; Flachs wird viel gebaut, am Karst und im Wippachthale auch Wein, in letzterem Mais. Dagegen treibt der Krainer Bienenzucht, oder arbeitet als Berg= oder Hüttenmann, oder fertigt grobe Spitzen und Tuche.

Krain, in Ober= und Unter= oder Innerkrain nach seiner Lage getheilt, ist im Ganzen wasserarm, so daß man sich in einigen Gegenden mit Cisternen behelfen muß. Der merkwürdigste seiner Seen ist der Zirknitzsee, der lieblichste der 190 Kl. tiefe Valdeser See bei Radmannsdorf, auf dessen Insel eine Wallfahrtskirche liegt. Von dem Zirknitzer See, eine Meile südöstlich von Adelsberg, wurde lange Wunderbares erzählt, da man den Grund seines Anschwellens und Abnehmens nicht kannte. Man glaubte nämlich von diesem See, er fülle sein



Der Zirknitzer See.

Becken einen Theil des Jahres hindurch vollständig, dann laufe er ab, so daß man nun auf dem Grunde seines Beckens säen, ernten und jagen könne, bis urplötzlich das Wasser wieder in den Kessel trete. Diese und ähnliche Erzählungen sind mehr oder minder entstellte Berichte von dem wirklichen Sachverhalte.

Dieser See, im obern Gebiete der Laibach gelegen, bedeckt bei mittlerem Wasserstande eine Fläche von 9675 Joch, bei Hochwasser wächst er aber um das Doppelte an. Im Ganzen mißt er eine Meile an Länge und gegen 3/4 Meile an Breite. Seine Tiefe ist indessen unbedeutend, denn nur die zahlreichen trichterförmigen Vertiefungen seines Bodens reichen tief in den Kalkfelsen hinein. Zwar ist der Thalkessel des Sees rings von Bergen umschlossen, die keinen Ausgang darbieten, da aber sein flacher Ostrand in Sumpf= und dann in Wiesen=

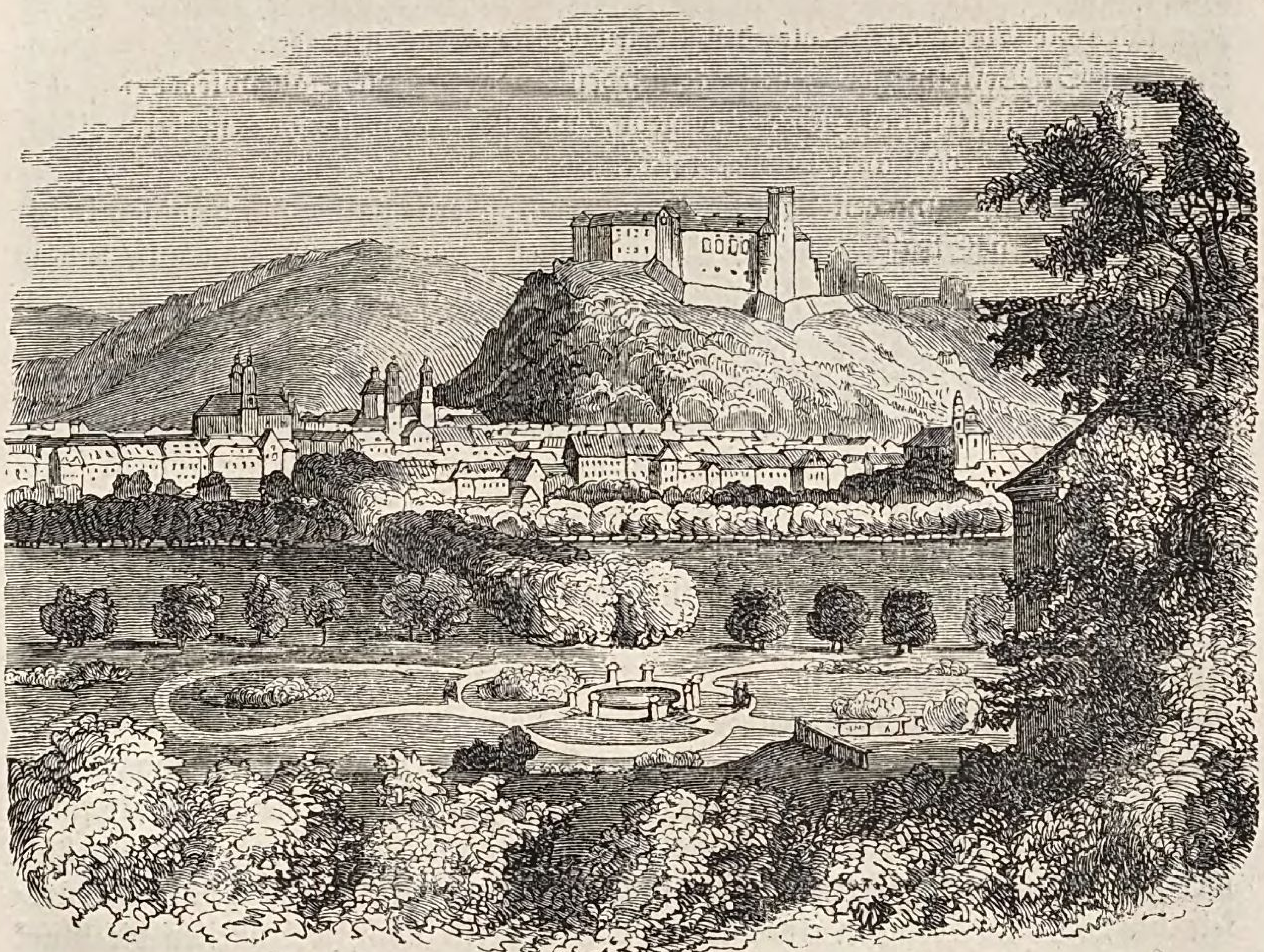
und Ackerland übergeht, so kann man die Thürme einiger nahen Dörfer vom Ufer aus übersehen. Am Westrande dagegen steigt der Javornik mit dicht bewaldetem Abhange 3900 Fuß und nebenan die steile Slivinza empor; diese geben durch ihre seltsamen Gestalten der Seelandschaft etwas Wildfremdes, denn am Javornik sinken die beiden Seiten so regelmäßig herab, wie die Seiten eines Giebeldaches, aber statt des Firstes ziehen sich kahle Höhen wellenförmig als höchster Grath dahin, wogegen die Slivinza die Gestalt einer schräg stehenden Pyramide hat und eine Nebelhöhle einschließt. Außerdem springen Vorgebirge und Landzungen weit vor in den See, oder schneiden zackige Buchten ins Land ein, und tauchen aus dem niedrigen Wasser vier Inseln, von denen eine das Dorf Ottok trägt. Weite Strecken sind so flach, daß Binsen, Rohr und Wasserpflanzen aller Art hervorragen, wogegen man an anderen Stellen schwarze Flecken sieht, die ins Unergründliche hinabzugehen scheinen. Diese Flecken sind Trichter, die hinunter in den Kalkboden führen und manche bezeichnenden Namen haben, z. B. der Kessel, das Faß, das Sieb, der Wasserträger; zwei andere heißen die große und die kleine Trommlerin, weil hier das Wasser mit dumpfem Rauschen hinabsinkt. Diese Löcher haben 30 — 60 Fuß Tiefe, und gehen in unterirdische Höhlen, wie sie in Kalkgebirgen häufig sind. An 40 solcher Spalten durchbrechen den Seeboden, durch welche das Wasser hinab in die unterirdischen Gewölbe sinkt, und unter der Erde hinläuft, um an zwei Stellen des Laibacher Thales als starke Bäche wieder zu erscheinen.

Der See würde mit der Zeit durch diese Sauglöcher ablaufen müssen, obschon er mehrere sichtbare Zuflüsse hat; dennoch hält er sich nicht nur lange auf einem gewissen Wasserstande, sondern er schwillt zu Zeiten sogar sehr bedeutend an. Man kann sich diese Eigenthümlichkeit nur dadurch erklären, daß der See jedenfalls unterirdische Zuflüsse hat, welche nicht allein das ablaufende Wasser ersetzen, sondern nach großem Regen so viel Wasser zuführen, daß der See anschwillt. In der That hat man solche Höhlungen auch auf der Westseite entdeckt, aus welchen das Gebirgswasser einfließt. Sind die Zuflüsse spärlich, so nimmt der See ab, ja 1834 lagen selbst die tiefsten Stellen trocken, so daß man die Abzugstrichter reinigen konnte. In der Regel fließt aber nie der ganze See ab, sondern es bleiben einige Wasserstellen, in denen man die Setzlinge der Hechte, Weißfische und Schleien aufbewahrt, wogegen man an den Gruben die davonschwimmenden mit Netzen fängt. Die trockenen Stellen dagegen werden als Wiesen und Weiden benutzt, oder hier und da mit Hirse und Buchweizen besäet. Weil in Krain große Wasserflächen selten sind, so ist der See ein Sammelplatz für allerlei Wasservögel, besonders aber für Enten, welche von Sitzen aus, die im Rohre versteckt liegen, geschossen oder zur Mauserzeit mit Knitteln erschlagen werden, da Ende des Juni die Bauern mit ihren leichten Kähnen ins Rohr eindringen und die erschöpften Vögel überfallen.

Das Steigen und Fallen des Sees, der schon den alten griechischen Geographen bekannt gewesen sein soll, ist nicht an eine bestimmte Zeit gebunden, sondern hängt von der Witterung ab, je nachdem sie trocken oder regen=

reich ist. Vier Bäche und zwölf Höhlen des Javornik schütten ihre Wasser in das Seebecken, welches wiederum seinen Vorrath in die Höhlen Velka Karlovca und Mala Karlovca hinabstürzt, aus denen sie als Poik=, Unz= und Laibach abfließen.

Der Hauptfluß des Landes ist die Save oder Sau, welcher die meisten Flüsse des Landes zuströmen, und die von der Mündung der Laibach an schiffbar wird, wo sie den 40,000 Joch großen Laibacher Moorgrund bildet, der aber durch Abzugscanäle trocken gelegt und von der Karsteisenbahn durchschnitten wird. Das Sauthal ist das wärmste und mildeste der Ostalpen und zugleich der frucht=



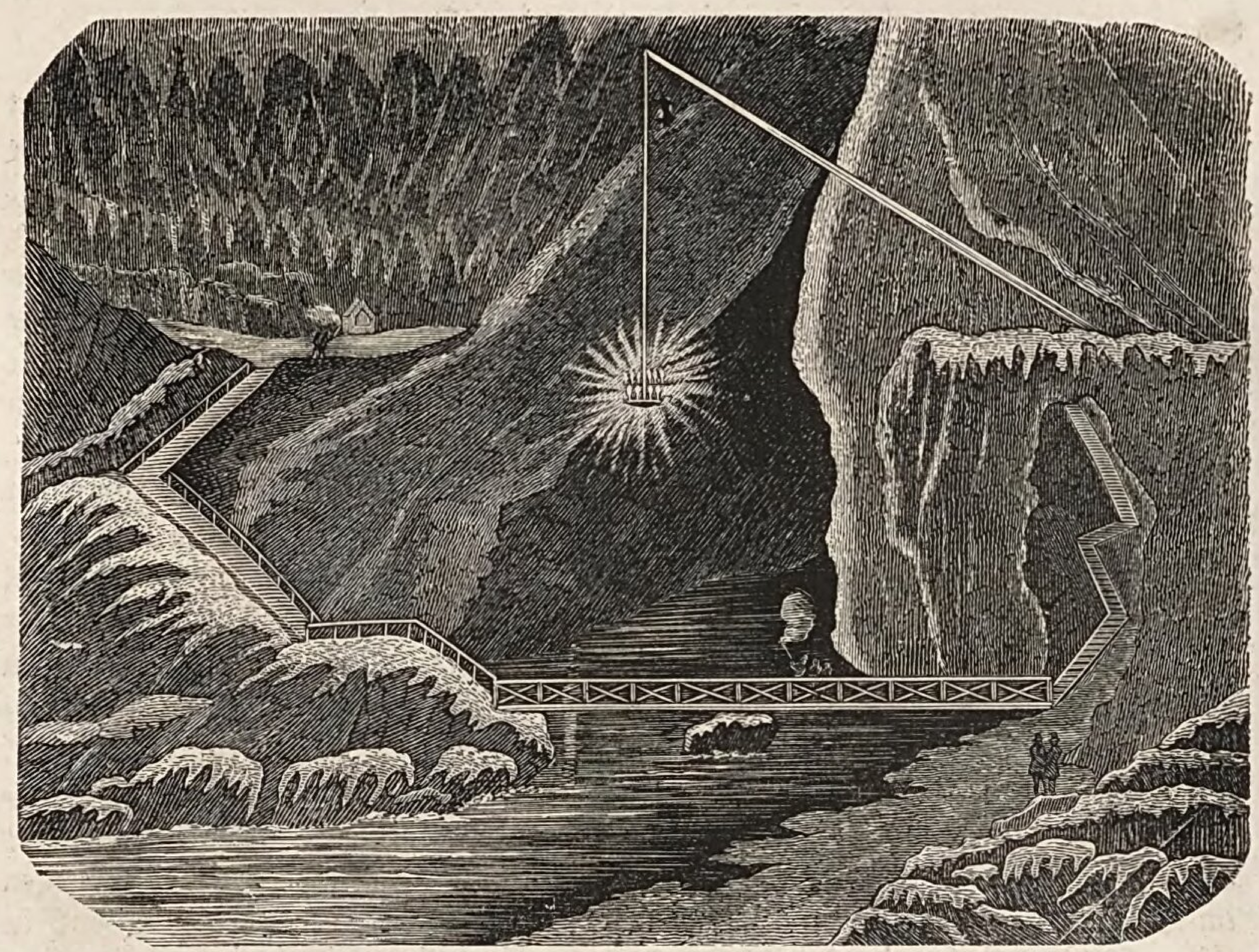
Laibach, von Schloß Tivoli aus gesehen.

barste Theil Krains, in welchen sich die Bevölkerung zusammendrängt. Der Lauf der Save beträgt 93 Mln. von ihren 2 Quellen in der Terglougruppe an. Die eine entspringt im Hintergrunde des Planitzathales, bildet den Wurzener See, aus dem sie als blaßblau=grüner Faden abfließt, worauf sie in den blendend=weißen Geröllmassen des Schottergrundes versiegt, um eine Stunde abwärts wieder hervorzubrechen. Die zweite Quelle sinkt als Wassersturz aus einem Felsenloche 240 Fuß herab in den Wocheiner See südlich vom Terglou, und vereinigt sich mit der ersten Quelle bei Radmannsdorf am Fuße der Alpen. Durch das öde, mit Wachholdern und Tannen dünn besetzte Wocheinerthal

fließt der Fluß bergab, bis sie in der eichen= und buchenreichen Ebene von Radmannsdorf eine parkartige Gegend durchwallt. Da sieht man Nußbäume, frische Wiesen, Korn=, Klee= und Flachsfelder, weiße Kapellenthürmchen und häufige Dörfer in anmuthigem Wechsel bis Krainburg, wo eine zwei Meilen breite Ebene sich erweiternd bis 1½ Mln. unterhalb Laibach sich ausbreitet, und auch das 3 Meilen lange und 1 Meile breite wagerechte Thal der Laibach (Poik) mündet, ein Sammelplatz der Sumpf= und Wasservögel. Hier liegt zwischen zwei flachen Hügeln, die mit Tannen, Eichen, Buchen, Linden und echten Kastanien bewachsen sind, das Rosenthal mit dem Rosenbach, der durch Wiesen und Parks rinnt, wohin die Laibacher ihre Sonntagsausflüge richten. Zuvor aber wird die Ebene durch die bewaldeten Gallenberge und den isolirten Bergriegel bei S. Veit in zwei Theile geschieden, worauf die Sau wieder ins Gebirge und auf steierisches Gebiet übergeht, wo sie das weite Rannerfeld bildet, welches bis zur kroatischen Grenze reicht.

Laibach liegt um den 250 F. hohen Schloßberg halbmondförmig mit seinen gekrümmten Straßen, bilderreichen Kirchen, von welchen man auf unserm Bilde, nach links die Transitkirche, nach der Mitte den Dom, nach rechts die Klosterfrauenkirche erblickt. Diese Gebäude, sowie die Franciscaner=, Ursuliner= und Christuskirche, das gothische Rathhaus zwischen stattlichen Häusern, geben der Stadt ein großstädtisches Ansehen. Während auf dem Schloßberg die großartige Aussicht bis zum Loibl, Terglou und zu den Steirer Alpen erfreut, bietet die Sternallee mitten in der Stadt auf dem Congreßplatz, die Lattermann's= Allee, das Lustschloß Tivoli, die in der Umgebung entdeckten Tropfsteinhöhlen u. s. w. angenehme Unterhaltung für den Naturfreund. Ringsum breitet sich die Ebene mit zahlreichen Dorfschaften aus, und selbst in weiterer Ferne winken Kirchthürme von den Hügeln, bis das kahle, zackige Kotschnagebirge den Horizont schließt. Ueber 9 Mln. lang bricht die Sau nun von der Feistritzmündung bis Gurkfeld durch das Gebirge, ja von Sava bis zur Saumündung, d. h. 3¼ Meilen ist der Strom so eingeengt, daß sein Rinnsel die Felsspalt füllt, und nur selten ein Weiler oder Haus am Ufer sichtbar wird, denn Dörfer fehlen hier ganz. Unterhalb Gurkfeld zieht sich am rechten Ufer 1¼ Meile das Gurkfeld hin, welches dann in einer Breite von 1 Meile noch zwei Meilen die Gurk hinauf geht und auf der Westseite den Krakauwald hat. Im 12 Meilen langen Gurkthale steigen warme Heilquellen aus dem Boden, von denen Teplitz, die meisten Besucher an sich zieht.

Die Laibach, deren wir schon oben gedacht, fließt aus dem See bei Steinberg als Poikfluß ab, stürzt nach 3 Meilen in die Adelsberger Höhlen, vereinigt sich zugleich mit den Bächen des Nanos 1 Meile nördlich von Adelsberg und tritt als Unz aus der Höhle, fließt 1 Meile nördlich bis Planina, wo sie bei Jacobovitz wieder verschwindet, um 1½ Meilen nordöstlich bei Oberlaibach in mehrere n Quellen wieder zu erscheinen, und nach einem Laufe von 5¾ Meilen bei Laibach in die Sau einzufließen.



Die Höhlen des Karstes. Der kleine See.

4. Das Karstgebirge und seine Höhlen.

In den karnischen Alpen, besonders in den Höhenzügen des Karstes, eröffnet sich uns die wunderbare Welt der höhlenreichen Kalkgebirge mit den prächtigen Domen, Säulen, Wasserkünsten, Brücken und anderen phantastischen Gebilden jener Unterwelt. Bevor wir diese betreten, sei der Eigenthümlichkeit des Gebirges selbst mit einigen Worten gedacht. „Zwischen den Thälern der Wurzener und Wocheiner Sau erhebt sich die östlichste Hochgebirgsgruppe der Alpen als eine von tiefen Thaleinschnitten umwundene Gebirgshalbinsel, welche mit ihren schneebedeckten Gipfeln die Höhe von 8300 Fuß erreicht, alle Nachbargruppen um mehr als 1000 Fuß überragt, und von ihrem höchsten Gipfel, dem Terglou (Triglav, d. h. Dreikopf) den Namen führt. Ihre südöstlichen Vorstufen sind durch Querrücken verbundene Parallelketten, die gegen Osten niedriger werden und endlich in die Niederung von Krainburg und Laibach verlaufen. Der nördliche Zug zieht sich zwischen dem Gail- und Drauthal in einer Höhe von 6300—7500 Fuß hin, und endigt zwei Meilen vor dem Einfluß der Gail in die Drau mit dem kahlen Felsenkamm der Dobratsch oder Villacher Alpe 6800 Fuß, nachdem er unter anderen Einsenkungen auch die des 2900 Fuß hohen Bleiberger Thales gebildet hat.“ (Becker.)

„Der mittlere Alpenzug, die eigentliche Hauptkette, beginnt mit dem Monte Quaterna, wo die Piave und Gail entspringen; er trägt hier eine kurze Strecke

schneebedeckte Hochgipfel, sinkt jedoch weiter östlich zu geringerer Höhe, sendet Verzweigungen zum obern Tagliamento und zur Fella, wird vom Gailitzbache in enger, tiefer Schlucht durchbrochen, und zieht nun zwischen Drau und Sau, Anfangs unter dem Namen Karawanken, dann in südlicher Richtung immer tiefer sinkend in weite Ferne, während östlich zwischen Drau, Sau und Sottla der Alpencharakter zum letzten Male in der Sauthaler Gruppe auftritt. Die letzten Höhen des südöstlichen Zuges treten unweit der Draumündung an die Donau, und die in derselben Richtung streichenden syrmischen Hügel folgen diesem Strome bis zur Theißmündung.

„Gegen Norden überall jäh abstürzend ragen die kahlen Felsmauern der Karawanka's über das bewachsene Gelände empor, und ziehen bald mit ungetheiltem Rücken, bald in Arme getheilt dahin, als Hochgipfel den Mittagkogel (6640 Fuß), die Kotschna (6610 Fuß), den Petschen (6670 Fuß), den Obir (6700 Fuß) und den Stou Vrch (7060 Fuß) tragend. Die Santhaler Alpen bilden das Verbindungsglied der Centralkette, die vom Semmering in Halbmondform über den Pfaff, die Stub- und Schwanberger Alpen zur Drau zieht. Es treten in dieser Gruppe besonders im Westen die Steineralpen (das Kotschnagebirge) mit ihren hohen schneegefurchten Kalk- und Dolomitmassen mit der 8080 Fuß hohen Rinka und der 7400 Fuß hohen Oistritza hervor, wogegen im Osten der breite, bewaldete Urgebirgsrücken des Bacher kaum 4000 Fuß in seiner höchsten Spitze übersteigt. Die Steineralpen zeigen die Alpennatur in ihrer ganzen Großartigkeit, die Bacheralpe dagegen bietet von ihren Kuppen unermeßliche Fernsichten ins ungarische Flachland, auf die Hügel und Berge Kroatiens und in die Hochgebirge von Krain, Kärnthen und Steiermark. Außerdem ist der südöstliche Theil der Santhaler Alpen reich an Gesundbrunnen, wie Teplitz, Rohitsch, Tüffer, und es ziehen rundliche Waldberge durch Kroatien und Slavonien zu den rebenbepflanzten syrmischen Hügeln.

„Südöstlich von der Terglougruppe beginnt das merkwürdige Kreidegebirge des Karstes in einer zusammenhängenden Reihe von Hochrücken, welche in parallelen Zügen von Nordwesten nach Südosten und zwar so gleichförmig streichen, daß sich diese Richtung in den Hochebenen, in den dieselben scheidenden Thälern oder Mulden, in den auf der Hochebene ziehenden Bergrücken, in der ganzen nordöstlichen Küste des Adriameeres und in den Inseln deutlich und charakteristisch ausprägt. Unter diesen Parallelzügen treten der nördliche und südliche ganz besonders hervor. Jener bildet eine ununterbrochene Hochterrasse von 20 Stunden Länge und 8 Stunden Breite, im Mittel nur 2000 Fuß hoch, deren einzelne Theile der Tarnovaner Wald, der Birnbaumer Wald und die windische Mark genannt werden. Der Tarnovaner Wald bildet eine beinahe 2500 Fuß hohe und meist bewaldete Hochplatte, die westlich ins Isonzothal, südwestlich ins Wippachthal, nordöstlich in das Idriathal steil abfällt und an der schmalen südöstlichen Seite mit dem Birnbaumwalde zusammenhängt, welcher wieder durch die lange Thalmulde des Poikflusses eingeengt und durch die Straße von Adelsberg nach Planina an der schmalen Seite getheilt wird. Neben bewalde-

ten und bebauten Stellen enthält diese Hochebene auch öde Striche und das bekannte Bergwerk zu Idria. Ihre Berge steigen im Schneeberge bis 5300 Fuß, im Nanos 4000 Fuß und in der Stergaria 3970 Fuß hoch. Oestlich von ihnen beginnt die windische Mark, deren südliche Parallelketten den Namen Hornwald führen.

„Der südliche Zug des Karstes, um 500 Fuß niedriger als der nördliche, zieht unter dem besondern Namen Karst um den Triester Busen, und fällt gegen denselben mit einem 1500 Fuß hohen Rande steil ab. Seine Hochfläche zeigt sich einförmig nackt und arm an Pflanzen; theilweise wird sie von zusammenhängenden schmalen, steilen, klippigen oder bewaldeten Wällen überlagert und enthält eigenthümlich trichter- und wannenförmige Senkungen (Dolinen), die sich zu Zeiten mit Wasser füllen. Seine Gipfel steigen 2—4000 Fuß empor. An ihn schließt sich im Südosten der Tschitschenboden als Fortsetzung an, der die istrische Halbinsel anfüllt und in drei merkbaren Stufen, welche durch parallele Rücken getrennt sind, zum Meere abfällt. Seine Gipfel, Planik und Monte maggiore, messen über 4000 Fuß, der Sia an der Grenze 3900 Fuß, die Gipfel der zweiten Stufe 2—2600 Fuß und die der dritten 1470 Fuß, der niedrigste Vorsprung der Halbinsel 117 Fuß. Die Inseln südöstlich von Istrien ziehen in derselben Richtung von Nordwest nach Südost, und ihre Bergrücken sind Fortsetzungen der Bergzüge des Festlandes. Sie erscheinen als Felsenstücke, nach allen Seiten hin mit Hochrändern eingefaßt, die schroff ins Meer abstürzen. Cherso hat im 2000 Fuß hohen Syß den höchsten Inselberg, denn die übrigen messen 1000—1800 Fuß." (Becker.)

Das Kalkplateau des Karst ist trocken und unfruchtbar, denn durch das dürftige Nadelholz schimmert das graue Gestein hindurch, während Krain sonst reich an schönen Laubholzwaldungen ist. Ein großer Theil der Karstebene ist eine Steinwüste. „In tausend und aber tausend kaum fußhohen Spitzchen starrt überall das nackte graue Gestein auf. Auf den Hügeln steht hier und da Farrenkraut, Wachholder, Haidekraut, strauchartige Tannen und Haidegestrüpp, und dazu rast der Bora über diese Flächen, und wirft Pferde und Lastwagen um. Am ödesten ist die Gegend zwischen Sassana und Obtschina, wo die kleinen grauen Steine wie gesät bei einander liegen. Wo in einer Vertiefung etwas Gras wächst, hat man diese Oase sofort mit einer Steinmauer umgeben, wie auch auf dem Felde die Aecker oft mit Steinen eingezäunt sind." (Canstein.) Außerdem ist diese Gegend reich an den bereis oben erwähnten trichterförmigen Erdlöchern (Dolinen), die meist in jene unterirdischen Höhlen münden, welche Flußläufe sind, und zu den größten Merkwürdigkeiten des Kaiserstaates mit Recht gezählt werden.

Steige der wanderlustige Leser mit uns in die Tiefen jener wunderbaren Welt hinab und betrachte als seinen höhlenkundigen Führer den bekannten Dr. Schmidl, dessen größerem Werke über die Höhlen des Karstes auch wir unsere Kenntniß jener Wunder der Erdtiefen verdanken. Bevor wir aber weiter eindringen, wollen wir den von uns betretenen Schauplatz etwas näher ansehen.

Höhlen kommen meist nur in festem Gesteine, besonders im Kalksteine, vor, und erscheinen als blasige, unterirdische Ausweitungen. Sie erstrecken sich oft tief in den Erdboden hinein, erweitern und verengern sich, so daß nicht selten große Hallen und Gewölbe durch so enge Oeffnungen und Canäle mit einander verbunden sind, daß man letztere nur mit Mühe zu durchkriechen vermag. Ungleich laufende Wände biegen sich bald rechts, bald links; Tropfsteine der verschiedenartigsten Gestaltung schmücken ihre Hallen, oder es sehen diese wie abgerieben oder durchmeißelt aus. Aehnliche Tropfsteingebilde hängen von der Decke herab, oder steigen vom Boden auf. Erstere nennt man Stalagmiten, letztere, sowie die an den Wänden hängenden, Stalaktiten. Beide werden vom Tropfsteine gebildet, der aber nur in denjenigen Höhlen erscheint, welche sich unter einer mit Gras oder Bäumen überwachsenen Decke befinden. Er entsteht aus einem vollkommen hellen, wohlschmeckenden Wasser, das aus den modernden Pflanzenresten die Kohlensäure aufgenommen hat. Sickert dasselbe nun durch den lockern Kalkstein, so löst es ihn vermittelst der Kohlensäure auf, und hierdurch erhält die Decke der Höhle nach und nach eine schwammartige Beschaffenheit. Das Wasser tröpfelt unaufhörlich herab, und was nach seiner Verdunstung zurückbleibt, ist Tropfstein. Derselbe läßt sich durch die Bildung der Eiszapfen, denen er in Farbe und Gestalt auch sehr nahe kommt, am besten erklären. Im Innern der Höhlen finden wir viele fremdartige Massen, besonders feinen Lehm mit Thon, sowie Steingerölle. Zahlreiche Knochen von Raubthieren und Grasfressern werden in dichten Massen in den meisten Höhlen häufig, weniger in denen des Karstes gefunden, und zwar von ersteren die von Bären und Hyänen, von letzteren dagegen die von Hirschen, Elephanten und Rhinocerossen. Obwol die Knochen dieser im Leben einander so feindlichen Thiere hier friedlich neben einander modern, so ist doch auch der Fall nicht selten, daß in der einen Höhle meist Knochen von Raubthieren, in der andern dagegen von Grasfressern allein sich vorfinden. Mögen viele dieser Knochen durch Ueberschwemmungen in die Höhlen gerathen sein, so läßt sich doch an dem Zustande, in welchem sie gefunden werden, erkennen, daß auch viele von Fleischfressern dahin geschleppt und von ihnen benagt worden sind. Fast in allen Höhlen finden wir oft ziemlich tiefe Wasserbehälter, welche nicht selten mit unterirdischen Wasseradern und Gängen in Verbindung stehen und hierdurch unterirdische Flüsse bilden, die sich bisweilen in brausenden Wasserfällen aus höheren in tiefere Becken ergießen. Doch nicht allein im Kalkgebirge, auch im Basalt finden sich zahlreiche Höhlen; in anderen Gesteinarten, wie Granit, Sandstein u. s. w., sind sie dagegen weit seltener. Denselben Naturwundern begegnen wir auch an den Meeresküsten in Folge von Unterwaschungen, und könnten wir tief in das Innere der Erde dringen und namentlich die Kalkschichten genau untersuchen, so würden wir auf eine außerordentliche Anzahl von Höhlen stoßen und in ihnen mit Sicherheit die großen Wasserbehälter erkennen, die zur Speisung unserer Quellen, sowie zur Fortpflanzung der Erschütterungen bei Erdbeben nicht wenig beitragen.

Durchwandern wir zunächst die ausgezeichnetste Höhle des Karstes, die

größte des europäischen Festlandes, nämlich die Adelsberger Grotte, oder besser Adlershöhle, wie ihr windischer Name bedeutet, welche 1450 Klaftern lang und reich an Tropfsteingebilden ist. Seit Jahren zog sie daher die Aufmerksamkeit von Naturfreunden auf sich, welche den Besuch der Grotte erleichterten, indem sie dieselbe unter ihren Schutz nahmen, sie durch eine Gitterthür schlossen, und das Herumführen von Fremden besonderen Beamten gegen eine festgesetzte Entschädigung anvertrauten. Recht bekannt ist sie eigentlich erst seit dem Jahre 1818. Damals entdeckte ein kühner Wagehals, Lucas Tschetsch, eben als man in der bis dahin bekannten sogenannten „alten" Grotte zum Besuche des Kaisers Franz von Oesterreich die nöthigen Vorbereitungen treffen wollte, 50—60 Fuß über der ältern eine neue und weit größere von unendlicher Schönheit. Zu Ehren des Kaisers wollte man eben eine Pyramide errichten, zu welchem Zwecke Tschetsch auf einer Leiter über den Fluß ging, um nach dem auf der andern Seite gelegenen Felsen einen Weg aufzufinden. Mit der größten Anstrengung und mit höchster Lebensgefahr kletterte Tschetsch langsam den Felsen hinab, ohne daß die übrigen Arbeiter, mit anderen Dingen beschäftigt, es bemerkt hatten. Erst als er den unterirdischen Felsen erklommen, rief er ihnen zu, und man sah nur, daß er weiter ging, worauf der Schimmer seines Lichtes allmählich verschwand. Man wartete eine gute halbe Stunde auf die Rückkehr des kühnen Mannes, und war bereits in Sorgen, es könne ihn ein Unfall betroffen haben, als man da, wo er verschwunden war, die Annäherung eines Lichtschimmers bemerkte. Zuletzt erschien auch Tschetsch auf dem Felsen, und rief jubelnd: „Kommt herbei, hier ist eine neue Welt, hier ist das Paradies." Er kam herauf und erzählte, daß er eine neue Grotte entdeckt habe, deren Ende von ihm nicht zu erreichen gewesen sei. Er sei weit hinein gegangen und, um den Rückweg bange, habe er abgebrochene Tropfsteine so legen müssen, daß die Spitze ihm den Herweg gewiesen. So ward die neue Adelsberger Grotte entdeckt. Sie besteht aus mehreren Höhlen: der Poikhöhle, der alten Grotte (einem Seitengange), der Kaiser Ferdinands- und Erzherzog Johanns-Grotte, denn Kaiser und Erzherzoge haben dieses Alpenwunder besucht. Die ganze Höhle hat, soweit sie überhaupt erforscht ist, — und es mag hier noch Manches zu entdecken sein, — eine Länge von mehr als 15,000 Fuß.

Der Marktflecken Adelsberg liegt eine Meile von Planina am Fuße des Berges Sovitsch, am Rande des üppiggrünen Wiesenthals, durch welches der Poikfluß sich schlängelt. Kalk und Sandstein wechseln und mit ihm der Baumwuchs. Die Umgebung des Berges ist kahler Karstboden; doch windet sich durch die nördlichen Waldschluchten die Poststraße nach Planina, wogegen im Osten der gewaltige Nanos seinen langen Rücken erhebt und seinen Gipfel bis 4100 Fuß steigen läßt, südlich aber die Linie der dritten Karstterrasse sich hinzieht, von wo aus man am duftigen Horizonte das adriatische Meer sieht. Der Sovitsch erlaubt nur Hutweide, hat aber an einigen Stellen Gestrüpp, und im Innern die Höhlen, vor deren Eingange eine Holzbrücke über den in sie hinab stürzenden Poikfluß führt. Mit leisem Rauschen zieht das Wasser in die geräu-

mige Höhle, worin man seinen Lauf 400 Klaftern tief verfolgen kann. Die Höhle mißt im Durchschnitt 30 Fuß Höhe, 30 Fuß Breite und hat einige Zoll bis 20 Fuß Wassertiefe. Die Richtung des Flusses geht nach Norden, bildet dabei großartige Grotten und Nebenhöhlen, fließt unter der nahen Magdalenengrotte hin, erscheint in der Poikhöhle wieder, welche 1/4 Stunde nördlich von der Magdalenengrotte liegt, und fließt hierauf eine Strecke unterirdisch weiter.

Dreißig Fuß über dem Wasserspiegel des Poik und 900 Fuß über dem Meeresspiegel liegt der Eingang zur Adelsberger Grotte, zu welcher von der Fahrstraße her eine Lindenallee führt. Unsere Führer zünden ihre Lampen an, wir treten ein. Nur allmählich gewöhnt sich das Auge an die Finsterniß, dann erst vermag es die Gegenstände der Umgebung zu erkennen. Unter unseren Füßen rauscht der Poikfluß, unser Fußboden ist ihm Decke. Die Höhle wird immer weiter, ihre Wölbung höher. Stalaktitenpfeiler erheben sich, und geben der sich nach innen senkenden Decke das Ansehen eines Gewölbes. Schon längst vermögen wir die Höhe der Höhle nicht mehr zu unterscheiden, da das schwache Licht nur eine unvollkommene Beleuchtung gewährt; da bleibt endlich einer unserer Führer stehen, während sein Gefährte in einen tiefen Schacht steigt. Letzterer verschwindet, erscheint wieder, und nun erblicken wir das Licht in der Tiefe gleich einem Sterne blinkend. Doch es verschwindet von Neuem, erscheint aber an der andern Seite, und nun erst erkennen wir, daß wir auf einer natürlichen Brücke stehen, unter welcher der Führer hindurchgegangen ist. Hier hat die Höhle eine Höhe von wenigstens 200 Fuß. Die 17 Klaftern lange Naturbrücke wölbt sich über den Fluß; von ihr überschaut man den weiten Abgrund des Domes, zu welchem von der Brücke eine Holztreppe von 89 Stufen hinab auf seinen Boden führt. Diese Brücke ist ein doppelt durchbrochener Felsrücken, denn beim Herabsteigen öffnet sich bei der 23sten Stufe die alte Grotte, und bei der 43sten eine schmale Kluft. Der hohe Dom oder die Neptunsgrotte ist ein nackter Kalkstein mit nur wenig Tropfsteinfiguren, gewährt aber, wenn er in der Höhe erleuchtet ist, dadurch ein erhabenes Schauspiel.

Ist man die Brücke hinabgestiegen, so geht es wieder 82 Stufen auf der andern Seite hinauf, worauf sich die 27 Fuß hohe Halle der 900 Klaftern langen Ferdinandsgrotte öffnet. In kühnen Bogen hebt sich das Gewölbe des Domes, welches sich 24 Klaftern in die Breite dehnt, ein gewaltiger Raum, den das Schweigen und der hohle Wiederhall der Tritte, so wie das unsichere Schimmern der Beleuchtung nur noch erhabener machen.

Der besuchteste Theil der ganzen Höhle ist die bereits erwähnte alte Grotte, welche an seltsamen Tropfsteinfiguren besonders reich ist. Ein 12—15 Zoll breiter und 8 Klaftern langer Absatz ohne Geländer führt zu ihr hinüber in einer Höhe von 50 Fuß, so daß man den Poik drunten im Dunkel nur am dumpfen Rauschen erkennt. Da schaut man die arabeskenartigen Figuren des Tropfsteins an den Wänden, indem man die lange Grotte durchwandert, gleich als ob ein Panorama in wunderbarem Dämmerlicht an den Blicken vorüberzöge. Hier bewundert man den rothen Wasserfall, dort einen hellern, hier eine weiße

Wand mit rothen Orgelpfeifen, oder in der Halle prachtvolle weiße und rothe Draperien, oder rothe Korallen auf weißer Decke in der Korallenhalle.

Noch reicher an phantastischen Tropfsteingebilden ist indessen die obengenannte Ferdinandsgrotte mit ihren Wasserfällen, Kanzeln, der dreifarbigen Säule, der Schildkröte, Nachteule, Peter's Stuhl, Altar, Orgel, Glocke, der Hieroglyphensäule, dem rothen Springbrunnen, den stehenden Mumien, dem Obelisk, dem Säulenkoloß, den Cypressen, dem hohe Wellen schlagenden Meere, dem Beichtstuhl u. s. w. Die Natur scheint hier die Werke der Menschenkunst auf ihre eigene Weise nachbilden zu wollen. Vor wenig Augenblicken sahen wir jenen prächtigen Stalagmit, Taufstein genannt, von den zartesten und zierlichsten Säulen umgeben; in einer kleinen Seitenhöhle, voll der seltsamsten Gebilde, einen andern Stalagmiten, der einem kleinen Fußgestelle mit der Büste eines bärtigen Greises täuschend ähnlich ist. So zeigt man uns hier auch einen Stalagmiten, welcher auf die gegenüber stehende Wand einen Schatten wirft, dessen Umriß der heiligen Jungfrau mit dem Kinde gleicht, ohne daß es einer großen Anstrengung der Phantasie bedürfte, die höchst auffallende Aehnlichkeit zu finden. Beim Weitergehen gelangen wir an eine ungeheure Stalagmitmasse, welche durch das allmähliche Herabsenken dicker Stalaktitbildungen von oben entstanden ist, die sich so mit einander verbunden haben, daß sie gleichsam ein kunstreiches Schnitzwerk bilden. Man nennt sie den Blumenkohl.

Weiterhin gelangen wir zu einem großen Stalaktit-Vorhang; der Führer stellt sein Licht dahinter, und er zeigt sich durchsichtig wie Glas. „An der äußersten Kante einer aus der rechten Wand vorspringenden Fläche hat sich dieses reizende Stalaktitengebild angesetzt. In einer Länge von 9 Fuß, je nach den Aussprüngen des Gesteins 1—2½ Fuß breit von der Wand abstehend, im Durchschnitt 4 Linien dick und überall vollkommen durchscheinend hängt diese wundervolle Tropfsteinmasse an der Wand herab, einem Vorhange täuschend ähnlich, der halb nach links zurückgeschoben ist und den schönsten Faltenwurf zeigt. Die Farbe ist glänzend weiß, aber der untere Rand hat durchaus einen 4 Zoll breiten Saum, orange, lichtröthlich und braun, welche Farben in einander verfließen."

Plötzlich erweitert sich die Höhle; wir betreten den sogenannten Tanzsaal, einen ungefähr 100 Fuß langen, 120 Fuß breiten und über 80 Fuß hohen gewaltigen Raum. Kein einziger Pfeiler trägt dieses ungeheure Gewölbe; doch an den Seiten der Wände stehen ganze Reihen von Stalaktitsäulen, und zierliche Gebilde hängen von der Decke herab. Zur Rechten befindet sich eine Fortsetzung der Höhle, und, wie es scheint, war dieser Theil des Tanzsaales vormals viel größer, während er jetzt in mehrere Gänge oder Kammern zerfällt. Die hier befindlichen Stalaktiten sind dünne, formlose Massen, die, wenn man daran schlägt, einen starken Klang geben. Im Tanzsaale versammeln sich die Bewohner der Umgebung den Sonntag nach Pfingsten zu einer gottesdienstlichen Feier; die Höhle wird dann glänzend erleuchtet, und es folgen dem

Gottesdienste ländliche Feste. Nur erst einen kleinen Theil der Höhle haben wir durchwandert, denn weiter gegen Süden, ungefähr 5000 Fuß vom Eingange entfernt, spaltet sich der Hauptgang in zwei Gänge, welche sich später wieder vereinigen und zu einem Stalaktiten führen, die Statue des heiligen Stephan genannt.

Verfolgt man den Höhlengang, so gelangt man dort hinter der Säulenallee in einen 108 Fuß hohen Dom, und wir stehen vor einem neuen Wunder dieser Unterwelt, dem Calvarienberg mit seinen Seitengängen und Hallen. Diese großartige Grotte besteht aus vier Abtheilungen, die durch Abgründe getrennt, durch Brücken aber verbunden sind. Die kolossalen Tropfsteinsäulen der letzten Grotte bilden den Eingang zum Calvarienberge, indem die Grotte sich in zwei Arme theilt und einen Dom von 108 Fuß Höhe bildet; in dem rechten Grottengange erhebt sich der Calvarienberg, ein freistehender Hügel von 30 Klaftern Höhe. Hunderte von oft riesigen kolossalen Stalaktiten bilden ihn, indem sie ihre alabasterhellen und tief dunklen Farben durch einander schillern lassen, wenn Fackeln, Grubenlichter oder eine bengalische Flamme die Höhle erleuchten. Kaum dürfte es eine großartigere unterirdische Scenerie geben. Der Berg mißt in senkrechter Höhe 192 Fuß, und der Weg bis auf den Gipfel 250 Klaftern. In kühner Wölbung erhebt sich die Decke von der Pforte ab über den Berg, über dessen Spitze sie noch 54 Fuß hoch steigt, so daß ihre ganze Höhe 264 Fuß beträgt. Der ganze Höhlenraum mißt vom Fuße des Berges bis an die Wand 462 Fuß, querüber 618 Fuß. Prachtvoll erscheint diese Grotte am Pfingstmontage, wo Hunderte von Kerzen sie erleuchten.

Mit einem stillen Schauer verlassen wir diese Welt voll Zauber, auf die wir zuvor einen Blick zurückwerfen. Wir sehen noch, wie die schwankenden Schlagschatten seltsame Bilder an die Wand malen, und wie Klagelaute klingt das eintönige Tröpfeln der Wasser ins Ohr. Es ist rings so feierlich still um die wunderbaren Tropfsteingebilde, oder es hallt wie ein Engelhymnus ein Chorlied durch die tönende Halle, oder es wirft die Erleuchtung dürftiges Helldunkel über die Statuen, Säulen, Wände, Berg und Pfad, daß man sich von diesem Schauspiel kaum losreißen kann. Dort leuchten tausend Lichter von den zahllosen Krystallen wieder, da schießen blaue, gelbe und rothe Strahlen hin und her, hüpfen an den blanken Krystallzapfen auf und ab, springen nieder in die Tiefe, fliegen empor zur dunklen Decke, während sich hier und dort verworrene Massen zu Gestalten mit scharfen Umrissen lösen und andere im Dunkel zerfließen.

Der Calvarienberg besteht aus drei Absätzen, an denen der Weg sich zum Gipfel emporwindet. Am Wege stehen seltsam gestaltete Stalaktiten: der Todtenkopf und der blendendweiße Nikolaus. Die zweite Höhe dagegen bildet eine reich geschmückte Wand, vor welcher größere Säulen emporsteigen; die größten stehen jedoch auf ihrem Gipfel. Als Ecksäule sieht man dort eine 30 Fuß hohe Säule und daneben einen Mann, der seine Frau den Berg hinanträgt. „Wendet man am Fuße der dritten Höhe sich um und blickt hinab, so hat man einen Wald

riesiger Säulen vor sich, die weißgelblich und röthlich erglänzen," weshalb man diese Gruppe den Mailänder Dom, die letzte Säule den Triester Leuchtthurm nennt. Die dritte Höhe ist voll kleinerer Stalaktiten.

Dem Calvarienberge gegenüber, im linken Arme der Hauptgrotte, führt der Weg zu dem 55 Fuß hohen Berge Loibl, auf dessen kegelförmigem Gipfel fünf hohe Säulen stehen. Hinter ihm gelangt man zum Tropfbrunnen, einem

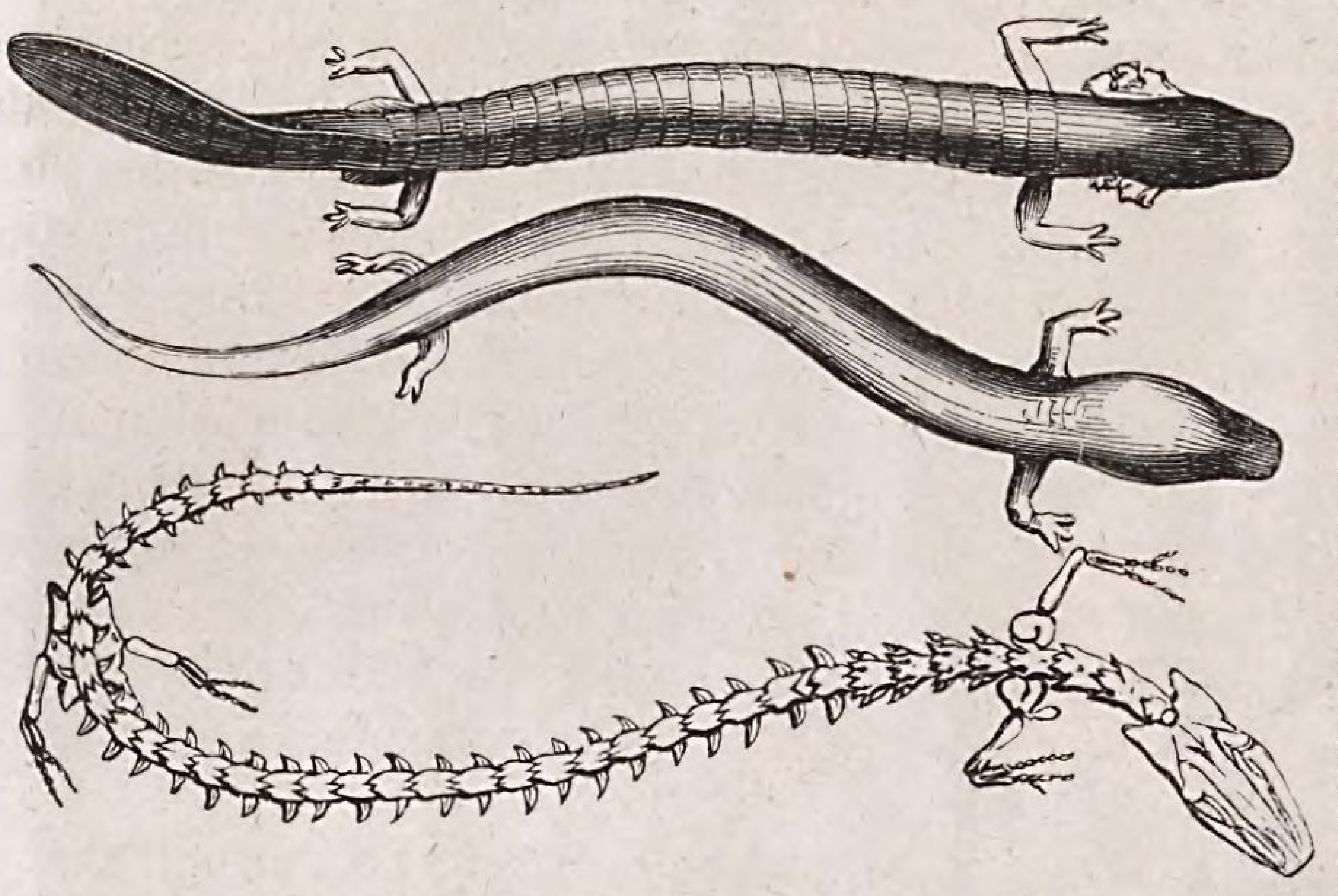


Der Calvarienberg in der Adelsberger Grotte. Der Mailänder Dom.

fußweiten Becken auf der Spitze eines abgestumpften Tropfsteinkegels; in dieses fallen Tropfen 60 Fuß hoch herab, und zwar so dicht und regelmäßig neben einander, daß sie einzelne Strahlen bilden. Bald darauf hört tiefer im Berge der gebahnte Weg auf. Vor sich sieht man die 50 Kl. lange und 25 Kl. breite Doline des düstern Tartarus, worauf die ganze Höhle in der Kluft des wassergefüllten Bassins endigt, dessen Boden spiegelglatter Tropfstein bildet. Der

Tartarus mit seinen nackten Wänden liegt **1243 Kl.** und das Bassin **1205 Kl.** vom Haupteingange, ist **50 Kl.** lang, **25 Kl.** breit und **120 Kl.** hoch.

Nicht minder reich an schönen Tropfsteingebilden ist die **260 Kl.** lange Johannsgrotte, die **100 Kl.** hinter dem Vorhange beginnt, wo man auf Steintreppen zu ihrem schmalen, niedrigen Eingange hinaufsteigt. Ihre schönsten Partien sind die gothische Halle und der kleine Vorhang. „Jene Halle ist fast kreisrund; den Mittelpunkt bildet ein gewaltiger brauner Stalagmit, mantelförmig auf einen Säulenstrunk herabreichend, von zahlreichen kleineren Stalagmiten umgeben. Einzelne unförmliche Stämme stehen umher. Die Wände sind reich mit weißen, grauen und gelblichen Tropfsteinen bedeckt, in runden, gewölbten Massen an der Decke weit hervorquellend, in zahllosen Röhren und Zapfen bis zum Boden herabreichend. Von der Decke selbst hängt gleichermaßen eine Unzahl von Stalaktiten herab, und bildet mit den ausspringenden Winkeln der Wände zahlreiche Nischen, deren Decoration in der That an all' die architektonische Pracht des Spitzbogenstyles erinnert. In der ganzen Halle ist nirgends der nackte Kalkstein sichtbar, selbst der Boden ist ganz überzogen mit braunen Krystallen. Weiterhin sieht man in der Nähe einer Säule am glatten Abhange den kleinen Vorhang. Er ist keine der Länge nach herabhängende Draperie, sondern mehr wie eine Theatersouffite gestaltet, nur 3 Fuß breit und 5 Fuß lang, schief von links nach rechts unmittelbar mit der Decke selbst sich herabstreckend. Ein ungemein zarter orangefarbener Saum, aus mehreren dunklen und lichten Linien bestehend, zieht sich der ganzen Länge nach hin. Die ganze, kaum einen Zoll dicke Masse ist vollkommen durchscheinend, in leichten Wellenlinien geschlungen."



Der Olm (proteus anguineus).

Eine Stunde nördlich von Adelsberg liegt die Magdalenen- oder schwarze Grotte, deren Gänge nach einem Wege von **260 Kl.** in sich selbst zurückkehren. Von einer Anhöhe steigt man durch Buschwerk eine Doline hinab, und befindet sich vor der **10 Kl.** hohen, blauschwarzen Hinterwand, in welche jene Höhle mündet, welche nach der benachbarten Magdalenen-Kapelle den Namen Magdalenen-Grotte erhielt, aber wegen der dunklen Farbe der Wand, der Höhlenmündung und des Nadelwaldes auch die schwarze Höhle heißt. Berühmt ist sie geworden,

weil man in ihr den Olm häufig findet, jenen merkwürdigen Molch, der nur für unterirdische Gewässer geschaffen ist. Der Olm wird 10—13 Zoll lang, hat einen runden Rumpf, einen stumpfspitzen, platten Kopf, einen seitlich zusammengedrückten Schwanz, glatte, zarte, am Bauche durchscheinende Haut und vier kurze weit aus einander gestellte Füße, die er nicht zum Gehen gebrauchen kann, sondern am Boden hinschleift. Frisch aus dem unterirdischen Wasser entnommen, zeigt er eine bleiche Farbe, welche zur violetten wird, wenn ihn das Licht länger bescheint. Er flieht aber jeden Lichtstrahl mit großer Unruhe, wie er denn auch gegen Wärme empfindlich ist, und im Sommer stirbt er leicht, sobald er in der Gefangenschaft nicht kühl und dunkel genug gehalten wird. Der Olm (proteus anguineus) ist nur in Krain zu finden, hat eine feine, schleimschwitzende Haut, welche auch Ohren und Augen überzieht, doch so, daß er mit den Augen durch die durchsichtige Haut hindurchsehen kann, wogegen er schlecht hört, aber gut riecht. Außer den Kiemen hat er noch Lungen, und kann daher auf dem Lande leben. Doch hält er sich nur im Wasser auf, schluckt an der Oberfläche des Wassers Luft unter deutlichem Gurgeln, und stößt sie unter dem Wasser als Blasen wieder aus. Wovon er lebt, hat man noch nicht entdecken können, denn man hat nur so viel von ihm beobachtet, daß er auf feuchtem Sande oder Felsen unbeholfen hinkriecht, oder bewegungslos auf dem Boden liegt und durch schlängelnde Bewegung des Körpers und des Schwanzes mäßig schnell schwimmt. Im reinen Wasser lebt er in der Gefangenschaft zwei Jahre lang ohne Nahrung. Sein Skelett hat 38 Rückenwirbel, 25 Schwanzwirbel, 5 sehr kleine Rippen, 1 Zoll lange Füße, von denen die vorderen dreizehig, die hinteren zweizehig und kürzer sind. Sein Kopf gleicht dem des Aales, Rumpf und Hals sind nicht abgesetzt, sondern gleichstark, und seine Kiemen liegen büschelförmig außerhalb der Kehle.

Eine Viertelstunde nördlich von der Magdalenengrotte liegt die merkwürdige Poikhöhle (Piuka-Jama), ein Abgrund mitten im Gebüsch, aus dessen Tiefe der Poik rauscht. An 30 Kl. sinkt die Wand der Doline senkrecht hinab, ja auf der Nordseite hängt der Rand sogar über, wogegen man am Ostrande eine Kluft 12 Kl. tief durch Gestrüpp hinabklettern und von einem Felsblock herab die Doline betrachten kann. Den Grund bilden gegen einander gestürzte mächtige Felsblöcke und querüber liegende Baumstämme, zwischen denen seitwärts ein Höhlenrand mündet, aus welchem ein Fluß hervorschäumt, um gegenüber unter dem Felsen wieder zu verschwinden. Eine großartige Thorwölbung ist weiter in der Höhle die Dolenzpforte (also genannt nach dem Namen des Sohnes eines Gutsbesitzers, der als eifriger Höhlenforscher an der Untersuchung lebhaften Antheil hatte), die man aber nur bei niedrigem Wasserstande erreicht. „Durch ein Felsenthor von 60 Fuß Breite tritt man in einen gewaltigen Dom, dessen Dunkel durch den Schimmer des weißen Gesteins gemildert wird. An 80 Fuß ist dieser Dom hoch und über 100 Fuß breit und von links herab reicht einer der in dieser Höhle so häufigen Bergstürze, doch sind Wand und Blöcke von weißem Sinter überzogen. Vom Boden bis hinauf zur Decke flimmert und

glitzert es von Millionen leuchtenden Punkten; Wände und Decke erglänzen im reichsten Schmuck, kleine Klüfte ziehen sich einwärts, ebenso viel Cabinette voll reizender Schaustücke. Um die Großartigkeit der Halle würdevoll zu schließen, steigt aus dem Hintergrunde ein ungeheurer Pfeiler empor, welcher zwei kolossale Spitzbogenthore bildet. Links ist die größere Thorhalle, und in derselben steht am Boden ein über 2 Kl. hoher mächtiger Stalagmit. Der Pfeiler selbst und die Decke beider Hallen sind mit den reichsten Tropfsteinfestons geziert. Der untere Rand dieses ebenso reizenden als großartigen Bildes ist scharf abgeschnitten, und ein undurchdringliches Dunkel; es ist das Flußbett, aus welchem einzelne Felsblöcke hervorstarren; schwarzbraune Linien bezeichnen an den Wänden die Wasserhöhen, denn bei Hochwasser schäumt der Fluß aus diesen beiden Pforten hervor. An 650 Kl. tief reiht sich in der Poikhöhle Saal an Saal, Grotte an Grotte, aber die Glanzpunkte aller Höhlenschönheit bilden neben der oben beschriebenen Dolenzpforte der Calvarienberg und der See in der Planinahöhle." Wenden wir uns der letztgenannten zu.

Einen erhebend großartigen Eindruck macht die Planinahöhle, die man wohl auch Unz- oder Kleinhäusler-Grotte nennt, auf den Besucher, der an dem Wartthurm der Burgruine Kleinhäusel vorüber in dieselbe niedergestiegen ist. Nicht weit von Planina, welches sich ½ Stunde um den vorspringenden Berg Klariza Vrch hinstreckt, gelangen wir am Fuße einer 200 Fuß hohen Felswand zum Eingang der Höhle, deren Hintergrund der spangrüne Wasserspiegel eines Teiches füllt. Schroffe, zum Theil bewachsene Felsen steigen aus dem Wasserspiegel empor, dessen Hintergrund eine senkrechte Kalkwand bildet mit einer 60 Fuß hohen und 84 Fuß breiten Höhle, aus welcher der Fluß mit einem kleinen Wasserfall in den Teich hervorbricht. Wir besteigen einen Kahn, um in die Wunderwelt des Wassercanals zu gelangen, eines Tunnels, welchen die Natur mit seltsam geformten Reliefbildern des Tropfsteins geschmückt hat. Sehr bald erweitert sich die Höhle zu einem Dom von 12 Kl. Höhe mit glatten Wänden und grauer, grüngestreifter Kuppel. Ein dumpfes Rauschen füllt die mächtige Halle, die sich tief in den Berg hineinzieht, bis sie sich plötzlich zu einem 5 Kl. hohen Thore verengt, aus welchem der Fluß rauschend hervorbraust. Mit Anstrengung arbeitet man sich hindurch, rudert an gewaltigen Felsblöcken vorüber, und befindet sich in einer zweiten Halle, an deren Wölbung die Lichtstrahlen eines angezündeten Feuers einen magischen Schein verbreiten. Unten schimmert es vom Stromspiegel, und oben blitzt und flimmert es von den glatten Felswänden, die sich in erhabenen Wölbungen über dem rauschenden Wasser erheben. Nun steigen wir aus, um über Felstrümmer hinweg einen Bergsturz zu erklimmen, dessen Rand, Belvedere, eine wunderbare Aussicht über den halbdunklen hintern Theil des Domes nach dem vordern tageshellen giebt. Siehe, da wirft dort an der Ecke der Führer einen Stein ins Wasser, daß tausend Krystallgarben und Silberfunken aufspritzen, vom Sonnenstrahl grell beleuchtet! Noch immer hüpft hier und da ein Lichtstrahl von Welle zu Welle, bis er sich schillernd im Dunkel verliert, während die Felswände in tiefes Halbdunkel ge-

hüllt sind, und aus der gestaltlosen Nacht hier und da ein vorspringendes Riff die Umrisse der Wölbung andeutet.

Steigt man den Bergsturz weiter hinauf und wendet sich dem hintern Höhlenraume zu, so schaut man in tiefe Finsterniß hinein, und vermuthet aus dem hallenden Rauschen des Baches, daß man einen zweiten großen Dom vor sich hat, den jenes Thor vom ersten Dome schied, indem Belvedere auf der Grenzscheide beider liegt. Dieser Chlorinskydom ist **40** Kl. lang und **20—30** Kl.



Dolenzpforte (Piuka Jama).

breit, und bietet, wenn er mit bengalischen Flammen erleuchtet wird, ein großartiges Schauspiel dar, da man auf einem Berge von Felstrümmern steht, **50—60** Fuß unten das Wasser brausend über Klippen stürzt und beide Flußufer von Felsblöcken bedeckt sind, so daß man sich in einer schauerlichen Einöde befindet, in welcher die Schatten und beleuchteten Umrisse der Wände und Felsblöcke umheimliche Gestalten mit verschwimmenden Umrissen bilden. Dabei schaut von der Wand die schwarze Oeffnung einer kleinen Nebenhöhle herüber, aus welcher Wasser niedersickert, und ein heller Tropfenfall weiterhin

hörbar wird, wo sich zellenartige Becken von 1 Fuß Tiefe finden. Ein zweites großes Thor schließt den Dom ab, von wo aus man in die Höhle nur auf dem Kahne weiter vordringen kann. Wunderbare Lichtspiele begleiten uns. Birgt man die Grubenlichter und wendet sich dem fernen Eingange der Höhle zu, so sieht man in der Ferne die hellen Lichtstrahlen in buntem Glanze hereindringen, wie ein leiser Schimmer über Wasser und feuchte Wände streifen, uud hier und da eine Gestalt schärfer aus dem tiefen Dunkel hervortreten. Da fühlt man so recht, welch ein Segen das helle Sonnenlicht ist, denn selbst die finstere Höhle wird durch die Helle der Sonnenstrahlen freundlicher. Wenden wir nun die Augen nach der andern Seite, so sehen wir einen Kahn mit Fackeln aus der Finsterniß kommend, die ihren grellen Schein über die geräumige Höhle verbreiten, ohne sie ganz zu erleuchten, da ihre Umrisse in schwankenden Schatten verschwinden. Wir verlassen dann durch ein 8 Kl. hohes und 4 Kl. breites Felsenthor den Chlorinskydom, und dringen in ein mächtiges Gewölbe vor, das einen großen See umfängt, von dessen Felsendecke eine mächtige Sintermasse herabquillt, und aus dessen Hintergrunde das Donnern eines Wasserfalls herüberdröhnt. Dieser See, die Vereinigung zweier Höhlenarme, an denen je ein Bach herabströmt, mißt 240 Fuß Länge, 150 Fuß Breite und 60—100 Fuß Höhe. Schroffe Wände steigen von dem Wasserspiegel empor, Sintermassen wallen wie erstarrte Wasserfälle hier und da herab, in der Höhe und Tiefe ringen Licht und Schatten mit einander, und hohles Donnern durchhallt den sonst unheimlich stillen Raum.

Neue Wunder zeigen sich, wenn man rechts den Katerfelder Arm hinaufsteigt, der sich weit in Krümmungen hinzieht und reich an allerlei Sinterfiguren ist. Da erblickt man in einer Höhe von 2 — 3 Klaftern weiße und braune Gestalten, deren schönste der blendendweiße Kaiserthron ist, während gegen das Ende der 100 Kl. langen Halle auf einem teppichartigem Sinterfalle sich eine blendendweiße Gestalt von 9 F. Höhe zeigt, welche wegen ihrer Aehnlichkeit mit einer weiblichen Figur Isis heißt, in deren Nähe der tabernakelartige Rochusaltar schimmert. Nachdem man mehrere Trümmerberge, unter ihnen den Golgatha erstiegen oder umgangen hat, klettert man an der abschüssigen Höhlenwand weiter in die Haidingergrotte, wo man wieder den Kahn besteigt. Ueber den schwarzen Kalkstein der Höhle ziehen sich blendendweiße, korallenartige Sintergebilde, während der Bach über fußhohe Felsenriffe einen dreifachen Wasserfall bildet, und an einer Stelle zwischen ihnen an der linken Wand 18 F. hoch und 12 F. von der Wand abstehend eine Figur über den Wasserspiegel hinausragt, die, lichter und dunkelbraun schattirt, einem Elephantenkopfe sehr ähnlich sieht. Hinter einem der schwarzbraunen, weichen Riffe wimmelt es von Proteen, deren Hauptaufenthaltsort hier zu sein scheint. Weiterhin gelangt man in eine kreisrunde Halle, dann in einen See, der gerade unter der Koschieluka-Doline liegt, und zuletzt zu einem Seitengange, dem Tropfsteinparadies, welches 250 Klaftern lang ist und im Bogen gegen die Haupthöhlung zurückführt. „Boden und Wände klingen hohl, und sind zu ganzen Quadratklaftern mit Krystallen

überzogen, vom Dunkelbraun bis zum reinsten Weiß. Hier ragen ganze Gruppen blendendweißer Stalagmitenkegel von der kleinsten Größe bis zum klafterhohen Riesen empor, dort bildet die braune Wand einen tapetenartigen Hintergrund, von dem sich der blendendweiße Koloß eines Königs im Krönungsmantel, den Scepter in der Hand, mit den schärfsten Schlagschatten abhebt. Nahe am Eingange steht ein prachtvolles weißes Gebild, einem Cherub mit dem Flammenschwerte ähnlich." Die Kaltenfelder Höhle ist 1080 Kl., oder vom Höhleneingange 1530 Kl. lang, 30 F. — 20 Kl. breit, und ihr Wasser 9 — 20 F. tief.

Der andere Höhlenarm wird vom Poikflusse durchströmt, und heißt daher Poikarm. Er ist noch großartiger, hat nur zwei Riffe und kann daher leichter befahren werden. Ueber Felsblöcke hin rudert man eine Bucht entlang, die ein Wassersturz mit seinem Rauschen füllt, denn der eingeklemmte Fluß stürzt 10 Fuß hoch herab, milchweißen Schaum emportreibend, er selbst eine weiße Wassermasse von zahllosen Strahlen zwischen schwarzen Felsenwänden; bunte Lichter schweben spielend auf und ab, mannichfach gebrochen und zurückgestrahlt; jede Wendung des Grubenlichtes ruft andere Beleuchtung, andere Lichtspiele hervor, so daß man verschiedene Wasserfälle zu sehen meinen könnte. Nachdem man über einen Trümmerhügel gestiegen ist, kommt man zu einem freien Wassercanal, auf welchem man 1½ Stunde hinfährt. „Keine Beschreibung vermag den erhebenden Eindruck dieser unterirdischen Wasserfahrt zu schildern. Kolossale Stalaktiten hängen an den Wänden hernieder; an anderen Stellen ist die Decke mit den reichsten weißen, korallenartigen Behängen verziert, in der Regel aber sind die Wände nackter, schwarzer Fels. Hier und da rieseln Quellen herab; ihr Geflüster und das melancholische Fallen einzelner Tropfen von der Decke unterbricht allein die schauerliche Stille dieser Dome." (Also erzählt Dr. Adolph Schmidl, der obengenannte neuere Entdecker jener Höhlenwunderwelt in seinem Werke „Zur Höhlenkunde des Karstes.") Noch immer tiefer hinein geht es in den Berg, über Trümmerberge, an Riffen, an einem neuen Wehrsturz, an Stalaktitenwänden vorbei, durch eine niedere Durchfahrt, durch den spitzbogenartig gewölbten hohen Canal, der bei einer Breite von 12 — 15 Klaftern an 50 Kl. emporsteigt, an Stalaktitengrotten vorbei bis zur letzten Grotte, wo die Decke sich bis dicht über den Wasserspiegel herabsenkt, so daß man nicht weiter kann. Vom Eingang der Höhle ist dieser Endpunkt 1710 Kl. entfernt, und das Wasser 18 Fuß tief, in der runden Halle gar 30 Fuß.

Wir sind bei der Darstellung dieses Höhlenwunders den Mittheilungen des Dr. A. Schmidl gefolgt. So weit wie dieser Forscher hatte noch keines Menschen Fuß jemals diese reizende Werkstätte der Natur betreten, die blendende Weiße der Bildungen war noch durch keine Fackel geschwärzt, und der Heißhunger nach Andenken hatte noch keine der zarten Spitzen abgebrochen. Die Natur war bräutlich geschmückt, so daß selbst der Boden langhin wie mit Diamanten besäet erglänzte. Die mächtigen bräunlichen Stalaktitensäulen von der Stärke eines Mannes und darüber waren mit dem zartesten weißen Geäder filigranartig geziert, während ganze Gruppen blendendweißer, umgestürzter

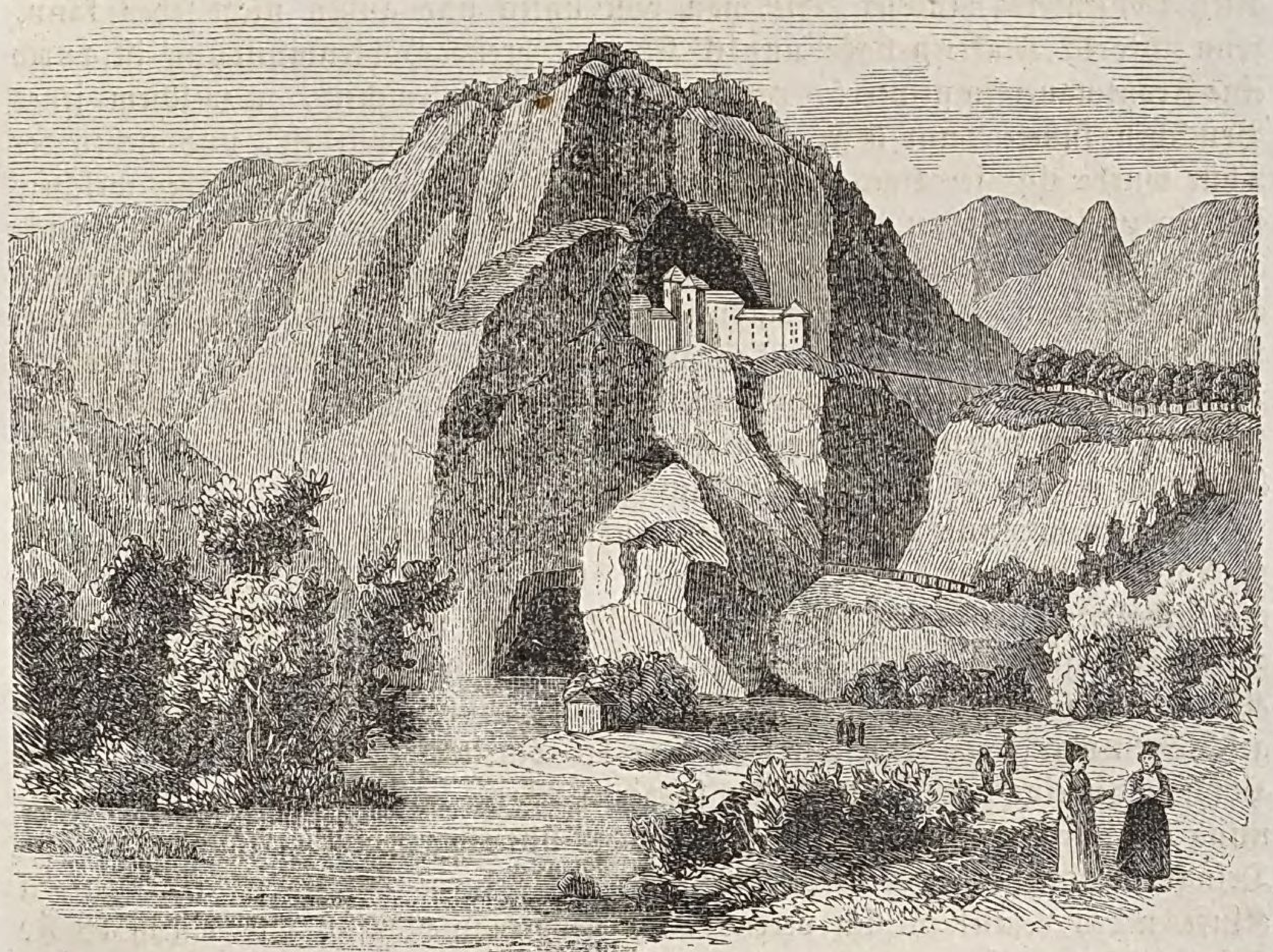
Kegel von verschiedener Größe viele Fuß hoch empor ragten. Eine heilige Scheu bemächtigte sich der Reisenden, nicht eine Spitze ward abgebrochen, und der Fuß hütete sich, die schönen Gebilde zu zertreten. Nichts als die Bewunderung des schönen Schauspieles ward von ihnen mit hinweggenommen, nachdem sie, die ersten in einer viel tausendjährigen Schöpfung, diesen Schauplatz betreten hatten.

Der Poikfluß, welcher diesen Höhlenarm durchströmt, kommt von den nahen Adelsberger Grotten herüber, weshalb man sich diese Wasserhöhlen als ein System von Kammern vorstellen muß, die durch Scheidewände getrennt sind. Wurden diese durchbrochen, so bildeten sie großartige Thore, stürzten sie zusammen, so verursachten sie Trümmerhaufen, stehen sie noch, so wurden sie zu neuen Felsvorhängen, welche die Höhlen schließen. Ja aus dem Zirknitzer See dringen durch einen Bergrücken Wasser, welche in der Gegend der Planinahöhle aus der Felsenwand durch das Mühlthal als 31 Quellen auf einem Raume von 26 Kl. hervorrauschen. Im Sommer versiegen 20, aber die 11 übrigen, zum Theil tiefer gelegenen bleiben unverändert. Sie fließen zu dem stattlichen Mühlbache zusammen, der oberhalb Haasberg in den Poik einfließt, welcher von nun ab Unz heißt. Unterhalb der Brücke von Haasberg geht der Poikfluß in Schlangenwindungen durch die wiesengrünen Mulden von Planina, bis er über verschiedene Sauglöcher strömt, wo man das starke Gurgeln hört, mit dem das Wasser in die Felsenritzen im Flußbett sinkt. Auch auf den Wiesen neben dem Flusse sind solche trichterförmige Vertiefungen, durch welche der Fluß bei Ueberschwemmungen abfließt, obschon sie durch Dammerde scheinbar fest geschlossen sind. Je weiter die Unz also fließt, um so dünner wird ihr Wasserfaden, bis auch er sich in einem Saugloche verliert, in dessen Nähe höher liegende Trichter das Wasser der Ueberschwemmung verschlucken, welche in dem Zeitraume von einigen Jahren das Thal hoch mit Wasser zu füllen pflegen, sobald verstopfte Sauggruben den schnellen Abfluß des Hochwassers hemmen. An 3000 Klaftern nördlich von der Planinahöhle verschwindet der Fluß ganz, und soll als Laibachfluß bei Oberlaibach wieder zu Tage kommen.

Natürlich hat die Planinamulde ihre zahlreichen Dolinen, von denen einige sehr malerisch gelegen sind. An der Koschielukadoline, die 25 Kl. tief ist, geht die Poststraße vorüber, so daß man auf das Wiesenplätzchen des Grundes schauen kann. Auf dem Berge des Dorfes Gartscharienz sieht man mehrere dieser Schachtlöcher, die, in Waldesdunkel geborgen, kaum ahnen lassen, daß man auf unterhöhltem Boden steht. Das Teufelsloch hat 20 Kl. Umfang, aber dicht überwachsene Ränder. Als das Senkblei 231 F. hinabgelassen war, fand es noch keinen Grund, aber unheimlich tönte aus der Tiefe herauf ein still flüsterndes Rauschen. Der großartigste dieser Schlünde ist das Rabenloch, welches mit einer Grotte in Verbindung steht, die jenseit des Jacobovitzberges zu Tage geht. Es liegt mitten im Walde, eine Stunde vom Teufelsloch. Eine Schuttbahn senkt sich plötzlich abwärts, dicht verwachsen, und unten steht man einer Felswand gegenüber, die 28 Kl. senkrecht emporsteigt, unten aber scharf einwärts gehend eine große Höhle bildet, deren Oeffnung 22 Kl. hoch ist. In halber Höhe der

Decke gewahrt man eine Oeffnung von 12 F. Durchmesser, aus welcher bei Regenwetter die Tagwässer in mächtigem Strahl hervorstürzen. Die Höhle selbst theilt sich in zwei Arme, von denen der eine trocken, mit Stalaktiten besetzt ist und bald endigt, der andere aber ist voll Schlamm, und endigt mit einer Senkung, welche in die Grotte mündet, die von der andern Seite des Jacobovitzberges sich in den Berg hinein zieht.

Von Adelsberg aus kommt man in 2½ Stunden über Wiesenland, Haide und Holzung nach dem Schlosse Lueg, welches zum Theil in eine Kalkwand hineingebaut ist, die sich 64 Klaftern hoch schroff aus der tiefen Wiesenschlucht des Lokvabaches erhebt und fünf Grotten neben und über einander zeigt.



Die Höhlenburg Lueg.

Irrthümlich behauptete man, dieses Schloß sei in die Höhlen hineingebaut, es steht vielmehr ganz frei, denn nur von Weitem sieht es aus, als sei es von der Höhlenwölbung überdeckt. Jene Kalkwand bildet nämlich mehrere vorspringende Felsen, deren Zwischenräume man ausgefüllt hat. Hemmende Klippen sind weggesprengt worden, so daß man Raum zum Schloßbau gewann. Hinter ihm zieht sich eine Höhle in den Berg hinein, deren Mündung das Schloß überragt, wie denn auch der Felsen über dem Dache eines Hintergebäudes überhängt, weshalb das Regenwasser dem Schlosse lästig werden würde, wenn man nicht Abzugsrinnen in die Felswände gemeißelt hätte. Ueber den Schloßgraben führt

eine Brücke unter dem zweistöckigen Thorthurme in einen kleinen Hof, eine schmale Stiege im Thurme auf eine Galerie innen auf den Hof hin; die rechte Seite desselben ist Felswand, die andere eine leere Mauer mit Fenstern. Das Hauptgebäude enthält vier Stockwerke; hinter dem dritten führt ein breiter gedeckter Gang auf die kleine Terrasse des Gartens am überhängenden Felsen, an dessen Ecke eine Holztreppe hinauf zum Belvedere bringt, einer kleinen Grotte, die gegen das Thal zu mit einer Brustwehr versehen ist und freie Aussicht über die Landschaft gewährt. Treppen und Brücken führen von einem Stockwerk und Gebäude zum andern, bis man neben dem Dache eine neue Terrasse mit schöner Aussicht besteigt. Hinter dem Dache des Schlosses führt ein hölzerner Steg zur alten Höhlenburg hinüber, die man von unten und außen nicht sehen kann, denn ihre 12 Klaftern hohe und 6 Klaftern breite Höhlenmündung ist durch eine Frontmauer so gesperrt, daß das Spitzbogenthürmchen, zu welchem jenes Brückchen führte, nur 5 F. 4 Z. hoch und 2½ F. breit ist, und neben der Thür wurde ein viereckiges Fenster von 2 F. 11 Zoll angebracht, über welchem sich ein zweites befindet. Diese alte Höhlenburg ist Ruine, und die Zugbrücke am Thürmchen führte vielleicht auf einen vorspringenden Felsen, von dem man auf Strickleitern zu einer schlotähnlichen Höhlung neben der jetzigen Gesindestube ungesehen auf den Bergesabhang gelangen konnte. Auf einer höhern Terrasse dieser Höhlenburg war und ist noch jetzt die Cisterne, und hinter ihr links noch eine dritte Etage, die in einer langen Kluft endet, und um einen Pfeiler herum mit einem Loche in die Hauptgrotte mündet.

Lernen wir nun auch die Lueger fünf Höhlen kennen, in deren untere sich die Lokva stürzt, und deren „große Grotte" fünf Etagen neben und über einander enthält, während das Belvedere, die Burggrotte und die oberste Grotte geringern Umfang haben. Am Fuße der Kalkwand öffnet sich die Lokvahöhle, 24 Klaftern höher die große Grotte, deren eirunde Mündung durch ein Mauerwerk geschlossen war, von dem nur noch das 10 Schritt lange Gewölbe steht. Die Höhle bildet eine hohe weite Halle, in deren Wand links eine 30 F. hohe Oeffnung ist, durch welche man den Bach in der untersten Höhle verschwinden sieht. Dringt man tiefer in die Grotte ein, die hinter einem Pfeiler mit einer kurzen Kluft neben demselben sich verengt, so steht man plötzlich vor einem 18 F. tiefen Absturze, über welchen eine Brücke zu einem Durchgang und dann zu einem Dom führt, der voll Trümmerhaufen früherer Einstürze liegt. Von der Spitze des Haufens führt eine Leiter zur zweiten Etage, welche 200 Klaftern lang ist, sich stellenweise sehr verengt und endlich an der Vorderseite der Bergwand hoch über dem neuen Schloßthore mündet, zu welchem man auf Leitern und hölzernen Treppen herabsteigen kann. Bei dem Trümmerberge führen zwei andere Oeffnungen in Seitenhöhlen, von denen die eine steil abwärts zu einem Absturz leitet, wo von unten herauf der Lokva gurgelnd tiefer unter die Berge hineinschlüpft, wogegen die andere in ein tieferes Stockwerk unter dem Haupteingange zu einer geräumigen Halle bringt. Eine Nebenhöhle und die Haupthöhle sind stellenweise mit Schlamm gefüllt, und letztere hat kegelförmige Tropf-



Höhle von Corgnale.

steine von grauer Farbe. Sie endigt 440 Klaftern vom Eingange an einer aufwärts gehenden verstürzten Kluft, aus welcher ein Luftstrom heftig einwärts strömt.

In der Nachbarschaft des Zirknitzer Sees, 1½ Stunden von Planina, findet sich im Thalkessel beim Dorfe Maunitz eine nicht minder merkwürdige Felsengrotte in dieser wasserarmen Gegend, wo einige Dörfer ihren Wasserbedarf in Cisternen aufsammeln oder ihn aus der Unz holen müssen. Steigt man von Maunitz eine Stunde den bewaldeten Bergrücken hinauf, wo die malerische Ruine der Canziankirche mit einem Meßnerhäuschen steht, so sieht man plötzlich von einer jähen Felswand hinab auf ein freundliches Wiesenthal. Man steht auf der Felsenbrücke von Canzian, einem vollkommenen Gewölbe von 60 Fuß Höhe, 150 F. Tiefe, welches in einer Felsmasse von 126 F. Höhe und 156 F. Breite ausgebrochen ist, ähnlich wie das Prebischthor in Böhmen und die Vejabrücke im Veronesischen solche natürliche Brücken bilden, obschon die Vejabrücke nur ein 160 F. langer und 94 F. breiter Durchgang unter einer Felsdecke ist.

Durch diesen Bogen fließt der Rackbach, läßt aber dicht vor demselben am rechten Flußufer einen Theil seines Wassers mit leisem Gurgeln durch Sauglöcher abfließen; in heißen Sommern verschwindet er wol ganz, so daß man trockenen Fußes unter der Brücke hingehen kann, und in eine 84 Klaftern lange Schlucht kommt, an deren Ende sich eine Höhle befindet, in welcher sich der Rackbach verliert. Dieser Bach soll derselbe sein, welcher 2000 Klaftern nordwestlich im Mühlthal von Planina als Abfluß des Zirknitzer Sees durch die Karloujahöhle erscheint. Die Doline von St. Canzian ist die großartigste des Karstes, denn sie mißt 500 F. in der Tiefe und im Grunde 300 F. Breite. In einem Falle von 24 Klaftern stürzt sich der Fluß, welcher die vom Schneeberg kommende Recca ist, bildet unten einen smaragdgrünen Wasserspiegel, und kommt endlich beim Dorfe Trebich 1½ Stunde von Triest wieder zum Vorschein.

Eine andere Höhle findet sich etliche Stunden von Planina im Kreuzberge beim Städtchen Laas, wo sich dasselbe Schauspiel wiederholt. Man sieht ein weites Kesselthal ohne Wasser, ohne Wiesen, ringsum nackte Kalkabhänge und Steingeröll. Sobald es aber regnet oder thauet, rinnen aus allen Felsspalten Bäche, erfüllen den Thalgrund, und bilden einen See, wo vorher kein Teich zu sehen war. Das Eigenthümliche der Kreuzberghöhle besteht darin, daß bei ihrem 25 F. breiten Eingange an einer 64 F. senkrecht aufsteigenden Felswand ein Trümmerhügel sich befindet, der Blöcke von 10 — 20 F. Länge und 5—8 F. Breite in chaotischem Durcheinander enthält. Auch in ihr rauschen unterirdische Wasser, die sich hier und da zu kleinen Teichen ansammeln. Dort fand man auch Knochen des vorsündfluthlichen Höhlenbären.

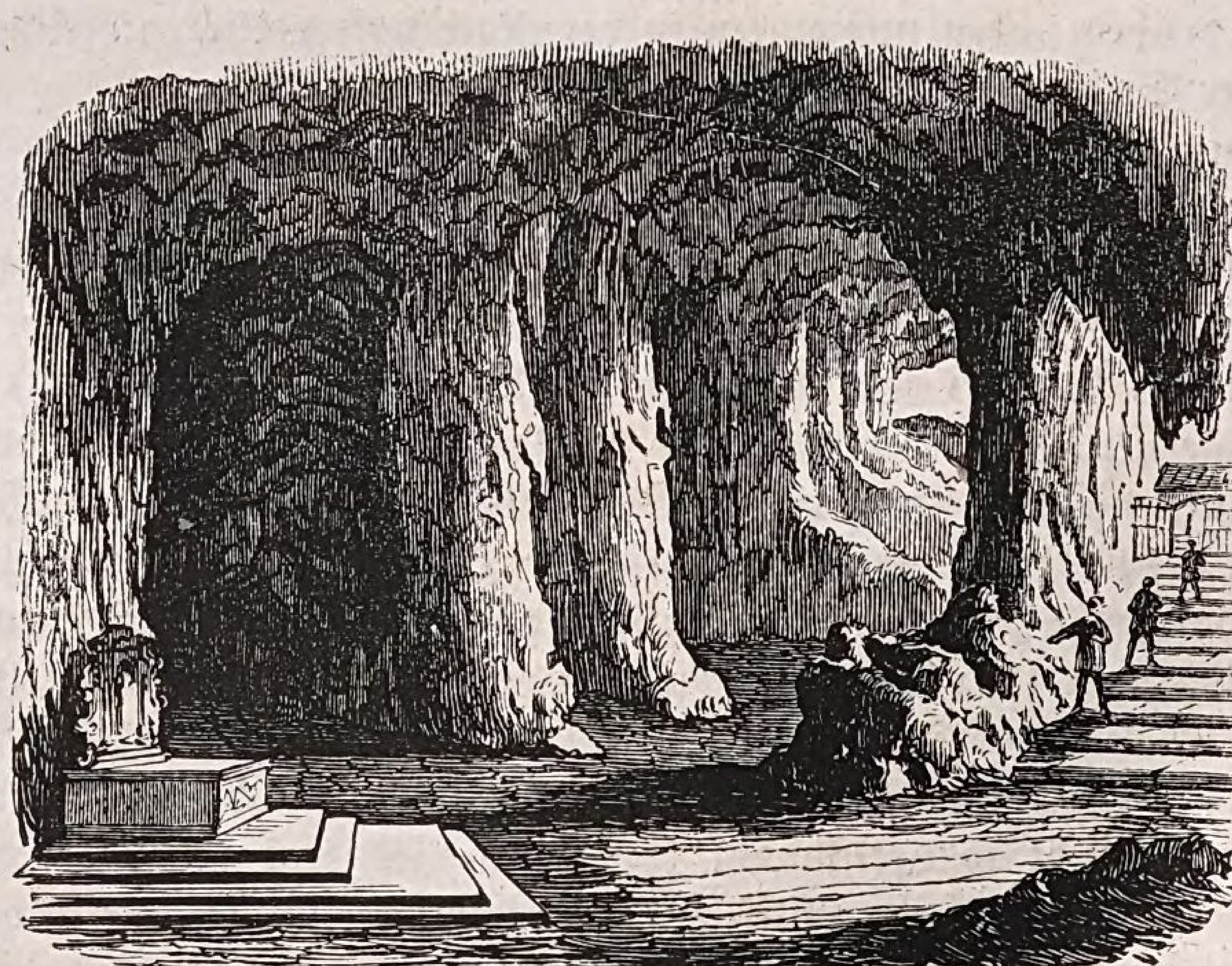
„Die großartigsten Verhältnisse bietet die Höhle von Corgnale bei Triest dar, zu welcher man 140 Klaftern auf einer steinernen Treppe hinabsteigt.“ Wie verloren schwebt man über der Finsterniß der unergründlichen Tiefe in grauenhafter Einsamkeit, umgeben von einem beängstigenden Schweigen und den phantastischen Gebilden des Kalksinters. Traumhaft schwanken die Streiflichter

der Fackeln über die Zacken, Wölbungen, Säulen und Pfeiler der Höhle, deren Tropfsteine hier und da in unheimlichem Lichte aufblitzen, aus dem Schatten hervortreten und wieder verschwinden, wie erblaßte, verwischte Bilder einer Zauberlaterne. Die Grotte von Corgnale wetteifert an Pracht und Großartigkeit mit ihren Nebenbuhlerinnen so sehr, daß man in Verlegenheit ist, welcher man die Palme der Schönheit zusprechen soll. Obgleich ihre Stalaktiten ebenso kolossal, wie malerisch sind, so ist sie dennoch weniger bekannt und besucht, da sie fern von der Landstraße liegt. Hier befindet sich u. A. ein Tropfsteingebilde, welches 50 F. im Umfange hat, und ein anderer Stalaktit, diesem gegenüber, ist 35 F. hoch, und dicker als der stärkste Eichbaum. Eines der merkwürdigsten dieser Gebilde, von allen Besuchern bewundert, gleicht einem kolossalen Spargel; unser Auge trifft überall auf nicht minder sonderbare Formen und Gestalten, und dringt man weiter hinter, so gelangt man endlich in den Theil der Höhle, in welchem Alles verkeilt und verrammelt zu sein scheint. Auf den 140 steinernen Stufen zu jenem Felsen herabgestiegen, welcher die Kanzel heißt, bietet sich von da aus dem Besucher eine Schauer erregende Aussicht dar; man bemerkt, daß man über einem Abgrunde von unerforschter Tiefe schwebt, umlagert von der unheimlichen Stille und den phantastisch verzerrten Gebilden der Tropfsteinwelt. Unwillkürlich heftet sich das Auge an diese Finsterniß, welche aus der Tiefe heraufstarrt, oder es verfolgt die Lichtschimmer der Fackel, welche sich hüben und drüben, oben und unten in der Nachtwelt verlieren. Vielleicht sind jenseit dieser Steinmassen neue Höhlenwunder aufzufinden.

Die zum Schlusse dieses Abschnittes abgebildete Höhle von San Servolo ist reich an Stalaktiten in allen Formen. In ihrem Hintergrunde erhebt sich ein marmorner, zu Ehren des heiligen Servulus errichteter Altar, welcher fromme Gottesmann nach einer Legende sich hieher zurückzog. Hier wird alljährlich am 24. Mai bei dem Andrange der Bewohner der Umgegend eine feierliche Messe gelesen. Hinter dem Altare befindet sich ein kleines Gemach, welches wie es scheint, die Wohnung des in Buße lebenden Märtyrers gewesen. Gutes Trinkwasser quillt zur Erquickung ermüdeter Besucher aus den Steinen hervor; runde Wölbungen, großartige Vertiefungen zeigen sich in allen Theilen der Höhle und tiefe Abgründe schrecken den Besucher vor weiterm Vordringen zurück. Der Tiefe nach ist sie die bedeutendste in der Gegend von Triest; ihr Beschreiten ist aber nicht ohne Gefahr und der großen Feuchtigkeit wegen beschwerlich. Die Wege sind außerdem nicht so vollständig bezeichnet, als dies bei ihren erstgenannten Schwestern der Fall ist. Wie der Bogengang eines Klosters hat sich der Eingang dieser wunderbaren Höhle gestaltet, indem frei stehende Pfeiler, die Decke der Wölbung tragen, und Vorsprünge auf der andern Seite des Bogenganges Aehnlichkeit mit Halbpfeilern haben. Bogen erhebt sich hinter Bogen, und vermählt seinen Schatten mit der Tageshelle zu einem weichen Dämmerlichte, unter dessen Eindruck die Phantasie der Besucher diese oder jene Tropfsteinfiguren zu allerlei wundersamen Gebilden umgestaltet.

Außer diesen Wasserhöhlen besitzt Krain auch noch Eishöhlen, von denen

die im Hornwalde bei Teplitz die schönste ist. Unter einer hohen Felswand öffnet sich der Schlund zu der 360 F. hohen und 600 F. breiten Höhle, die sich tief in den Berg hinein zieht und im Sommer mit Eis ausgekleidet ist, welches hier in langen Zapfen herabhängt, dort als breite Wand den Felsen überzieht, hier pfeilerartig emporstrebt, dort Arabesken bildet, hier flüchtigen Zeichnungen ähnelt. Auch diese Eiswunder haben ihre natürlichen Ursachen, denn da der Schnee in der schmalen Kluft des Berges erst in den heißen Sommermonaten schmilzt, so drückt die frei gewordene Kälte die Temperatur in der Höhle, wohin das durchsickernde Wasser tröpfelt, so tief herab, daß das Wasser gefriert. Je mehr und je schneller der Schnee schmilzt, um so kälter wird die Höhle, und um so länger wachsen die Eiszacken. Es giebt kaum einen grellern Gegensatz als den, wenn man aus sommergrünem Alpenthale in den unterirdischen Eispalast tritt, in welchem es von Lichtern flimmert und bunte Lichtschimmer an den blanken Krystallwänden auf und nieder schweben, je nachdem die Leuchten der Führer im Luftzuge sich hin und her bewegen. Da meint man in die Märchenwelt von Tausend und Eine Nacht versetzt zu sein, denn Lichter, Eiszacken, leise Echos, Schatten und Schimmer an und neben den Eissäulen fließen zu einer phantastischen Gestaltenwelt zusammen, wie sie keine Phantasie zu erfinden vermöchte.



Höhle von San Servolo.



Bleiburg.

5. Das industrielle Illyrien.

Die Gewinnung des Bleies und die Bleiweißfabrikation in Kärnthen und Krain. — Die Fabrikation der Eisenbahnschienen. — Die Quecksilbergruben in Idria.

Werfen wir, nachdem wir uns Land und Leute in einem verhältnißmäßig weniger beachteten Theile des Kaiserstaates angesehen und die erhabenen Wunder seiner Alpenlandschaften bis zu den Höhen seiner Alpenrücken verfolgt haben, noch einen Blick auf die Beschäftigungen seiner Einwohner, und insbesondere auf die Industriezweige, welche dem Lande ganz besonders eigenthümlich sind.

Außer dem unschätzbaren Metalle, dem Eisen, dem wir im vorigen Bande einen Abschnitt gewidmet und auf dessen Verarbeitung zu Eisenbahnschienen wir zum Schlusse dieses noch zu sprechen kommen, besitzen die Berge von Kärnthen und Krain mancherlei nutzbare Mineralien; ihrem Gestein entspringen Heilquellen, in den Wäldern hausen alle jene Geflügelarten, welche Gegenstand der Jagdlust sind, und es wird vom Waidmann nicht minder dem flüchtigen Rehe, dem Hirsche, dem Eber und Hasen, als auch wol hier und da Raubthieren nachgestellt, welche sich aus den Schluchten der Hochgebirge in die Ebene wagen. Die Seen und Gewässer ernähren schmackhafte Fische, die Wiesen Schafe von derber Wolle, große Rinderherden, und es tummeln sich tüchtige Pferde auf den Triften. Als Hauptproduct des Landes aber steht das Blei oben an.

Das Dorf Bleiburg, welches **6000** Einwohner hat, besitzt die größten Bleibergwerke Oesterreichs im Bleiberge, der jährlich über **40,000** Centner Blei

liefert, wovon allein Freiherr von Herbert in Klagenfurt jährlich 12,000 Ctr. Bleiweiß fabricirt und weithin bis Frankreich versendet.

Das Blei kommt gediegen als ästiges, drahtförmiges Gebilde selten vor, denn nur in Carthagena findet es sich in alten Gruben, auf Madeira in den Blasennieren der Lava und bei Bristol als Ueberzug schmaler Bergkalkwände; dagegen ist es sehr häufig an Schwefel gebunden, und heißt Bleiglanz, der sich in verschiedenen Steinarten auf Gängen und Lagern findet, und in verschiedenen Krystallformen erscheint; mitunter trifft man es aber auch in derben Massen. Außerdem kommt das Blei noch in anderen chemischen Verbindungen vor, nach denen es Weiß=, Grün=, Roth= oder Gelbbleierz heißt. In Kärnthen gräbt man am Erzberg bei Bleiberg und am Königsberge bei Raibl seit Jahrhunderten Bleiglanz und Galmei, denn seit 250 Jahren gewann man hier 1 ½ Mill. Centner Blei.

Zwischen den parallelen Bergzügen, welche das Gail= und Drauthal trennen, erhebt sich am nördlichen Fuße des Dobratsch das flache, hohe Thal von Bleiberg, dessen Gruben 4000 F. Seehöhe haben. Die prallen Kalkwände des dolomitreichen Thales bilden wilde Bergpartien voll tiefer Spalten, in denen an der Leisacher Alp Treppen ins Thal führen, die so steil am Abgrunde hinab gehen, daß man sich an Ringen festhalten muß, die an der Felswand angebracht sind. Man spricht von einem innern und äußern Bleiberg, da man dort auf dem westlichen, hier auf dem östlichen Abhange Blei baut, und dort meist Bleiglanz, hier mehr Zinkerze, besonders Galmei gewinnt. Bleiglanzadern durchziehen den Berg, doch meist kommt das Erz in Massen von Kinderkopfgröße vor, welche im Gestein eingewachsen und eng eingeschlossen sind, dabei aber einzeln im Gebirge zerstreut liegen. Das Gelbbleierz ist in geringerer Menge vorhanden, und erscheint seltener als derbe Klumpen im Gestein eingewachsen, öfter als rindenartiger Ueberzug oder in galligen Krystallen, am häufigsten als dünne vier= oder achtseitige Tafeln und Octaeder; der ganze Berg und das kleine Thal sind unterwühlt von Bleierzgruben, die in so großer Anzahl vorhanden sind, daß ein rüstiger Fußgänger zwei Wochen Tag und Nacht wandern müßte, wenn er sie alle durchschreiten wollte. Der Leopold=Franzens=Erbstollen, der zur Ableitung der unterirdischen Gewässer dient, dehnt sich mehr als 1000 Klaftern in schnurgerader Richtung aus. Außer sechs Hauptgruben zählt man über 60 kleine Gruben, welche viele Poch= und Waschwerke und Schmelzöfen beschäftigen und den 6000 Einwohnern des Dorfes, das sich eine Meile weit im Thale hinzieht, Arbeit verschaffen.

Da das Blei zu mancherlei Dingen verwandt wird, so hat sich in Kärnthen eine vielseitige Bleifabrikation entwickelt, wie etwa in Steiermark das Eisen, in Salzburg das Salz den Mittelpunkt des industriellen Lebens bilden. Das Blei ist an sich eines der wichtigsten Metalle, da es nicht nur zu vielen chemischen Processen, zur Verbindung mit anderen Metallen u. s. w. gebraucht wird, sondern als Material zur Bedeckung der Dächer, zur Anfertigung von allerlei Röhren, zu Kugel und Schrot und Glasfassung unentbehrlich wurde. Da

Schwefel- und Salzsäure in der Kälte wenig und verdünnte Schwefelsäure selbst in der Hitze nicht auf das Blei einwirken, so bewahrt man nicht nur saure Flüssigkeiten in Bleigefäßen auf, man bedarf es auch für die Bleikammern der Schwefelsäurefabriken, sowie zu den Siedepfannen für Alaun und Vitriol.

Um das Blei zu reinigen und von Beimischungen zu befreien, wird es in Kärnthen und England geröstet, nachdem die Gesteine in den Pochwerken zerkleinert und in den Waschwerken gereinigt sind. Man bringt das Erz auf den Herd eines Flammofens, wo es 2—4 Stunden bei schwacher Rothglühhitze und fleißigem Umwenden durchröstet wird. Bei diesem Verfahren entweicht ein Theil des Schwefels als schwefelige Säure, während Sauerstoff mit dem Blei sich verbindet. Wenn der größte Theil des Schwefels vertrieben ist, so schließt man die Ofenthür und giebt ein stärkeres Feuer, bei welchem nun auch die schwefelige Säure entweicht, so daß man sogenanntes regulirtes Blei erhält. Um den Schlackenfluß zu fördern, setzt man etwas Kalk oder Kohlenklein zu, worauf sich in der vertieften Mitte des Herdes Blei, Bleistein und Schlacken sammeln und durch ein kleines Stichloch in einen großen Vortiegel ablaufen. Dieses ablaufende reine Blei heißt Jungfernblei; da indeß das Gestein noch keineswegs rein ausgeschmolzen ist, so wiederholt man das Schmelzen, welches Pressen heißt, 2—3 Mal, so daß in 8—10 Stunden die ganze Schmelzpost von 20—25 Ctr. Erz abgetrieben ist. — Neuerlich hat man diese Flammofen durch den amerikanischen Bleiherd sehr vortheilhaft ersetzt. Derselbe besteht aus gußeisernen Platten, ist 24 Zoll im Quadrat weit und 12 Zoll tief; es wird ihm Gebläsewind zugeführt und das Bleierz ungeröstet mit Holz aufgegeben. Ueber dem Herde befindet sich ein ebenfalls gußeiserner Kasten, in den aus dem Gebläse Wind tritt, dort durch die Herdflamme erwärmt wird und dann in den Herd strömt. Sobald der Herd mit Blei angefüllt ist, fließt es mittelst einer Rinne in ein Gefäß vor dem Herde ab. In diesem Gefäß kann das Metall flüssig erhalten und daraus vergossen werden. Man hat durch diese in der neuen Welt zuerst benutzten Oefen sehr namhafte Ersparungen erlangt.

Dieses ausgeschmolzene Blei heißt Werkblei, und enthält stets noch einiges Silber, Arsenik und Schwefel. Ist sein Silbergehalt groß, so nimmt man mit ihm die Treibarbeit vor, um das Silber auszuscheiden, indem man das Blei auf dem muldenförmigen runden Herde eines Flammofens unter Zuströmen der Luft schmelzt und in Glätte verwandelt, wobei es sich von den beigemischten Metallen trennt. In Glättefrischöfen verwandelt man durch ein umgekehrtes Verfahren diese Glätte wieder in Blei. Schmelzt man es mit anderen weichen Metallen zusammen, so erhält man Metall zu Buchdruckerlettern oder zum Abklatschen von Stempeln, Bleiloth, Schnellloth, Schrot u. s. w. Bleiplatten werden auf Steintafeln gegossen und unter Walzwerken bis zu großer Dünne gewalzt; ebenso walzt man Bleibleche, wogegen Bleiröhren, die man früher goß, gepreßt werden, so daß man ihnen jede beliebige Länge aus Einem Stücke geben kann. Der gegossenen Bleiarbeiten giebt es viele, denn sie reichen von den bleiernen Kinderspielen hinauf bis zu kunstvollen Rahmen, die mit Blattgold belegt werden.

In Villach gießt man Schrot, verfertigt Bleiglätte und Mennige, Bleigelb und Bleiweiß aus Blei, wie denn die meisten Städte Kärnthens ihre Eisen- oder Bleiindustrie haben, so daß es überall aus Fabrikschornsteinen raucht, in Schmieden und Hüttenwerken hämmert, schwere Fuhrwerke hin und wieder fahren, Kaufleute und Fabrikanten auf ihren Comptoirs vollauf beschäftigt sind und rußige Arbeiter oder bleiche Hüttenleute dem Reisenden zur Rastzeit begegnen. Um Schrot zu fabriciren, nimmt man arsenikhaltiges Hartblei, da das reine Weichblei sich weniger eignet; und um das Runden der Schrote zu fördern, setzt man 1 — 3 Tausendtheile Arsenik zu. Wenn nämlich das Blei in gußeisernen Kesseln geschmolzen, dann mit einer Schicht Holzkohlenpulver bedeckt und bis zum dunklen Rothglühen erhitzt ist, rührt man mit einem gestielten Eisendrahtkörbchen jene Arsenikmenge zu, die man in grobes Papier gewickelt hat. Zum Gießen selbst muß man einen Thurm oder einen Schacht haben, der 90 — 150 F. von oben nach unten messen muß, denn das Blei wird in ein kegelförmiges Sieb von Eisenblech gefüllt, welches auf einem Gestelle steht und weit von einander stehende Löcher hat, außerdem aber mit einer dicken, festgedrückten Schicht Bleiasche ausgekleidet ist. Durch dieses Sieb rinnt das geschmolzene Blei ab, und fällt unten in ein Wassergefäß, worauf die Bleitropfen an der Luft oder im Ofen getrocknet werden. Um sie aber gegen die Einwirkung der Luft zu schützen, löst man in dem Wassergefäß etwas Schwefelleber auf, wodurch die einfallenden Tropfen von einer dünnen Schicht schwarzen Schwefelbleies überzogen werden. Das Auslesen der Schrote geschieht auf geneigten hölzernen Tafeln, die mit Randleisten versehen sind, auf welche die Schrote aus dem Spalt eines Troges derart rollen, daß die runden geradeaus in ein Gefäß laufen, die länglichen aber seitwärts; durch über einander stehende Siebe aus Eisenblech, die nach der Größe ihrer Löcher numerirt sind, werden die Schrote sortirt, indem man die Siebe rüttelt und endlich mit sehr wenig gepulvertem Graphit in Tonnen polirt, die sich um ihre Axe drehen.

Aus der Bleiglätte wird durch chemische Bearbeitung das Bleiweiß gemacht, welches unter dem Namen Kremserweiß ein viel benutztes Farbematerial ist. Nach der alten Methode setzte man in großen viereckigen gemauerten Räumen (Logen) schichtweise thönerne glasirte Töpfe mit Holzessig auf, in die man eine lose gerollte Bleiplatte hing, worauf man die ganze Schicht von Töpfen mit Pferdemist oder feuchter Lohe bedeckte. Solcher Schichten von etwa 3/4 Fuß baute man so viel über einander, bis die 15—18 Fuß hohe Loge gefüllt war. Die Wärme erzeugt eine Zersetzung des Bleies mit dem Essig, worauf nach einigen Wochen das Blei sich mit anderen entwickelten Gasen an der Bleiglätte zu Schieferweiß verbindet. In Kärnthen und Steiermark (zu Klagenfurt, Villach, Judenburg) wird das reine Blei in den großen Fabriken auf eine andere Weise behandelt, indem man die Lagen oder Calcinirräume heizt und nicht durch Mist die Hitze erzeugt. Die zusammengebogenen Bleiplatten werden durch Latten in gut verpichten Säurekasten von Holz aufgehängt, auf deren Boden Essig mit faulenden Substanzen gemischt ist, von denen das Blei aber nicht berührt wird. Nach-

dem diese Kasten sorgfältig mit Deckeln geschlossen sind, stellt man ihrer mehrere zu Kammern neben einander und schließt auch diese, indem man sie mit einer doppelten Wand umgiebt, und den Zwischenraum mit schlechten Wärmeleitern füllt. Durch Röhren heizt man nun diese Räume in allmählicher Steigerung von 25 — 50 Grad während den 4 — 6 Wochen der Procedur, worauf man die Räume einige Tage lüftet und das zerfressene Blei herausnimmt. Meist haben sie nur einen Ueberzug von Bleikalk oder rohem Bleiweiß, weshalb die angefressenen Platten geklopft werden müssen. Da dieser Staub aber giftig ist, so wendet man mechanische Vorrichtungen an, damit der Arbeiter keinen Nachtheil habe. Mittelst einer Winde werden die Körbe mit den Bleiplatten in einen obern Raum gehoben, wo ein Arbeiter sie auf ein Tuch ohne Ende legt, mit welchem sie zwischen zwei Paar geriesten Bronzewalzen hindurchgehen, an denen das Bleiweiß abgerieben, gebeutelt und über einem untergestellten Wassergefäß gesammelt wird, wogegen das unzerfressene Blei in einen Kasten fällt. Das sogenannte Paternosterwerk schöpft das nasse Bleiweiß auf, damit es nach und nach auf sieben Mühlen kommt (denn zwei sind stets außer Dienst), auf denen es gemahlen und in feinen Brei verwandelt wird, den man in kegelförmige unglasirte Töpfe füllt, und erst auf dem Gestell, dann im Wärmezimmer austrocknen läßt. Um es weißer zu machen, setzt man zuweilen etwas Indigo zu, wie denn auch der Zusatz von arabischem Gummi oder gelöstem Bleizucker den Brei dichter macht. Man verkauft das Bleiweiß in der Form abgestumpfter Kegel. Um es aber als Deckfarbe zu gebrauchen, wird es gemahlen und gesiebt, wobei auch die Arbeiter vor der giftigen Wirkung des Staubes zu schützen sind. Das ganze Bleiweiß fällt durch einen Trichter über ein Tuch ohne Ende in eine Mühle mit einem gußeisernen geriesten Kegel, welcher es zerreibt. Hierauf fällt es auf ein Sieb, durch welches es mit Bürsten hindurchgetrieben wird, während die gröberen Theile seitwärts in einen andern Kasten fallen. Dann wird das Pulver mit Mohnöl abgerieben, der Teig verkauft und vor dem Gebrauch mit Mohn-, Lein- oder Terpentinöl befeuchtet. Damit das Bleiweiß beim Zermahlen nicht stäubt, ist über der Mühle ein Kasten, der mit dem Kamin durch eine Röhre in Verbindung steht, dessen Windzug den Staub in die Kammer neben dem Kasten fortführt, wo er durch den Dampf des Rohres als Bleiweißstaub sich niederschlägt. Das bei diesen Processen gebrauchte Wasser ist giftig, und darf nicht fortfließen; man fällt daraus durch chemische Niederschläge Chromgelb und Bleisalze. Die Arbeiter schützen außerdem Nase und Mund durch einen feuchten Schwamm, und nehmen öfters Schwefelbäder, um die Poren der Haut zu reinigen, da der Schwefel sich mit dem Bleistaub verbindet und durch Schmierseife als Schwefelblei abgerieben wird.

Ehe wir weiter nach Süden wandern, müssen wir das norische Eisen erwähnen, wenn wir auch nicht im Stande sind, bei der kärnthner Eisenindustrie so lange zu verweilen, als bei der steierischen. Vom norischen Eisen spricht

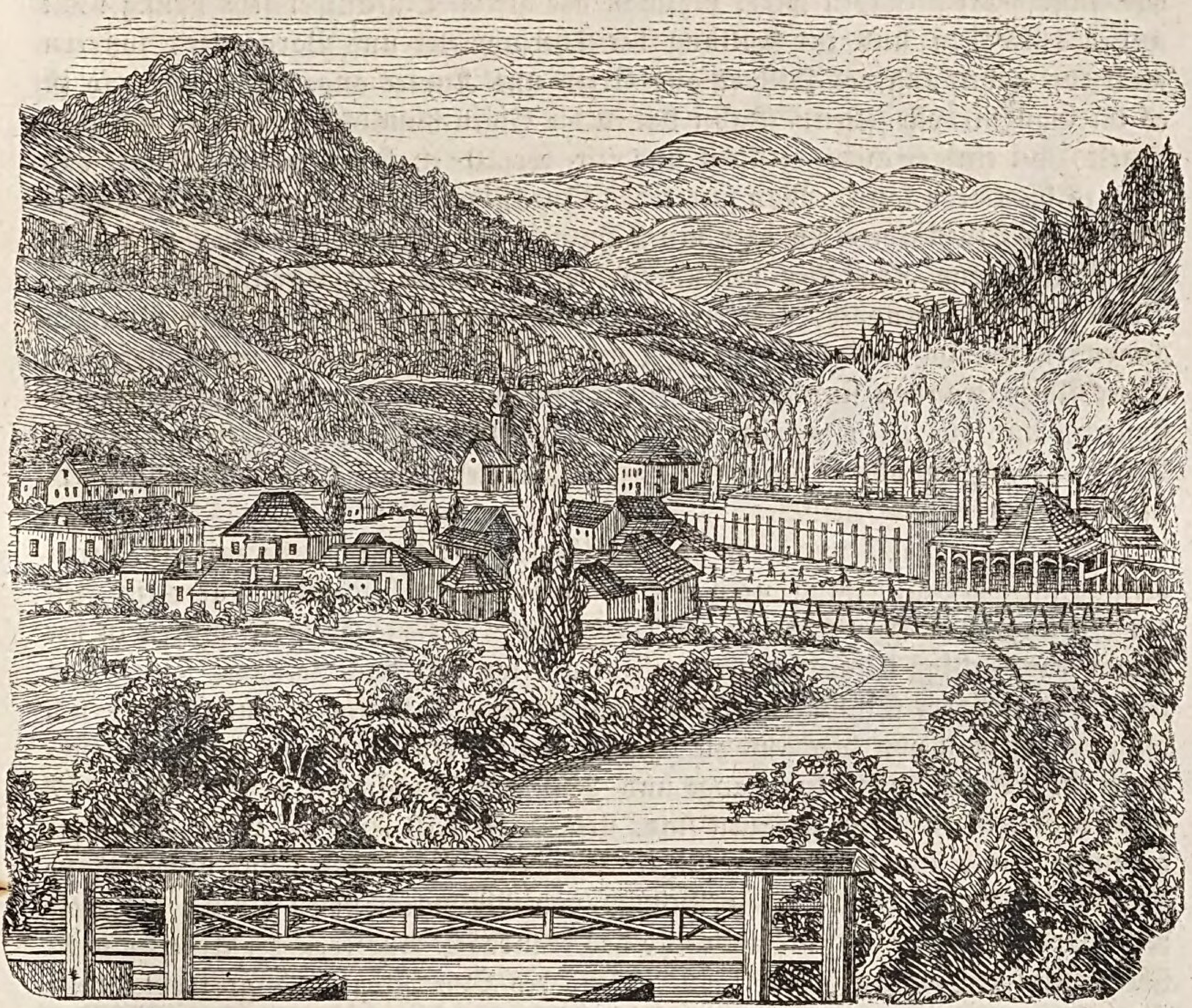
schon Horaz, und wenn wir des kärnthner Eisens gedenken, so müssen wir vor Allem das Hüttenberger Erzwerk mit seiner uralten Gewerbsthätigkeit nennen. Von seinen fünf Hauptlagern sind das Sterner und das Großatticher Lager berühmt wegen des Adels ihrer Erze und ihrer großen Mächtigkeit. Uralt ist der Betrieb dieser Bergwerke, und die Hüttenberger, Löllinger und Mossinger Knappen, früher im Besitze kaiserlicher Freibriefe, haben zu verschiedenen Zeiten durch ihren Trotz von sich reden gemacht. Das heutige Knappenleben hat die Unarten der Vorzeit abgelegt, und wenn die Genossenschaften in ihren altdeutschen Wämmsern mit ihren Kappen und Bergledern in langen Reihen, voran der Fähndrich mit der adlerverzierten Fahne, zum Festplatze ziehen, so erblickt man nur die heutige Cultur, und die Knappentrommel ertönt nur noch, um den Zug der Bergleute zur Kirmeß nach der prächtig gelegenen Marmorkirche zu Waitschach oder zu einem andern Feste zu leiten.

Da wir der Gewinnung des Eisens und der Verarbeitung schon früher gedacht, so möge es uns an dieser Stelle nur gestattet sein, anknüpfend an unsere Vignette, welche das großartige Etablissement Dickmann und Rosthorn in Prevali darstellt, hier Einiges über die Fabrikation der Eisenbahnschienen nachzutragen, wozu uns im vorigen Bande bei Besprechung der Eisenindustrie Steiermarks der Raum fehlte.

Indem wir das übergehen, was wir im ersten Bande von der Gewinnung des Eisens im Allgemeinen gesagt haben, wollen wir hier nur noch einige Bemerkungen über die neuerlich so wichtig gewordene Eisenbahnschienen-Fabrikation machen. Das Bild zeigt uns nämlich die Puddel- und Walzhütte zu Prevali in Kärnthen, eine der größten in Oesterreich, den Gebrüdern v. Rosthorn und dem Ritter v. Dickmann gehörend, die sich viel mit der Schienenfabrikation beschäftigt.

Die Form und das Gewicht der Schienen sind sehr verschieden, und das letztere beträgt auf den laufenden Fuß gewöhnlich 20 bis 26, und selbst bis 30 Pfund. Die erste Arbeit ist die Bildung der Pakete, indem flache Eisenstäbe so über und neben einander gelegt werden, daß sie, ausgewalzt, die etwa 16 Fuß lange Schiene geben. Unten wird ein breiter Stab von gutem Eisen gelegt, denn der Fuß der Schiene hat viel zu leiden; dann werden zwei schmälere Stäbe von minder gutem Eisen neben einander gelegt, darüber mehrere breite oder zwei schmale Stäbe, ebenfalls von schlechterem Eisen, und oben auf legt man einen guten, breiten Stab, der die obere oder Fahrbahn der Schiene bildet. 3 — 5 solcher Pakete kommen zusammen in einen Schweißofen, d. h. einen mit Stein- oder Braunkohlen, auch wol mit Torf gefeuerten Flammofen, wo sie weißglühend gemacht werden. In diesem Zustande werden sie unter einen schweren Hammer gebracht, zusammen geschweißt, kommen einige Minuten lang in den Ofen zurück und dann zum Streckwalzwerk. Dieses hat etwa fünf rechteckige Caliber, d. h. Einschnitte in der obern und untern Walze, durch welche die zu streckenden, d. h. zu verlängernden Pakete gehen müssen. Zuerst wird das weißglühende Eisen in das weiteste Caliber gesteckt, weshalb auf der vordern

Seite des Walzwerkes ein Arbeiter, der Vorwalzer, steht, dem die glühende Masse auf einem kleinen eisernen Wagen von dem Schweißofen zugeführt wird. Der kräftige Mann ergreift das 3½ bis 4¼ Centner schwere Eisenstück mit einer Zange, legt es auf eine Platte vor den Walzen und steckt es in das Caliber. Nachdem es durchgewalzt ist, wird es auf der hintern Seite des Walzwerkes von einem zweiten Arbeiter mit einer Zange aufgenommen; es greift ein Haken darunter, der an einem Hebel sitzt und von einem Knaben regiert wird, es wird auf die obere Fläche der obern Walze gehoben und dem Vorwalzer zurückgegeben, der



Eisenschienenfabrik von Dickmann und Rosthorn.

es in das zweite Caliber steckt. Auf diese Weise geht der Stab durch alle Caliber des Streckwalzwerks, und ist nun etwa 15 bis 16½ Fuß lang.

Nun kommt die präparirte Schiene zum Schlichtwalzwerk mit 6 Calibern, deren Formen sich nach und nach denen der zu fabricirenden Schienen nähern. Nachdem der Stab auf die so eben angegebene Weise durch alle Caliber gegangen ist, hat er die Form der Schiene erlangt. Es werden nun die beiden Enden des noch warmen Stabes mittelst einer eigenthümlich eingerichteten Kreis-

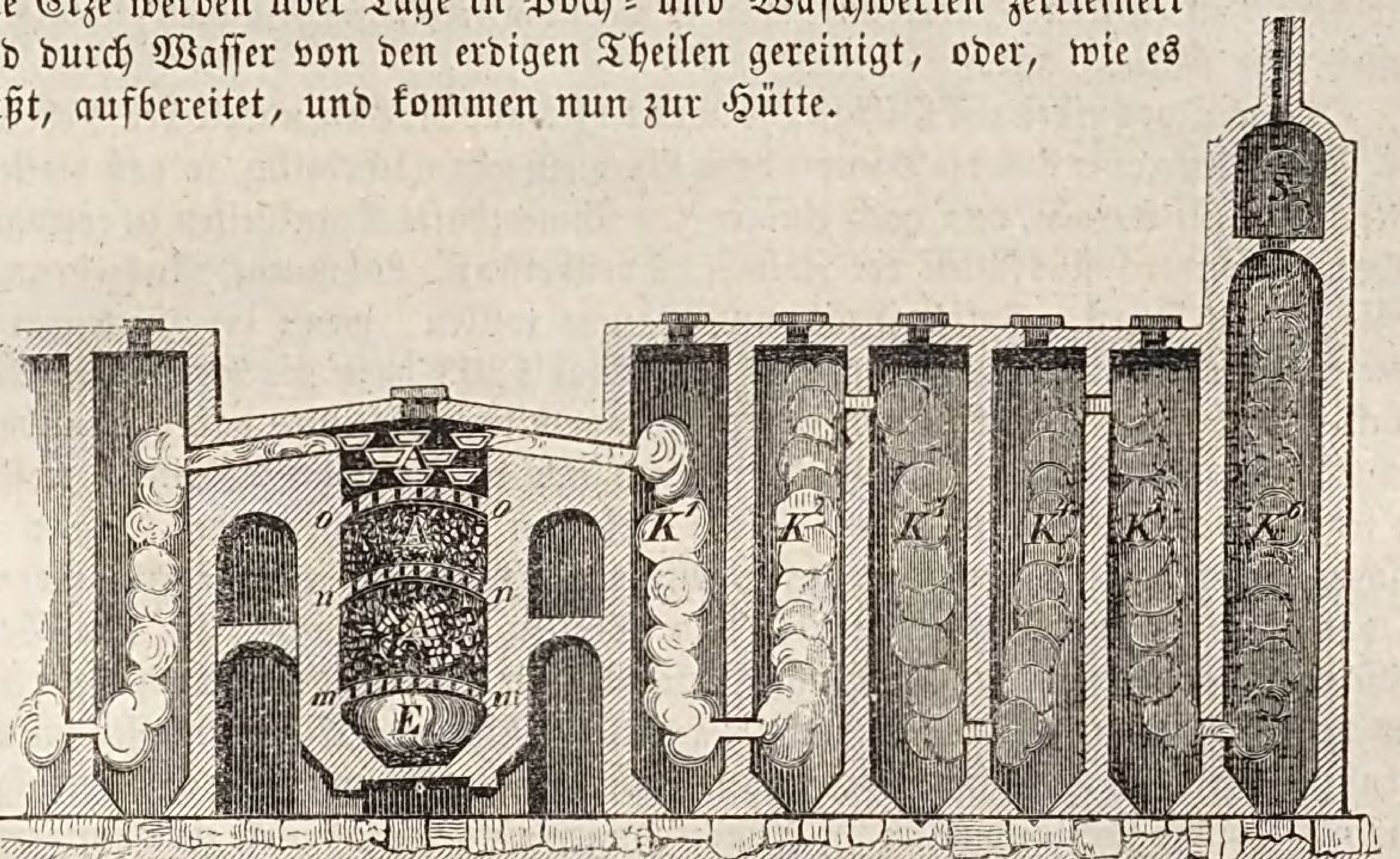
säge abgeschnitten, und dann werden die fertigen Schienen auf eisernen Platten mit hölzernen und eisernen Hämmern gerade gerichtet und genau untersucht, da die schadhaften wieder umgearbeitet werden.

Wir verlassen nun das gewerbthätige Kärnthen und wandern nach Süden. Dort im Thale der Idrizza, eines Nebenflusses des Isonzo, ziehen die ergiebigen Quecksilbergruben bei Idria unsere Aufmerksamkeit auf sich. Diese Gruben sind nebst denen zu Almaden in Spanien die reichsten in Europa, in welchen das flüssige Erz gefunden wird. Obschon das giftige Quecksilber sehr häufig nicht nur als Medicin und zur Füllung der Thermometer und Barometer, sondern auch zur Scheidung des Silbers aus Erzen und Kupfer angewandt wird, so ist es im Ganzen doch selten. Dabei hat es die Eigenthümlichkeit, daß es sich stets kugelt, bei einiger Hitze verfliegt und erst bei 40° R. Kälte so fest gefriert, daß man es hämmern kann. Man findet das Quecksilber entweder gediegen in Kugeltropfen an Quecksilbererzen oder mit Schwefel, als unreiner Zinnober zu kugeligen Massen von Krystallen verbunden, welche Stöcke im Thonschiefer bilden. Dieser unreine Zinnober, Lebererz (unreiner Zinnober mit Thon und Bitumen gemengt), krummschaliges Korallenerz und bituminöses braunes und schieferiges Quecksilber-Branderz sind die am meisten vorkommenden quecksilberhaltigen Substanzen, und aus allen werden jährlich etwa 3000 Ctr. Quecksilber gewonnen. Aus reineren Zinnoberstückchen schnitzen die Bergleute zierliche Figuren, und verkaufen sie an fremde Besucher.

Im Jahre 1497 wurde der Quecksilberreichthum der Berge entdeckt, deren bergmännische Bearbeitung noch jetzt 600 Menschen beschäftigt, aber zur Zeit der venetianischen Herrschaft so viel einbrachte, daß die Gewerke mitten in der Stadt das Schloß Gewerkenburg erbauten, wo jetzt das Bergamt seinen Sitz hat, und bei dem Schloß das Mundloch des St. Antonius-Hauptstollens sich öffnet, weil man von hier aus die Grube zu befahren pflegt, die einen bauwürdigen Bezirk von 2800 Fuß Länge und 280 Fuß Mächtigkeit besitzt. Auf 757 Stufen, die in Kalkstein gehauen sind, steigt man 750 Fuß tief zu den Grubenarbeitern hinab in die drückende Luft. Absätze, Ruhebänke, eine unterirdische Kapelle suchen der Grube einen Anstrich von Wohnlichkeit zu geben, mit welchem aber die bleiche Gesichtsfarbe und das krankhafte Aussehen der Arbeiter nicht übereinstimmen wollen. Ein kleiner Theil des Quecksilbers hängt tropfenweise überall am Gestein, und wird sorgfältig aufgefangen, der größte Theil aber ist in Erden enthalten, aus denen es durch Waschen und Destilliren gewonnen wird.

Diese Gewinnung des Quecksilbers beginnt in der Grube, indem man die Quecksilbererze mit Keilhauen und mittelst Sprengschüssen von dem übrigen Gestein trennt, in große Stücke zerschlägt, erst in kleinen Wagen von den Punkten, wo die bergmännische Gewinnung erfolgt ist, auf horizontalen hölzernen Bahnen bis zum Schacht führt, und dort die Erze in Kübel oder Tonnen ausschüttet, um sie bis zur Erdoberfläche, bis zu Tage, wie der Bergmann sagt, auszufördern. Dies geschieht durch eine Fördermaschine oder Treibkunst. Eine solche

besteht aus einem sogenannten Korbe mit zwei Abtheilungen, d. h. einer Welle, um die sich ein Seil aufwickelt, während sich das andere abwickelt. Dieser Korb wird durch ein doppeltgeschaufeltes Wasserrad in Bewegung gesetzt. Wir wollen annehmen, daß das eine Ende des Seils sich unten im senkrechten Förderschacht befindet, so wird die mit Erz gefüllte Tonne daran gehängt, und die Maschine windet sie in die Höhe, während an dem andern Seile eine leere Tonne von der Schachtöffnung am Tage abwärts geht. Ist die volle Tonne über Tage angelangt, so wird sie ausgestürzt, und unten im Schacht ist unterdessen die leere angekommen, die dort gefüllt wird. Das jetzt nach rechts gehende Wasserrad wird nun nach links umgestellt, indem das Wasser auf eine andere Schaufelung fällt; die oben entleerte Tonne geht abwärts, die unten gefüllte aufwärts u. s. f. — Die Erze werden über Tage in Poch- und Waschwerken zerkleinert und durch Wasser von den erdigen Theilen gereinigt, oder, wie es heißt, aufbereitet, und kommen nun zur Hütte.



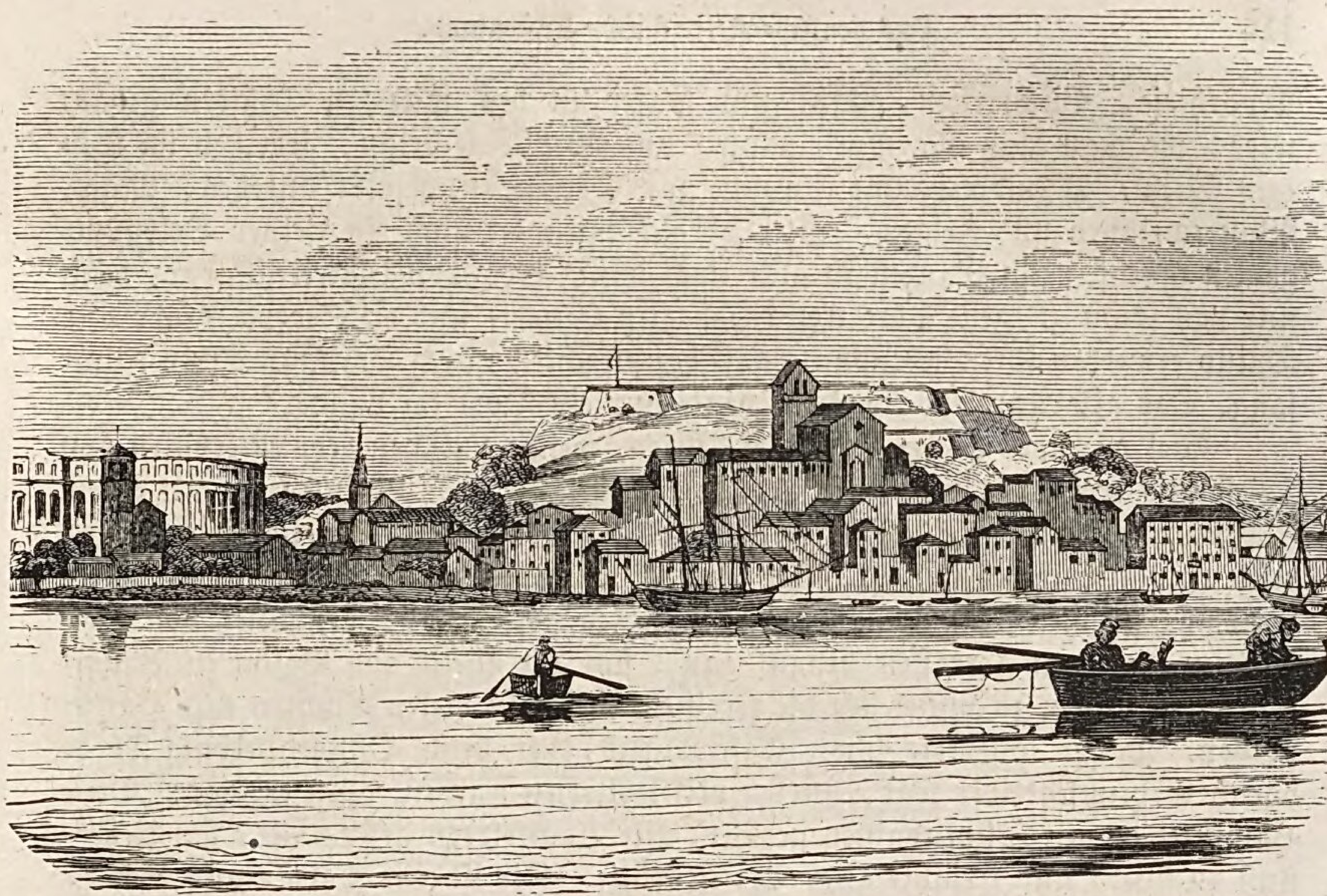
Quecksilberkammern.

Die Idrianer Hütte enthält niedrige Schachtöfen, welche mit sogenannten Condensationskammern in Verbindung stehen. Ein solcher Schachtofen (A) ist durch drei durchbrochene Gewölbe (mm, nn, oo), welche etagenartig in Zwischenräumen über einander stehen, in vier Abtheilungen gebracht, deren unterste als Feuerherd dient. Den Raum über dem Gewölbe des Feuerherdes, d. h. die erste Etage, füllt man mit den größeren Erzstücken locker aus, die zweite Etage mit den kleineren und die obersten mit irdenen Schüsseln, welche den mit Kalk versetzten Zinnoberschlich und die gemahlenen Reste früherer Brände enthalten. Sobald man ein gelindes Feuer auf dem Herde anzündet, entweicht ein Theil des Schwefels im Zinnober, der durch den Zutritt der Luft schwefelige Säure wird, und der Rest des Schwefels verbindet sich bei steigender Temperatur mit dem Kalk, den man deshalb angemengt hat.

Als Dampf entweicht nun aber auch das Quecksilber oben von der höchsten Etage, da es rechts und links in die Kammern (K) geht, d. h. schmale Räume, die durch senkrechte Wände geschieden sind und abwechselnd oben oder unten in der Wand eine schmale Oeffnung haben, daß die Dämpfe aus einer Kammer in die andere ziehen. Auf den eisernen Bodenplatten sammelt sich das metallische Quecksilber, welches noch mehr oder weniger unrein ist, und läuft durch Rinnen nach einem Canal außerhalb der Kammern ab. Um den nöthigen Luftzug hervorzubringen, steht über der sechsten Kammer ein Schornstein (S), dessen Regulator den Luftzug steigert oder mindert. Von weiteren Unreinigkeiten befreit man das Quecksilber, indem man es mit zerfallenem Kalk reibt, welcher ihm die Feuchtigkeit entzieht, es durch Leder, Zwillich oder Filz filtrirt, um Staub und dergl. zu entfernen, worauf man es in schmiedeeiserne Flaschen, hölzerne Kisten oder Kasten packt.

Da das Quecksilber ein Gift ist, so wirkt dies auf die Gesundheit der Arbeiter ein. Vor Allem aber sind die Dämpfe beim Brennen sehr nachtheilig, so daß die Arbeiter nicht alt werden, und nach einiger Zeit schmerzhafte Krankheiten zu ertragen haben, besonders Ausfallen der Zähne, Speichelfluß, Lähmung, Auszehrung, unlöschbaren Durst. Selbst Gras und Bäume welken, wenn der Hüttenrauch über sie hinstreicht. In der Nacht des 11. Mai 1803 hatte die Grube das Unglück, daß der das Quecksilbererz umschließende bituminöse und daher brennbare Schiefer sich entzündete. Mit Mühe retteten sich die vierzehn Arbeiter, welche an jener Stelle arbeiteten, aber als die Uebrigen herbeieilten, den Brand zu löschen, stürzten sie bei den aufsteigenden Giftdämpfen ohnmächtig nieder, so daß man sie mit Maschinen aus dem Stollen heben mußte. Da alle Versuche und Anstrengungen fehlschlugen, wollte man den Brand löschen, und ließ aus der Idrizza durch einen Schacht gegen 3½ Millionen Eimer Wasser in die Grube stürzen. Das Wasser verwandelte sich aber zu Dampf, und nun erfolgte eine ungeheuere Explosion, welche Zimmerungen und Mauerwerke zertrümmerte, ganze Schächte einstürzte, und die oberste Etage des Bergwerkes mit metallischem Quecksilber füllte, wo es noch nach einem Jahre in Perlentropfen an den Wänden hing.

Ein bedeutender Theil des zu Idria gewonnenen Quecksilbers wird in künstlichen Zinnober verwandelt. Zu dem Ende wird Quecksilber in kleinen Fässern, die sich um ihre Achse drehen, mit grob zerpochtem Schwefel vermischt, und man erhält dadurch schwarzes Schwefelquecksilber. In jedes Faß kommen 42 Pfd. Quecksilber und 8 Pfd. Schwefel, und es mögen jährlich etwa 1000 bis 1100 Centner Quecksilber verbraucht werden. — Das schwarze Schwefelquecksilber gelangt nun in gußeiserne Retorten mit thönernen Helmen, von denen je sechs in einem Ofen liegen. Der Ofen wird gefeuert und das Schwefelquecksilber sublimirt sich; das Sublimat wird in thönernen Vorstößen aufgefangen, die nun Zinnober enthalten. Derselbe wird dann in Mühlen zerrieben, und kommt in diesem Zustande, in verschiedenen Graden der Feinheit, in den Handel.



Ansicht von Pola.

6. Das deutsch-österreichische Küstenland oder Littorale.

Das Küstenland. — Pola und seine Alterthümer. — Capo d'Istria. — Salzgärten.

1.

Dieses 144 □Meilen große Kronland mit über ½ Mill. Einwohner umfaßt Landschaften von sehr verschiedenem Charakter, und ebenso verschieden nach Abstammung und Lebensweise erscheinen uns seine Bewohner, die slavisch, deutsch, im Triestischen italienisch und friaulisch (furlanisch) reden, d. h. ein Gemisch aus Slavisch und Italienisch. Es gehört zum Küstenland die 53 □Meilen große gefürstete Grafschaft Görz und Gradiska, das Friaul des deutschen Bundes, welches von den oberkrainer Alpen und dem Terglou zwischen den mächtigen friauler Bergen an dem Isonzothal hinabzieht, dem sich das Idria- und Wippachthal vom höhlenreichen Krain her anschließen, bis sich das Isonzothal mit dem des Natisone vereinigt, der aus den venetianischen Alpen von Westen her einströmt. Von hier ab heißt der Isonzo Sdobba und rinnt in mehreren Armen ins Meer, so daß er an der Bildung der Lagunen mit Theil nimmt.

Die Grafschaft hat im Süden italienisches Klima und italienische Pflanzenwelt, besonders an der Seeküste, wo Bäche in Wasserfällen von der letzten Terrasse ins niedere Küstenland herabzustürzen pflegen, und der Amforacanal die Ausa mit Aquileja verbindet. Während im Norden Viehzucht vorherrscht und

Moorhirse, Buchweizen, Hanf und Hafer in den milderen Thälern gebaut wird, wo man auch Marmor, Mühl- und Wetzsteine bricht, gedeihen im Süden Wein, Maulbeerbäume, welche zur Seidenraupenzucht anregen, Mais, Wassermelonen und Feigen, unter die sich mitunter auch ein kleiner Oelbaumgarten mischt. Im Ganzen ist aber noch wenig Gewerbthätigkeit sichtbar, denn nur das schön gelegene Görz treibt lebhaften Handel, und die Seeorte Grado und Duino erwerben ihren Lebensunterhalt hauptsächlich durch Schifffahrt und Fischfang. Das alte Aquileja jedoch ist heute nur ein Dorf im Lande.

Viel reizender ist die Halbinsel Istrien, welche zwischen dem Meerbusen von Triest und dem Quarnerobusen sich in der Gestalt einer Weintraube mit einem Flächenraum von 90 Quadratmeilen ins adriatische Meer hinein erstreckt und reich an Naturschönheiten ist. Der Anblick vom Meere aus ist prachtvoll, denn die Küste ist mit Städten und Dörfern besäet, die Thäler beschattet von Oelbäumen, an den Terrassen hinauf rankt sich der Wein von Baum zu Baum, und nach Westen zu öffnet sich die zerrissene Küste in vielen Buchten und Hafenplätzen. Daher schilderte schon Cassiodorus, der beim Ostgothenkönig Theodorich Geheimschreiber war, Istrien mit lebhaften Farben, denn er sagt: „Diese Halbinsel ist mit Olivenhainen gefüllt, mit Saatfeldern geschmückt, hat Ueberfluß an Wein und Früchte aller Art in Fülle. Sie ist eine Korn- und Schatzkammer unserer königlichen Stadt Ravenna.“ Noch jetzt liefert sie nach Venedig und Triest Getreide, welches bei der milden Temperatur außerordentlich gedeiht. „Buntgeschmückte Conchylien und Schnecken bewegen sich auf dem Grunde der Buchten, welche mit Fischen aller Art, wie mit Austern erfüllt sind, und über den Gärten und Feldern stehen auf der Küste und auf Hügeln Landhäuser und Paläste, denen zur Seite malerische Felseninseln (Scoglien) liegen.“

Die Westküste der Halbinsel selbst ist reich an malerischen Felsen- und Seegemälden, denn sie ist zerrissen, zerspalten und zerklüftet, daß Bucht auf Bucht, Landspitze auf Landspitze folgt, und die Südspitze der Halbinsel als schmale Felszunge eine Meile weit ins Meer hinein reicht, bis sie in der Punta di Promontore endigt. Da schäumt, braust und plätschert das Meer, da fluthen seine Wogen tief in die Felsenbuchten hinein, da tobt und donnert die Brandung furchtbar, wenn die kalte Bora das Meer aufwühlt und die schaumbedeckten Wogen in diese Buchten schleudert, oder wenn der Sirocco das Meer gegen die Felsküsten jagt. Während schwarzgraue zerrissene Wolken über die Höhenränder dahinjagen, und das dunkle Meer mit seinen unabsehbaren weißen Wellenlinien gegen die Felsen anstürmt, während der Sturm in den Schluchten fürchterlich brüllt und an den Felszacken aufheult, an denen er sich bricht, werfen verstohlene Sonnenstrahlen, die sich durch die Wolkenlücken stehlen, grelle Lichter auf die Scenen des Schreckens, beleuchten die Kalkberge oder die Wogen in dünnen Streifen und schaffen dadurch Gemälde von wilder Schönheit.

Die Halbinsel ist ohne Tiefland, denn selbst die Küste ist felsig und 50—300 F. hoch. Im Ganzen bildet der graue Kalkstein des krainer Plateau's auch die Oberfläche der istrischen Halbinsel, welche trichterartige Vertiefungen, Höh-

len, Wasserarmuth, wenige tief eingefurchte Flußthäler und viel unregelmäßig an einander liegende Hügel hat. Auch hier verschwinden Bäche und erscheinen am Plateaurande wieder wie im Karst. Nur gegen Osten erhebt sich das Land zu hohen Kalkgebirgen, deren höchste Spitzen im Monte maggiore 4400, und im Monte Vittoray 4300 Fuß messen. Ersterer erhebt sich 3000 F. über den Tschitschenboden, den Ueberreste walachischer Bevölkerung bewohnen. Der Boden ist daher im Allgemeinen auf dem Plateau steinig, unfruchtbar und kahl, doch bedecken herrliche Waldungen den Westrand der Halbinsel, und liefern brauchbares Schiffsbauholz, woneben in den nach Westen geöffneten Thälern Mais und Südfrüchte aller Art trefflich gedeihen.

„Die Ostküste ist steil, schroff und unzugänglich, da sie am Quarnerobusen ein fast 1000 F. hohes Hochland und ein hafenarmes Gestade bildet; nach Südwesten zu dagegen sinkt das Land in mehreren Absätzen und in fruchtbaren Thälern zur Küste herab, die voller Buchten und Häfen ist. Diesen südlichen Theil füllen lange Hügel und Landstrecken, die mit niedrigem Gestrüpp überzogen sind, welches man nach Triest als Brennmaterial verkauft. Wege und angebaute Felder sind zwar selten, aber die weit ausgebreiteten Wiesenthäler um Pola herum, welche mit bebuschten und belaubten Bergen abwechseln, bilden eine grüne, freundliche Wildniß; das ganze Land gleicht einem umgestoßenen Fruchtkorbe, der seinen Inhalt nach Westen zu ausschüttet, wo sich denn auch Städte und Häfen finden, und zahlreiche Bauwerke aus der Römerzeit, im Meer versunkene Städte, venetianische Kirche und Feste an das rege Culturleben und die großen Wandelungen erinnern, welche im Laufe der Geschichte bei den Völkern sichtbar werden. Soll doch Jason mit der Medea vom fernen Kolchis her auf der Flucht aus dem schwarzen Meere die Donau (Ister, von dem die Alten glaubten, daß ein Arm desselben sich in das adriatische Meer ergieße) hinauf bis zu dieser Halbinsel gelangt sein und ihr vom Ister den Namen gegeben haben."

Ueber Istrien ziehen die dunkelblauen Wolkenzüge des italischen Himmels. Es beginnt hier schon das Geräusch des italischen Volkslebens. Der Istrier ist als Steinbrecher, Fischer und Schiffbauer besonders thätig, und es hallt der Strand vieler Küstenpunkte den Tag über wieder von Axt und Hammer der Zimmerleute und Schmiede. Er liebt vorzugsweise die Tombola, ein einfaches Lottospiel, welches aus Genua stammt und in Istrien durch die Venetianer zur Zeit ihrer Herrschaft an diesen Küsten verbreitet wurde. Die Tombola findet öffentlich statt. Mit leidenschaftlicher Spannung lauscht der Spieler den ausgerufenen Nummern, besetzt auf seiner Karte die ausgerufene Ziffer und ist außer sich, wenn er „Ambe" oder „Terne" melden kann. Hat er aber alle Ziffern besetzt, dann schreit er aus Herzenslust Tombola, d. h. Purzelbaum, und weiß sich vor Jubel nicht zu lassen. In Venedig spielen Tausende zugleich, während die Directoren auf dem Gerüste sitzen, die gezogenen Nummern auf Stangen aufhissen und Ausrufer sie in den Straßen verkünden. Erinnert das Volksleben der Küstenbewohner an das heutige Italien, so erinnern zahlreiche Ruinen noch mehr an die Beziehungen des Landes zur altrömischen Glanzperiode.

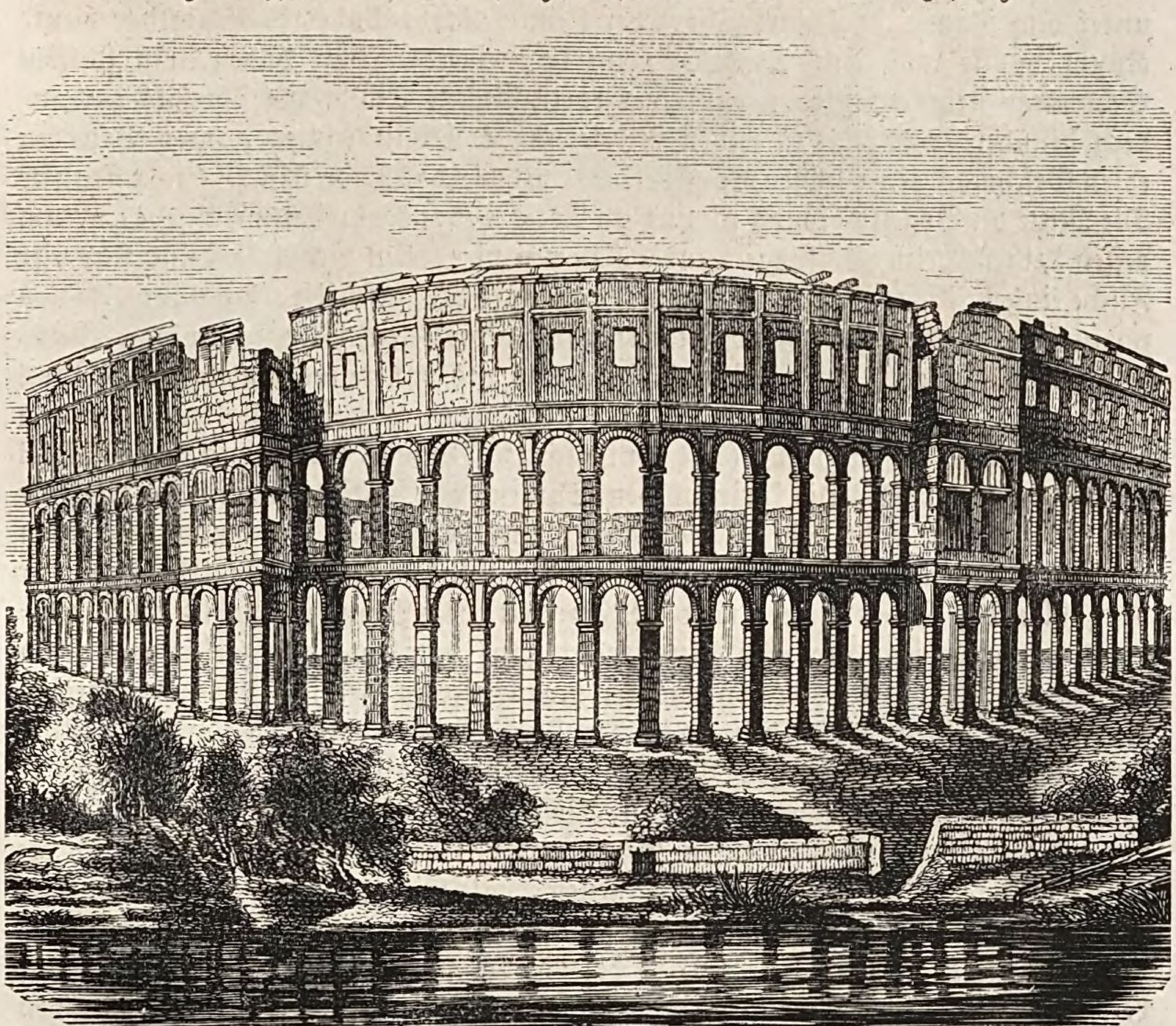


Tempel des Augustus zu Pola.

2.

Schon den alten Römern waren die istrischen Seeräuber furchtbar, deshalb eroberten sie das Land, verloren es aber später zur Zeit der großen Völkerwanderung an die Ostgothen, denen es die byzantinischen Kaiser wieder abnahmen, worauf die Karolinger die Halbinsel zu ihrem Reiche schlugen, so daß sie später eine besondere Markgrafschaft bildete. Nachdem sie noch oft den Oberherrn gewechselt hatte, kam ein Theil an Oesterreich, der andere an Venedig. Während der Oberherrschaft Napoleon's ward der Marschall Bessières Herzog von Istrien; doch eroberte Oesterreich 1814 das Land, und behielt es im Frieden. Die schönsten Denkmäler aus der Römerzeit stehen noch zu Pola, einer vielverheißenden Seestadt, welche den schönsten Hafen Oesterreichs besitzt, befestigt und seit 1850 zu einem Kriegshafen erklärt ist, weshalb ein Theil der kaiserlichen Kriegsmarine hier seine Magazine und seinen Sammelplatz hat. Zur Römerzeit hatte die Stadt, welche damals Pietas Julia und unter dem Kaiser Severus gar Respublica Polensis hieß, 50,000 Einwohner, wogegen sie jetzt nur gegen 1500 hat. Dort befinden sich weithin sichtbar die Ueberreste alter

Herrlichkeit, römische Thore, Amphitheater, Tempel und Paläste. Hier erheben sich die Außenwände jenes nun 2000 Jahre alten Amphitheaters, welches 366 Fuß lang, 272 F. breit, 75 F. hoch ist und von 244 Bogen getragen wird, jenes „Wunder von Pola", wie der Landmann dieses gewaltige Bauwerk nennt, das er auch mit dem Namen Orlandina belegt, da es ihm ein Riesenwerk Roland's zu sein scheint, während der Städter es l'arena nennt. Bäume sind auf der Stätte gewachsen und Wiesenplätze entstanden um die herabgestürzten Stein-



Amphitheater von Pola.

blöcke, wo das römische Volk den Thier- und Wettkämpfen zuströmte und sich in froher Schaulust tummelte. Still ist's um den Riesenbau, nur die Bäume rauschen sich, wie in Erinnerungen verloren, die Sagen von jener Herrlichkeit zu, wo die drei bogen- und pfeilerreichen Etagen des Amphitheaters, deren obere mit viereckigen Luft- und Lichtlöchern versehen war, von schaulustigen Menschen wimmelten. Nur ein gewaltiges Echo ist innerhalb der Ringmauern des Schauplatzes geblieben, wie die wache Stimme der Erinnerung. Eigenthümlich sind

diesem eirunden Schauplatz für Thierkämpfe die vier Anbaue, deren viereckige Thürme gleich denen der Eingangspforten bis zum Rande der Mauer hinanreichen. Von den Sitzen und Bänken ist nichts übrig geblieben, auch sind alle eisernen Klammern aus den Steinblöcken der Mauer gezogen, an welcher Wind, Wetter, Gebüsch und Menschen zerstörend arbeiten. Außer diesem Amphitheater hinterließen die Römer der Nachwelt jenes prächtige Triumphthor, welches die Salvia Posthuma ihrem Gemahl Sergius Lepidus errichten ließ, und welches unter dem Namen „goldenes Thor" der kleinen Stadt Pola als Stadtthor dient. Kaum dürfte wol eine Stadt ein merkwürdigeres Thor haben. In stolzem Schwunge steigt der Bogen von einer korinthischen Säule des Portals zur andern hinüber, und zeigt in seinen Verzierungen wie in seinem ganzen Bau den edlen Geschmack jener hohen Kunstperiode, welcher das Thor sein Dasein verdankt. Die Mitte der Bogenwölbung nimmt ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln ein, um dessen Leib sich eine Schlange windet; in den vier Ecken des Adlersteins sind vier Fische eingemeißelt. Mitten über dem Thore steht die Inschrift: Posthuma de sua pecunia. Zwei Kränze tragende Victorien füllen die Ecken, Blumengewinde, Weingelände mit Trauben zieren Fries, Säulen und das Innere des Durchganges. Von gleich edlen Formen ist die Bauart des noch ziemlich wohl erhaltenen Tempels der Diana und des Augustus (mit der Inschrift: Romae et Augusto Caesari Divi Filio Patri Patriae). Die korinthischen Säulen, die Inschriften und Giebelbilder veranschaulichen recht lebhaft den Glanz und den feinen Geschmack der ersten römischen Kaiser. Gegenwärtig dient der Augustustempel zu einem Museum für die zahlreichen Alterthümer aus der Römerzeit. Der Dianentempel ist ein Wohnhaus geworden und nur eine Hinterfront ganz erhalten. Zu diesem römischen Bauwerke gesellen sich Bauten aus der venetianischen Zeit, denn das römische Capitol auf einem Felsen mitten in der Stadt schufen die Venetianer zu einer Feste um. Auch die istrischen Markgrafen hatten hier eine Burg besessen, und es bewahrte das Franziskanerkloster den Kirschlorberbaum sorgsam vor Schaden, von welchem sich Augustus einen Kranz gepflückt haben soll. Wenn endlich die zahlreichen, zum größten Theil verlassenen, mit Epheu und Gebüsch bewachsenen Steinbrüche der Umgegend die Bausteine zu den benachbarten Städten des adriatischen Meeres lieferten, so bezeugt der stundenweit unterhöhlte Sandberg Monte Capelletto die Betriebsamkeit der Venetianer, welche von hier den Kiessand für ihre Glasfabriken zu Murano holten. Dennoch kauft man heut zu Tage an der ganzen Küste von Triest meist nur niederländisches Glas.

Setzen wir unsere Wanderschaft fort, so wird ein Jeder, der sich an Naturschönheiten erfreut, mit Wohlgefallen nach den Brioni-Inseln hinüberschauen, deren Büsche und Bäume sanfte Wellenlinien bilden, die sich malerisch von der schimmernden Meeresfläche abheben und nicht ahnen lassen, daß jene Inseln die Heimath des Fiebers sind. An der ganzen Küste findet man auf dem Meeresboden und in wüsten Feldern Ruinen und Trümmer alter Herrlichkeit aus der Römerzeit, und es erinnert diese wundersame Küste mit ihren versunkenen Städten, an deren Mauern der feinhörende Fischer noch jetzt das unheimliche Rau-

schen des anschlagenden Meeres vernimmt, mit ihren verfallenen Tempeln und verödeten Amphitheatern an eine große Vergangenheit, aber auch an die Wandelbarkeit irdischer Herrlichkeit. Dieses Stückchen Land ist gleichsam ein Museum weltgeschichtlicher Begebenheiten, denn hier tummelten sich vor der österreichischen



Das goldene Thor.

Besitzergreifung Seeräuber, Römer, Griechen, Gothen, Franken, Venetianer, Slaven und Franzosen im Laufe von 2000 Jahren! Alles hat sich verändert, nur die Natur hat ihre Schönheit bewahrt.

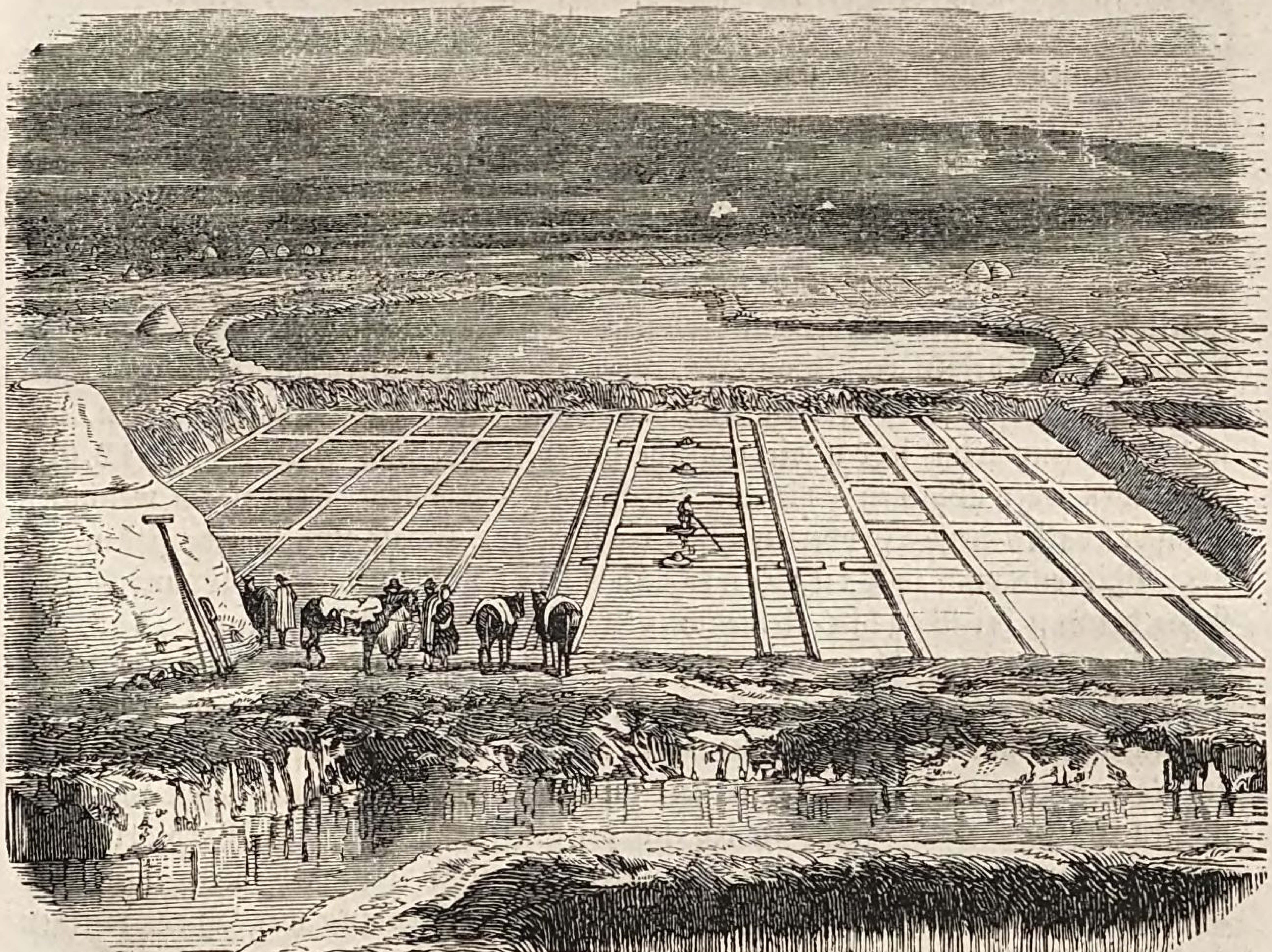
3.

Die ganze Westküste der istrischen Halbinsel ist reich an malerischen Scenerien. Schiffe und Boote aller Art durchkreuzen das Meer. Hier führt der geräumige Kauffahrer die Producte des Landes hinaus auf fremde Märkte, dort zieht das rauchende Postdampfschiff nach der Levante vorüber; hier bildet der Fischer mit dem langen Netze die für die Fische so verderblichen Halbkreise, dort schleppt ein Küstenfahrer Landesproducte von einer Küstenstadt zur andern. Siehe dorthin nach der schmalen Felseninsel! Es ist das gewerbthätige Capo d'Istria, das sich aus der Tiefe des Meerbusens Vale Stagnone mit seinen Fabriken, Kasernen, Klöstern und Ankerplätzen erhebt. Eine schmale Aufzugsbrücke, die ½ italienische Meile lang ist, dehnt sich hinüber nach dem Festland, um sich an der nährenden Erde festzuhalten, von wo herüber eine Wasserleitung die Inselstadt mit jener Gabe Gottes versorgt, die so unentbehrlich und dennoch meistens nur in der Noth geachtet ist. Da klettert die Weinrebe lustig an den felsigen Terrassen empor, während der Olivenbaum gar herrlich auf Gartenterrassen grünt und Rosenhecken dazwischen mit ihrem Purpur hervorleuchten. Malerisch klebt weiter nach Triest zu Pirano auf schmaler Halbinsel am Südostende des triester Meerbusens und an der Grenze, wo der eisige Bora mit seinen Stürmen keine Gewalt mehr hat. Ueppig rankt an den alten malerischen Mauern und Festungsthürmen der Wein empor, während dunkle Cypressen träumerisch sich über niedrige Gartenwände neigen, um sich am Anblick des strahlenden Meeres zu sättigen, auf welches in dunkler Nacht der Leuchtthurm Fanale di Salvore sein strahlendes Feuer weit hinaus sendet, wundersame Lichtspiele hervorrufend, weshalb der herrliche Hafen mit Recht porto glorioso genannt wird. Mitten aus Bergpyramiden hebt sich aus einem Häuserkranz, den wieder ein Kranz von Olivengärten einfaßt, das malerische Buje, der „Spion von Istria", und schaut weit über alles Vorland hinaus. In seiner 1200jährigen Basilika bewahrt es einen kostbaren Schatz byzantinischer Baukunst. Marmorsäulen mit herrlichen Kapitälern und dem Namenszuge des Bischofs aus Justinian's Zeit, sowie Mosaikboden zieren sie. Auch dort weist Alles auf den Glanz vergangener Zeiten hin, und viele Häuser der Stadt sind aus römischen Ruinen erbaut.

Hier befinden sich auch die größten Salzgärten, deren es an der istrischen Küste viele giebt, von denen der von Pirano jährlich 300,000 Ctr. Seesalz liefert, wogegen der von Capo d'Istria z. B. nur 5000 Malter erzeugt. Wie jedes Kronland ein eigenthümliches Product aufzuweisen hat, Steinsalz, Eisen, Kupfer, Blei, Quecksilber, so sind Istrien die Salzgärten eigenthümlich, die freilich mit den Gärten nichts gemein haben als den Namen. Da es in den südalpinischen Kronländern an Salz mangelt und der Fischfang und die Einsalzung an sich bedeutende Salzmengen erfordern, so hat man zu dem Meere seine Zuflucht genommen, um ihm Salz abzugewinnen. Die Salzgärten würden Salzkothen sein, wenn man statt des Feuers sich nicht der Sonnenwärme bediente. Salzgärten sind an den französischen, spanischen und anderen Küsten unter dem Namen

Salzteiche anzutreffen, und fabriciren zusammen eine ungeheure Menge Baisalz, welches durch Raffiniren gereinigt und verbessert wird.

Um einen Salzgarten anzulegen, gräbt man nahe am Meeresufer ein Becken aus, dessen Boden geebnet und festgeschlagen wird, worauf man dieses Becken oder Gärtchen in kleinere viereckige Beete abtheilt, welche durch niedrige Dämme von einander geschieden sind. Kommen nun die heißen Sommertage, so öffnet man die Schleußen, durch welche das Meerwasser Eintritt in diese Gärten erhält. Doch fließt es nicht sogleich in die Salzgärten, sondern zuvor in Becken, in denen man es etliche Tage stehen läßt, damit es sich setze und lau



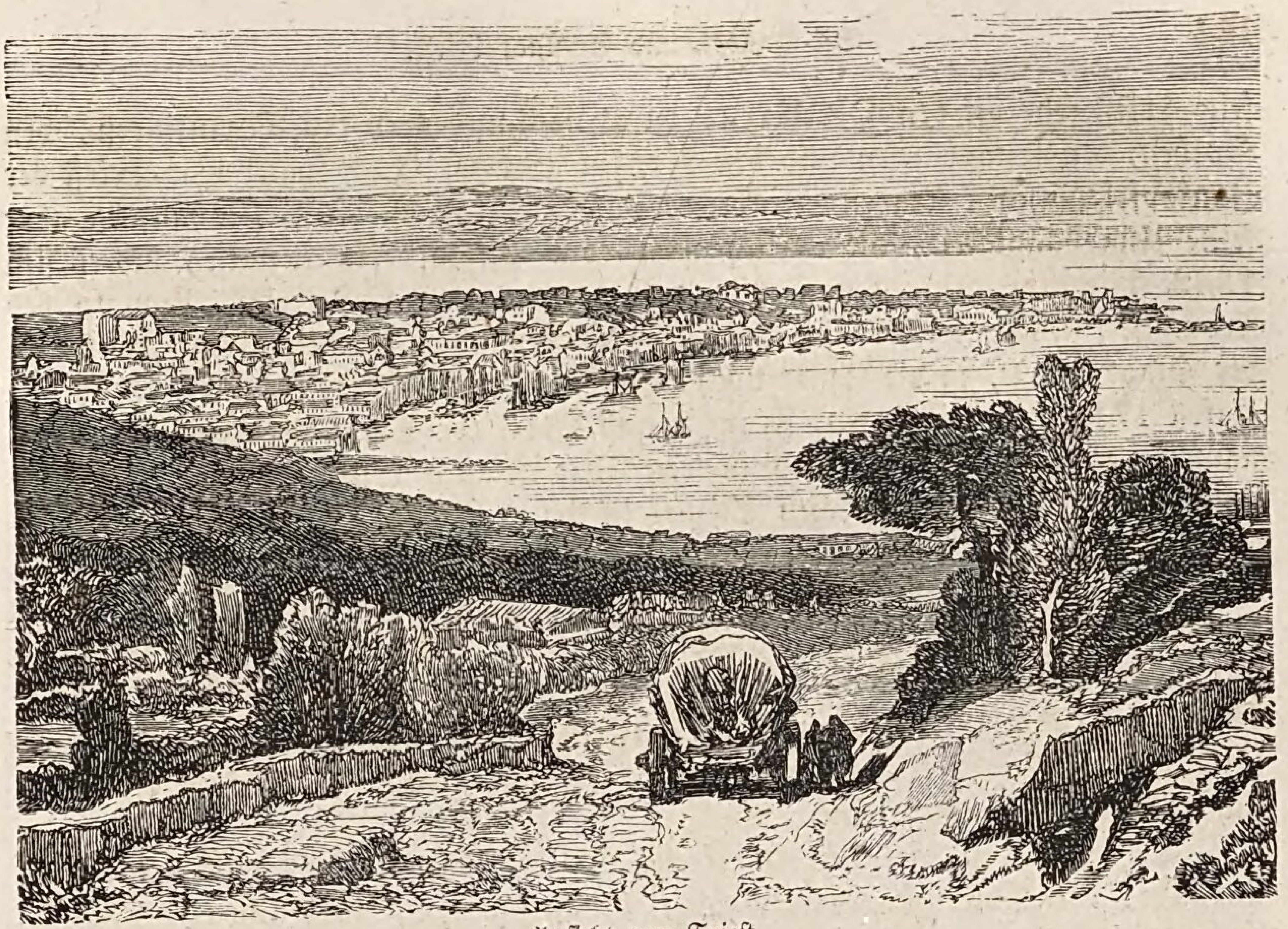
Salzgärten.

werde. Nach 2—3 Tagen öffnet man die Schleußen, welche aus den Becken in die Gärten rinnen, um dieselben etwa 6 Zoll hoch zu bedecken, worauf die Schleußen geschlossen werden, damit Sonne und Wind das Wasser verdampfen. Geschieht dies, so setzt sich zuerst eine dünne Salzkruste an den Dämmen der Beete an, die immer dichter und größer wird, je mehr Salz sich bei der zunehmenden Verdünstung krystallisirt, bis es wie eine Eisdecke das Wasser in den Beeten überzieht. Sobald sich diese feste Decke gebildet hat, zerschlägt man sie mit einer Stange, taucht sie unter das Wasser, und hebt sie dann mit einem Harken auf den Rand des Gartens, wo man die Stücke zu kleinen Haufen zum Trocknen zusammenstellt.

Sind diese Salzstückchen gehörig ausgetrocknet, so thürmt man sie zu großen Schobern auf, und bedeckt sie mit Stroh oder Matten gegen den Regen. Nach 8—10 Tagen hat der Salzgarten alles Salz krystallisirt, worauf man ihn wieder mit lauem Meerwasser aus dem Vorbecken füllt, und damit so lange fortfährt, als es die Jahreszeit erlaubt. Zu dieser Arbeit gehört vor Allem heißer Sonnenschein und regenloses Wetter, denn ein starker Regen würde das Seewasser im Salzgarten so sehr verdünnen, daß die Ausscheidung der Salzkrystalle nicht möglich wird. Dagegen befördern die Winde die Verdünstung ungemein. Das gewonnene Baisalz wird nun in Sudhäuser gebracht, wieder aufgelöst und versotten, wobei man durch verschiedene Zusätze die Reinigung befördert.

In den Waldungen um Montone und im Istrianwalde werden Eichenrinde, Knoppern und Galläpfeln gesammelt und Eichenholz geschlagen, und hier weidet der Kroat und Serbe seine grobwolligen Schafe, die er im Winter von den Bergen nach der mildern Südküste treibt. Zu Pferde und zu Esel reitet der Adel nach den Städten, die zum Theil ihrer Lage nach „kleine Venedigs" sind, — die Küste hat 80 Häfen und 30 Rheden, — wenn ihm die Zeit auf seiner stattlichen Villa unter Lorber- und Myrtengärten zu lang wird. Zwar bilden die Slaven die Mehrzahl der Bewohner, aber die lange Unterthänigkeit unter venetianischer Herrschaft hat der italienischen Sprache das Uebergewicht gegeben, mit welcher gegenwärtig jedoch die deutsche um den Vorrang streitet. Die 12,000 Rumunen oder Wlachen, die auf der Halbinsel wohnen, werden am wenigsten geachtet, da sie meist Viehhirten sind, die Rinder, Schafe und Pferde ziehen.

Während man zu Pinguente und Albano Steinkohlen gräbt und Mühlsteine bricht, bei Veglia kleine muntere Pferde und starke Rinder zieht, bei Ossero Sardellen, Thunfische, Krebse und Austern fängt; während das kleine Lussin-Piccolo, dessen Hafen 700 Schiffe besuchen, und das manchen Millionär zu seinen Einwohnern zählt, 100 eigene Schiffe auf dem Meere hat, so zeigt in der Nähe der Insel Cherso der Jeserosee die Eigenthümlichkeit, sich selbst zu füllen und zu leeren, und es besitzt Parenzo eine der ältesten Basiliken mit Marmorsäulen, römische Tempelruinen und eine versunkene römische Seestadt, deren Trümmer weit von Seetang überwuchert sind. Endlich bildet Rovigno mit seinem zackigen Küstenrande, mit seinen bebuchten Klippen, mit seinen zahlreichen Schornsteinen und seiner garten- und weinreichen Ebene mitten auf einem baum- und berglosen Höhenzuge, mit dem prachtvollen Dom der heiligen Euphemia, deren Bronzestatue mit dem Palmblatt in der Hand als Wetterfahne sich auf der Thurmspitze dreht, ein reiches Landschaftsgemälde. Eine Bevölkerung von 12,000 Einwohnern, eine treffliche Lage und der Productenreichthum ihrer Umgebung machen diese Stadt zu dem wichtigsten Orte Istriens, dem gewiß noch eine große Zukunft beschieden ist.



Ansicht von Triest.

7. Die Handel- und Seestadt Triest.

Zwischen Istrien und Görz liegt das 10 Meilen große Gebiet von Triest, umgeben von einem Berggürtel, mit seinen Dörfern, Weinbergen und Salzgärten. Von den Höhen von Optschina herab schweift unser entzücktes Auge von den Fluthen des Meeres, welches im Abendroth glüht und braust, nach der reichsunmittelbaren Stadt Triest, die gleichfalls von wunderbarem Glanze umflossen ist. Ein lieblicher Goldschein zerfließt um Stadt und Berg, goldig blitzen ferne und nahe Fenster im Abendlicht und es entfaltet sich ein Gemälde so wunderbar, daß man es nie vergißt. — Das mächtig aufstrebende Triest, in Kurzem durch eine Eisenbahn mit Wien verbunden, wird der Mittelpunkt des überseeischen Verkehrs des Kaiserreichs sein. Je mehr Venedig von seiner frühern Herrlichkeit verliert, um so mächtiger wird Triest sich erheben, dessen Kaufleute unternehmend und rührig sind und die treffliche Lage ihrer Stadt wohl zu benutzen wissen. An 70 Fabriken aller Art zählt die Stadt, 270 Geldwechsler und Großhändler und 300 große Handlungen entwickeln eine Thätigkeit, welche Triest zu einem Hamburg des Südens gemacht hat, da es den deutschen Handel mit der Levante in großartigem Maßstabe betreibt.

Triest bestand unter dem Namen Tergeste oder Tergestum schon zur Zeit der Römerherrschaft, denn Sempronius legte hier eine Militärcolonie an, und baute eine Wasserleitung, sowie ein Amphitheater, dessen Ueberreste unter der Renngasse der Altstadt gefunden wurden. Als das Römerreich zerfiel, und deutsche Völkerschaften vom adriatischen Meere her nach Italien vordrangen, wech-

selte Triest sehr oft den Oberherrn, da es nach und nach den Byzantinern, den Gothen, den Longobarden und den Franken gehörte. Auch später war Triest der Zankapfel zwischen Slaven, Arabern, Bayern und Venetianern, behauptete aber seine Unabhängigkeit, die es sich 949 vom Bischof erkauft hatte, bis es sich 1382 freiwillig unter den Schutz des Herzogs von Oesterreich, Leopold des Frommen, stellte, welcher, wie auch seine Nachkommen, die Rechte und Freiheiten der Stadt achtete, ja die Stadt noch besonders begünstigte. Karl VI. erhob den Hafen 1719 zum Freihafen, Franz I. gab 1816 der Stadt den ehrenvollen Beinamen der „getreuesten". Und in der That ist auch Triests Macht und Wohlstand unter dem österreichischen Scepter in stetem Zunehmen begriffen, während es unter der napoleonischen Herrschaft fortwährend gesunken war, und nur die theure Erinnerung an die 54 Mill. Gulden Contributionen behielt, welche es binnen 15 Jahren zu erlegen gehabt hatte. Im Jahre 1719 hatte die Stadt nur 5600 Einwohner, während es gegenwärtig gegen 80,000 zählt. Im Jahre 1849 zur reichsunmittelbaren Stadt erhoben, hielt sie auch in den letzten Prüfungsjahren treu zu ihrem Kaiser, und ließ sich durch die Blockade der feindlichen Flotte nicht erschrecken.

Die Stadt ist in einem Halbkreise um den Meerbusen theils am ebenen Strande, theils die benachbarten Hügel hinauf gebaut, wird von einem Wildbache durchströmt, und hat ein stattliches, großstädtisches Ansehen. An den nördlichen und westlichen Abhängen des Schloßberges breitet die Altstadt, von deren Ringmauer nur noch zwei Thore stehen geblieben sind, ihre engen, krummen und schmuzigen Gassen mit den meistens unansehnlichen Häusern aus. Nur drei von den 41 Gassen sind breit genug für Wagen, bei Regenwetter aber für Fußgänger schwer zu passiren, da die Dachrinnen ihr Wasser auf die Fußwege schütten, welches dann in der Mitte der Straße weiter fließt, da diese tiefer liegt als ihr Rand. Indeß ist die Altstadt auch nicht ohne Schönheit, denn der „große Platz", der gegen das Meer hin liegend als Frucht- und Victualienmarkt dient, hat nicht nur prachtvolle Gebäude als Einfassung, unter ihnen das auf Staatskosten gebaute weitläufige Hotel Locanda grande, sondern auch in der Mitte eine große Fontäne mit vielen allegorischen Figuren, welche allerlei Flußgötter, Handel und Schifffahrt darstellen, und neben der Fontäne eine 26 Fuß hohe Säule mit der Statue des mit dem kaiserlichen Mantel umhüllten Karl VI. Nicht weit von diesem Platze steht auf dem Theaterplatze das neue Theater, dessen Vorderseite der deutsche Baumeister Pertsch mit ionischen Säulen schmückte, während der Italiener Selva den Hauptbau ausführte, zu dem außer einem fünfstöckigen Theater mit 154 Logen noch der Gasthof alla Citta di Londra, ein Ballsaal, ein Kaffeehaus und mehrere Ladengewölbe gehören.

Durch enge Gassen steigt man den Schloßberg hinan zur Domkirche des heiligen Justus, welcher hier begraben liegt; sie hat Aehnlichkeit mit der Marcuskirche zu Venedig, und enthält in ihrer Mauer viele römische Alterthümer. Hier steht das von Rosetti errichtete Denkmal des berühmten Alterthumsforschers Winkelmann, welcher 1768 in der Locanda grande ermordet wurde.



Hafen von Triest.

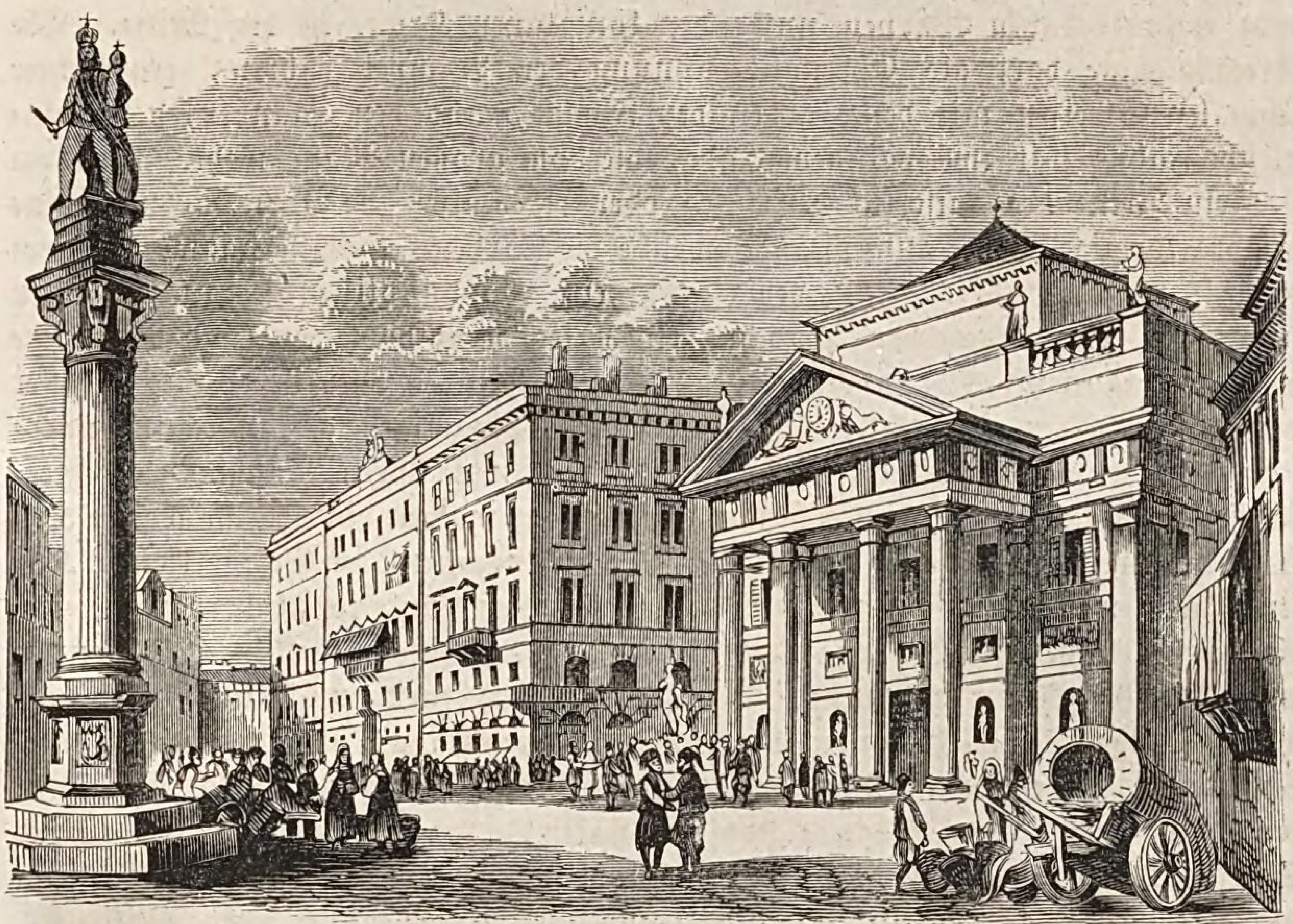
Viel stattlicher ist die Neu- oder Theresienstadt auf einer Fläche gebaut, welche man dem Meeresgrunde zum Theil abgewonnen hat. Die breite Corsostraße trennt sie im Süden und Osten von der Altstadt. Die 6 Klaftern breiten Straßen durchschneiden sich rechtwinkelig, so daß sie lauter regelmäßige Vierecke bilden; sie sind mit 15—20 Fuß großen Quadern so geflastert, daß sie sich in der Mitte etwas vertiefen, damit durch vergitterte Löcher das Wasser in unterirdische Canäle abfließe. Die 4 — 5stöckigen weißgelb angestrichenen Häuser haben grüne oder blaßgraue Jalousien, flache und mit doppelten Hohlziegeln gedeckte Dächer und keine Balcone. Die schönste Straße ist der Corso, der sich zu einem Dreieck erweitert, und den die Börse mit dem Börsenplatze schließt, in dessen Mitte eine Fontäne mit der schwarzmarmornen Neptunsgruppe und Leopold's I. Erzstatue auf einer 24 Fuß hohen Marmorsäule stehen, während am andern Corsoende der Holzplatz mit Galanterie- und Kunsthandlungen liegt, und auf dem Fuhrmanns- und Mauthplatze Kaufmannsgüter auf- und abgeladen werden. Besonders lebhaft ist die Josephsstadt mit ihren stattlichen Gebäuden, zu denen der Grund gleichfalls dem Meere abgerungen ist, und wo unter anderen öffentlichen Bauwerken das armenische Kloster mit der armenischen Druckerei, das Hafenamt, das Sanitätsgebäude und auf der Spitze des Theresienmolo der 106 Fuß hohe Leuchtthurm, dessen 42 Oellampen einen Lichtkegel erzeugen, der 3 Meilen weit sichtbar ist, besonders zu erwähnen sind. Außerdem befinden sich hier der baumbeschattete Leipziger Platz und die Landungs- und Ausladungsplätze.

So ehrwürdig unter den Merkwürdigkeiten von Triest die römischen Alterthümer, die noch benutzte altrömische Wasserleitung, Karl's des Großen Triumphbogen, die großartige Oelseifenfabrik Chiozza's, welche 125 unterirdische Oelbehälter hat, die 12,000 Eimer fassen, und die 120,000 Ctr. Seife jährlich liefern kann, die Schiffswerfte des Lloyd, die guten Lehranstalten sein mögen, so ist die Börse doch das wichtigste Gebäude der Stadt, sie ist der Kernpunkt Triests und durch den Lloyd eine europäische Berühmtheit, der nichts an die Seite zu stellen ist.

Mollari aus Macerata baute die Börse, deren Façade vier große dorische Säulen zieren, zwischen denen sechs kolossale Statuen stehen: der Vulcan, Asia, Amerika, Europa, Afrika und Mercur. Durch ein großes Portal tritt man in die untere Halle, die auf 20 dorischen Säulen ruht. Hier werden die Handelsgeschäfte abgemacht und im Kaffeehause daneben Erfrischungen genossen. Auf einer 3 Fuß breiten Diagonale des steinernen Fußbodens der Halle hat der Uhrmacher Sebastiani eine Mittagslinie eingeschnitten, deren Monate durch verschieden gefärbte Steine mosaikartig bezeichnet sind. Die Uhr ist so gestellt, daß durch eine Oeffnung im rechten Winkel des Saales der Sonnenstrahl auf den jedesmaligen Monatstag fällt. Steigt man von dieser Halle eine Treppe hinauf, so gelangt man in einen prächtigen Saal, der den ganzen Vordertheil des ersten Stocks füllt. Sein Fußboden ist mit Mosaik belegt, sein Gewölbe ruht auf 20 korinthischen Säulen, an drei Seiten befinden sich Galerien und an die Decke hat Scola Karl VI. gemalt, wie er mitten in seinem Gefolge unter seinem Zelte

der Gesandtschaft der Stadt Triest die Urkunde von ihrer Erhebung zum Freihafen giebt. In den übrigen Stockwerken sind das Casino, die Arbeitszimmer für die Börsenbeamten, die Comptoirs des Lloyd Austriaco u. s. w., und eine kupfergedeckte Terrasse mit vier dorischen Säulen bietet die Aussicht über den Hafen.

Der Hafen von Triest gewährt eine freie Einfahrt, und hat auch für die schweren Dreimaster hinreichende Tiefe. Der linke Hafenarm, der Molo di Santa Theresa, ist ein ins Meer sich krümmender Steindamm von 6—800 Schritten, der vom alten Lazareth nach Norden geht, von Quadern eingefaßt ist und auf seiner Endspitze ein Fort mit einer schwere Batterie, sowie den Leuchtthurm trägt und



Börse in Triest.

gegen südwestliche Stürme schützt. Er galt für ein Meisterwerk der Wasserbaukunst. Ihm gegenüber liegt die Quarantäneanstalt mit einem besondern Hafen, und für die kleineren Fahrzeuge ist der Hafen Mandrachio bestimmt. Vom Hafen aus zieht sich ein von Maria Theresia 1753 angelegter Canal einige hundert Schritt in die Neustadt hinein, so daß die Kauffahrer bis zur schmalen rothen Brücke, die über ihn führt, fahren, um in die Waarenmagazine an seinem Ufer auszuladen. In neuester Zeit ist ein neuer Molo am Leuchtthurm mit einer starken Batterie und ein Leuchtthurm mit Gasbeleuchtung, sowie ein großartiger Bahnhof seit 1850 gebaut, welcher den Waarenverkehr zu bewältigen hat, den die Wiener Eisenbahn bringen wird. Die Behältnisse, Anlagen, Wagenschup-

pen und Magazine sind im kolossalen Maßstabe angelegt, wie es die Verhältnisse erheischen.

Von den 121 Häfen, die sich an der 248 Meilen langen Küste des adriatischen Meeres finden, und welche seit 1851 alle für Staatshäfen erklärt sind, ist Triest der bedeutendste, weil er der Mittelpunkt der Behörden der Kriegs- und Handelsflotte ist. Die Kriegsmarine besitzt, wie schon früher erwähnt wurde, 128 Schiffe mit 1426 Kanonen. Der Marinestab zählt 247 Mann, das Geniecorps 514 Mann, die Artillerie 990, die Matrosen 2454 und die Seesoldaten 1334 Mann. Es sind aber von der Flotte 73 Schiffe mit 962 Kanonen abgetakelt, dagegen 163 Boote im Dienste. Die kaiserliche Flagge besteht aus drei, oben und unten rothen, in der Mitte weißen, horizontal laufenden Streifen mit dem erzherzoglichen Wappen unter der königlichen Krone in der Mitte. Die Kriegsmarine darf als Ehrenauszeichnung den Wimpel führen, ein langer schmaler Streifen mit den Farben der Flagge, und den Stander, d. h. eine gleiche Fahne mit zweispaltigem Ende, die vom großen Maste weht. Befindet sich ein Prinz des kaiserlichen Hauses oder der Kaiser am Bord, so wird eine quadratförmige Fahne aufgepflanzt, welche die Farben des Kaiserstaates mit dem doppelten Adler führt. Außerdem schützt eine Donauflotille die untere Donau und Sau, eine andere den Gardasee, ein Kriegsdampfboot den Lago Maggiore und eine Lagunenflotille wird noch gegründet werden. — Die Fischer und Schiffer der Küsten bilden ein tüchtiges Matrosencorps, stämmige, gewandte und unerschrockene Leute. Die Handelsschiffe theilt man nach ihrem Range in Hochseeschiffe, die weite Fahrten nach fernen Welttheilen machen, in Schiffe weiter Küstenfahrt, welche nicht über das Mittelmeer hinausgehen, in Schiffe kleiner Küstenfahrt, welche nur österreichische Häfen besuchen, und in Fischerbarken. Im Jahre 1851 besaß die Monarchie 9746 Handelsschiffe mit 269,427 Tonnen und 34,108 Mann Besatzung. In Triest liefen 1842 nur 7700 Schiffe ein, 1853 dagegen 14,077, unter ihnen 920 österreichische Dampfer und 13,157 österreichische Segelschiffe, dagegen liefen 13,240 Schiffe aus. Welch ein Leben, welch ein Verkehr am Strande und im Hafen! Im Jahre 1852 wurden zur See für 124½ Mill. Fl. Waaren eingeführt und zu Lande für 22½ Mill. Fl.; die Seeausfuhr betrug 60 Mill. Fl. und die Landausfuhr 37⅗ Mill. Fl. Triest ist der Sitz zahlreicher Consuln aller Handelsstaaten, und hat durch seine Banquiers, Mäkler, Assecuranzen, seine Disconto- und Sparkasse, sowie durch seinen Lloyd einen unberechenbaren Einfluß auf den heimischen Handelsverkehr, wobei es aber auch für den Welthandel von Bedeutung ist. Es betragen die Ausgaben und Einnahmen je über 2 Mill. Fl., und die Stadt besitzt an Vermögen mehr als 2 Mill. Fl.

Der schönste Standpunkt, Triest zu überschauen, ist bei dem Wirthshause Monte auf dem höchsten Rande des Karstabfalles, 1100 Fuß über dem Meere, von wo die große Frachtstraße in Windungen hinab nach der Stadt führt. Dieser hellgraue, dürre Rand bleibt ½ Meile von der Stadt entfernt, aber seine



K. K. Marine.

3—500 Fuß hohen letzten Abfälle stürzen jäh ins Meer hinab, indem sie nur für die Stadt eine kleine Ebene übrig ließen. Da diese für die wachsende Stadt aber nicht ausreichte, so sind nicht nur die beiden Bäche überwölbt, es sind nicht nur zwei Stadttheile theilweise ins Meer hinein gebaut, sondern die östliche Vorstadt steigt von Schlucht zu Schlucht die Terrasse empor, und hoch über ihr stehen die Landhäuser der Kaufherren, welche auf Schiffen fruchtbare Erde herbeiholten, um sie auf den dürren Kalkfelsen aufzutragen, so daß herrliche Gärten mit immergrünen Pflanzen und Südfrüchten die Stadt umkränzen. Da sieht man vor sich über der Stadt das Kastell auf dem 273 Fuß hohen Felsen, der einen Theil der Stadt an seinen Abhängen trägt und westwärts bis ins Meer reicht, so daß er eine stumpfe Halbinsel bildet und die Front der Stadt gegen Nordwest richtet. Bald überblickt man die Stadt, aus deren geradlinigen Straßen, eleganten Häuservierecken und Plätzen nirgends eine Thurmspitze emporragt, denn nur einige Kirchen haben niedrige Rotunden. Die Straßen selbst strahlen von Licht, da die hellen Häuser und die weißgrauen Quadersteine des Pflasters es lebhaft zurückwerfen. Am stillen Sommermorgen erscheint das Meer glatt und hell, daß die entfernten Schiffe wie im Aether zu schwimmen scheinen; in der Nähe sieht es grün aus wie ein Alpensee und so rein, daß man bei großer Tiefe noch den Grund mit seinen Muscheln, Krebsen und Fischen sehen kann. Die Flaggen aller Nationen wehen in diesem Hafen, den jährlich über 2000 Schiffe besuchen, und wo an 30 Consuln am Strande ihre Flagge an ihrer Wohnung aufgesteckt haben. Matrosen und Schiffe aller Nationen besuchen Triest: Aegypter und Tunesen, Engländer und Russen, Franzosen, Spanier, Italiener, Deutsche und Türken; triester Schiffe gehen bis China, Peru, Brasilien, Ostindien u. s. w. Welch ein Getümmel am großen Canal! Fässer, Kisten, Ballen sind wie Schanzen aufgeschichtet; Kärrner, Lastträger, Commis, Kaufherren, Rheder, Matrosen, Neugierige drängen sich durch einander, Ankerketten rasseln, Winden knarren, Wagen klappern, dazwischen das langgezogene Ho! der arbeitenden Matrosen, der Commandoruf der Capitaine, und zu diesem Chaos von Tönen die bunte Mannichfaltigkeit der Trachten, die Verschiedenheit der Gesichter und Sprachen, dies Alles giebt ein Rundgemälde aller Zonen im Kleinen. Hier erscheint der Dalmatier mit kurzen, faltenreichen, blauen Hosen, türkischer Jacke und Dolch, dort der istrische Matrose mit dunkelbraunem Kaputrock, rother und blauer Mütze, drüben der Grieche mit blauer und rother Jacke und rother Mütze, daneben der Armenier im langen schwarzen Kaftan, während der ungeschliffene Amerikaner Tabak kauend den Türken betrachtet, und der Albanese trotzig in das Getümmel hineinschaut. Nicht minder lebhaft ist es auf der Börse, obschon hier nur die Orientalen in ihrer Nationaltracht erscheinen, denn an heiteren Tagen wird unter freiem Himmel vor dem Gebäude in allen Landessprachen gesprochen, verhandelt, bestellt und notirt. Auf den Märkten dagegen halten die istrischen Bauern ihre Waaren feil, ihre Bohnen, Mais und Roggen; die Tschitchen fahren auf plumpem Karren, vor dessen Deichsel ein Ochse mit einem Joche auf dem Nacken gespannt ist, Waaren hin und her, denn von allen

Seiten wird Getreide, Schlachtvieh, Wein, Mehl, Heu und Holz für den Verbrauch herbeigeschafft.

Weiter schweift der Blick am hellen Sommerabend über das Meer und seiner malerischen Felsengestade von Duino bis zu Capo d'Istria, und erkennt drüben gegenüber Grado und Aquileja. „Tief zu Füßen liegt Triest, unser Marseille, mit seinen blendendweißen Häusern, von welchen der glühende Abendschein zurückstrahlt wie ein Juwel. Umher auf den Abhängen schimmern unzählige Landhäuser. Die zahlreichen Schiffe erscheinen von dieser Höhe wie Boote, die ferneren wie Punkte auf der Fluth. Wenn die Sonne sich hinabsenkt, so vergoldet sie weit und breit das Meer; darüber wölbt sich der tiefblaue Himmel Italiens, und ein lauer balsamischer Hauch der Luft weht kühlend zum Lande herauf. Neue Beleuchtung und wechselnde Färbung bringt die Dämmerung, bringen die Lampen des Leuchtthurms und die Schiffslaternen."

Den Naturfreund lockt es am Tage aber auch in die Umgegend, wo bei S. Servolo Pfahlaustern gefischt werden, bei Sollina die malerischen Ruinen des Bergschlosses San Servolo und die Grotte des heiligen Servulus das Auge erfreuen, oder nach Duino mit prachtvoller Aussicht auf's Meer, oder zu jenen seltsamen Tropfsteingebilden der Höhle von Corgnale, deren phantastische Gestalten wie Träume einer Märchenwelt in schweigender Höhlennacht das Herz mit geheimnißvollen Schauern erfüllen.



Ruine des Schlosses San Servolo.

8. Der österreichische Lloyd in seiner Thätigkeit

In der Börse zu Triest, welche wir bereits unseren Lesern vorgeführt, ist der Sitz jener mächtigen Schifffahrts- und Handelsgesellschaft, welche unter dem Namen „der österreichische Lloyd" sich in allen Theilen der Welt einen hoch geachteten Namen erworben, durch ihre umfassende großartige Thätigkeit dem Verkehr, dem Großhandel und der Schifffahrt bereits unendliche Dienste geleistet und die Capitalmacht der Industrie Oesterreichs wie in einem Mittelpunkte gesammelt hat. Schon jetzt darf der Lloyd als ein Hauptvermittler für den Waaren- und Personenverkehr zwischen Oesterreich, Deutschland und den Küstenländern des mittelländischen Meeres, sowie dem Oriente gelten, und mit jedem Jahre tritt die europäische Wichtigkeit des Institutes klarer hervor, ein Ehrenzeugniß zugleich für den Fernblick des genialen Mannes, welcher als Begründer des mächtigen Etablissements angesehen werden muß.

„Die Entstehung des österreichischen Lloyd fällt in das Jahr 1833, wo diese Gesellschaft nach dem Muster des englischen Lloyd von den vereinigten Versicherungskammern zu dem Zwecke gegründet wurde, in den vorzüglichsten Handelsplätzen der Welt Agenten zu halten, um durch dieselben die neuesten und wichtigsten commerziellen Nachrichten, Preislisten, Wechsel-Bulletins u. s. w. zu beziehen, die in den Lesesälen des Vereins aufgelegt wurden. Dieser Verein gestaltete sich später als die erste Section des österreichischen Lloyd. Der heutige Durchschnittsbetrag der Seeversicherungen beläuft sich auf **100** Mill. Fl., die über $1\frac{1}{2}$ Mill. Fl. Prämien einbringen.

„In jener Zeit war der Verkehr zwischen Triest und den Häfen des adriatischen und mittelländischen Meeres noch gering, und auf die träge Segelschifffahrt beschränkt. Reisen nach Griechenland, Aegypten und in die Levante gehörten zu den Seltenheiten, und waren mit vielen Schwierigkeiten, Gefahren und Zeitverlust verbunden. Selbst mit Venedig wurde die Verbindung nur mittelst zweier kleiner Dampfer einer englischen Gesellschaft unterhalten, und wahrscheinlich wäre die ganze Dampfschifffahrt im adriatischen Meere in fremde Hände gefallen, wenn nicht Baron von Bruck's Scharfblick und Unternehmungsgeist die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Gründung einer österreichischen Dampfschifffahrt erkannt hätte. Mit der ihm eigenen Energie und unter dem Beistande anderer intelligenten, einflußreichen und patriotischen Männer, worunter wir besonders den Herrn Reyer nennen, der durch mehrere Jahre dem Institut als Präsident vorstand, betrieb jener schöpferische Geist die Gründung und den Fortbau eines Unternehmens, dem sich, wie allem Großartigen, Hindernisse und

Vorurtheile aller Art entgegenstellten. Sie wurden überwunden, da in dem Baron Rothschild für das Institut eine bedeutende und einflußreiche Finanzkraft gewonnen wurde, und so trat im Jahre 1836 die Dampfschifffahrtsgesellschaft als zweite Section des österreichischen Lloyd ins Leben.

Endlich wurde im Jahre 1849 noch eine dritte Section des Lloyd errichtet, die den Namen „literarisch-artistische Abtheilung" erhielt, und welche den Lesesälen, der Buchdruckerei, der Herausgabe der Tagesblätter und der Kunstanstalt vorsteht.

Alle drei Abtheilungen der Anstalt werden in ihren gemeinschaftlichen Angelegenheiten durch die Central-Delegation des österreichischen Lloyd vertreten, zu welcher der Vorstand jeder einzelnen Abtheilung zwei Mitglieder delegirt.

Diese Central-Delegation vertritt, wie gesagt, die Gesellschaft in ihren gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Sie hat auch über die Zulassung neuer Abtheilungen zu entscheiden. Ihre Entscheidungen werden nach Stimmenmehrheit gefaßt, und bei Stimmengleichheit entscheidet der Vorsitzende, in welchem Amte die Abgeordneten von Sitzung zu Sitzung wechseln.

Die erste Abtheilung wird nach den neuesten Statuten der Gesellschaft von den vereinigten Versicherungskammern gebildet; sie hat den Zweck, die Versicherungsprämien zu bestimmen, ferner einen Mittelpunkt für die Nachrichten zu bilden, welche die Kammern interessiren, und in Fällen von Seegefahren oder Verlusten die Hülfsleistungen und die Rettung zu leiten. Die Versicherungskammern werden in dieser Abtheilung durch eine Commission vertreten, welche aus fünf Mitgliedern besteht, die jährlich nach Stimmenmehrheit gewählt werden.

Die zweite Abtheilung des österreichischen Lloyd wird von der Dampfschifffahrts-Gesellschaft gebildet. Der Zweck derselben war, eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen den in- und ausländischen Häfen im adriatischen, mittelländischen und schwarzen Meere einzuführen und dieselbe allmählich auszubilden und zu erweitern. Wir werden in der Folge sehen, wie weit die Gesellschaft ihrer Aufgabe nachgekommen ist. Die definitive Constituirung derselben erfolgte im August 1836. Damals reiste der k. k. Oberlieutenant F. A. Reyer, mit Empfehlungen des Fürsten Metternich an die k. k. Gesandtschaften und Consulate ausgestattet, nach der Levante ab, um in den Häfen, welche von den Dampfbooten der Gesellschaft berührt werden sollten, sich nach den Verhältnissen zu erkundigen, die Gesellschaft mit den dortigen Regierungen in Berührung zu bringen, die geeigneten Individuen zu Agenten vorzuschlagen u. s. w. Das Stammcapital der Unternehmung wurde durch Ausgabe von Actien herbeigeschafft, und bestand im Jahre 1836 aus 1 Mill. Fl. Die Statuten der Gesellschaft ermächtigten im ersten Jahre zur Anschaffung von sechs Dampfbooten; demgemäß wurden unverzüglich zwei Dampfschiffe in London bestellt, während der Bau vier anderer, deren Maschinen in England construirt waren, in Triest begonnen ward. Der erste Dampfer, der in London vollendet wurde, erhielt den Namen Erzherzog Ludwig und die Nummer 1. Er lief am 12. April 1837 in den Hafen von Triest ein, und unternahm

bereits am 16. Mai desselben Jahres unter dem Commando des Capitains Triscoli seine erste Reise nach Constantinopel mit 53 Passagieren und voller Ladung; er berührte die Häfen von Ancona, Corfu, Patras, Pyräus, Syra und Smyrna. Die Reise glich einer wahren Triumphfahrt, und überall wurde der erste Dampfer unter österreichischer Flagge von den Behörden und von Seiten der Bevölkerung mit den Kundgebungen der lebhaftesten Freude empfangen. Am 30. Mai schon warf der „Erzherzog-Ludwig" im Hafen von Constantinopel die Anker.

Die erste General-Versammlung im Jahre 1837 ermächtigte den Verwaltungsrath zur Ausgabe von 500 neuen Actien und zum Baue von so vielen Dampfschiffen, als erforderlich sein dürften. Hierdurch wurde der Verwaltungsrath in den Stand gesetzt, das Privilegium sammt beiden Schiffen von der englischen Venedig-Triester Dampfschifffahrtsgesellschaft käuflich an sich zu bringen und den Bau neuer Dampfer zu veranlassen.

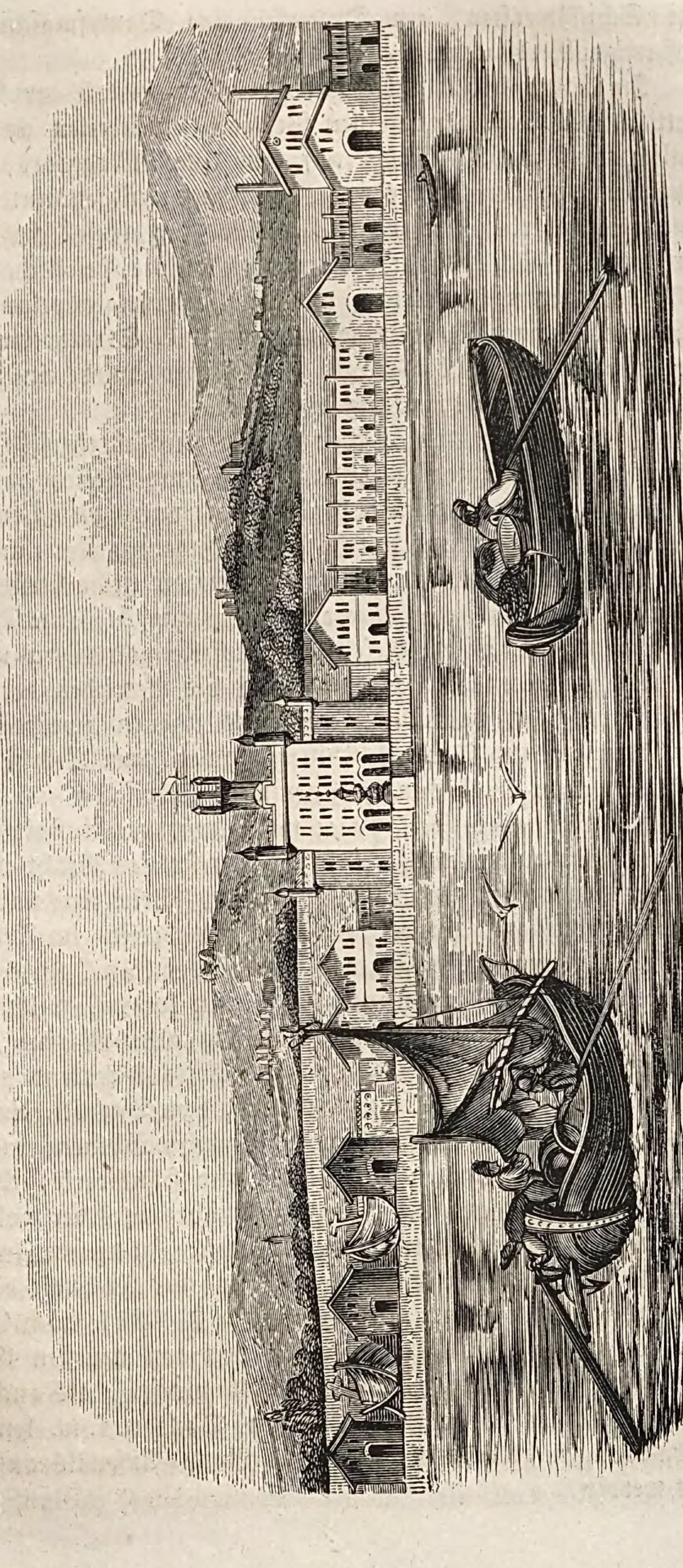
Es wird uns am leichtesten sein, unseren Lesern durch Ziffern den raschen und ungeheuren Aufschwung anschaulich zu machen, den die Unternehmung seit dem ersten Jahre bis heute genommen hat. Das Stammcapital war bis zum Jahre 1853 auf 8 Mill. Gulden angewachsen, die Zahl der Schiffe von 7 auf 47, die der Reisen von 87 auf 1465, die der Reisenden von 7 auf 331,688, die Einnahmen von 193,660 auf 3,624,156 Gulden, der Ueberschuß von Null auf 13,000 Gulden.

Es wurden allmählich in den Kreis der Geschäftsbeziehungen gezogen: die Haupthäfen der istrischen, kroatischen, dalmatischen und albanischen Küste, der jonischen Inseln, Griechenlands, der italienischen Küste — Messina, Malta — dann Alexandrien, Jaffa, Caifa, Beyrut, die Insel Cypern, Alessandretta, Shersina, Rhodus, Smyrna, Constantinopel — die Haupthäfen des schwarzen Meeres — der Po-Fluß, der Lago-Maggiore, so daß der Versandt der Waaren von der schweizer Grenze bis in die entferntesten Häfen des Orients durch die Dampfschiffe der Anstalt vermittelt werden kann. Seit dem Jahre 1853 ist die Zahl der Dampfer noch um 13 vermehrt worden. Von den 60 Dampfschiffen, welche gegenwärtig die Flotte der Anstalt bilden, sind 11 Schraubenschiffe, 25 Clipper, 23 ganz von Eisen. 48 derselben sind für die Meerschifffahrt und 12 für die Flußschifffahrt bestimmt. Außerdem werden bei der Poschifffahrt 31 eigene und 44 gemiethete Schleppkähne verwendet.

Im Jahre 1851 schloß nämlich die Anstalt mit der kaiserl. Regierung einen Vertrag ab, kraft welches sie die Po-Dampfschifffahrt übernahm. Die Regierung besorgt durch das k. k. Flottillencorps die vollständige Bemannung der Schiffe, mit Ausnahme der Maschinisten und Agenten, welche der Lloyd ernennt. Für diese Bemannung vergütet die Anstalt eine festgesetzte Summe, wogegen ihr alle Einnahmen ungeschmälert zufallen. Die Schiffe werden als k. k. Kriegs- und Paketschiffe behandelt, und genießen als solche alle möglichen Erleichterungen und Befreiungen in polizeilicher, sanitätsamtlicher und finanzieller Hinsicht. Im Falle die Schiffe zu Kriegszwecken verwendet werden sollten, ver-

zinset die Regierung das gesammte Capital mit 5%, und vergütet die Werthverminderung bei der Rückgabe. Die Lloyddampfschiffe sind mit Postflaggen und die Mannschaft mit eigener Uniform versehen; ihr Dienst geschieht mit Pünktlichkeit und Ordnung, und im Sommer fährt gewöhnlich ein Musikcorps nach Alexandrien mit.

Die zweite Abtheilung zählt in Triest und den auswärtigen Häfen 2100 Beamte, nahm von 1836—50 über 16½ Mill. Gulden ein, und beschäftigt in dem Arsenal über 1150 Menschen, welche nicht nur Anker, Ketten, Taue, Segeltuch und alles zum Schiffbau Gehörige verfertigen, sondern auch Möbeln und Geräthschaften. Deshalb hat der Lloyd seine eigenen Werkstätten, und ließ aus Deutschland und England erfahrene Werkmeister kommen. Das Arsenal liegt in der Bucht von Servolo, und umfaßt



Arsenal und Maschinenwerkstätte des österreichischen Lloyd.

zwei Schiffswerften, ein Drydock, eine Dampfmaschinenfabrik und andere großartige Werkstätten.

Im Jahre 1853 schloß der Verwaltungsrath der Anstalt mit dem k. k. Flottillen-Obercommando einen Vertrag, einstweilen auf sechs Jahre ab, hinsichtlich der Dampfschifffahrt auf dem Lago-Maggiore, und begann am 16. September desselben Jahres den Betrieb auf dem genannten See. In Folge jenes Vertrages überließ die k. k. Flottille der Gesellschaft zwei eiserne Dampfer und ein Schleppboot. Ferner schloß die Gesellschaft, nachdem im Jahre 1851 der frühere Postvertrag mit der Regierung abgelaufen war, in demselben Jahre einen neuen Postvertrag mit der k. k. Staatsverwaltung auf 13 Jahre, also bis zum Jahre 1864 ab. — Ebenso wurde ein neuer Vertrag mit der k. griechischen Postverwaltung abgeschlossen.

Auch mit der französischen Dampfschifffahrtsgesellschaft der Messageries nationales vereinbarte sich die Anstalt in einer Weise, daß den Interessen beider Theile entsprochen ward. Der Lloyd wurde durch diese Verbindung in den Stand gesetzt, Versendungen aus den Häfen im schwarzen Meere und aus dem adriatischen Golfe, die von den französischen Dampfern nicht berührt werden, nach allen Häfen im mittelländischen Meere aufzunehmen, die seine Dampfer nicht besuchen, während die französische Gesellschaft dasselbe von diesen nach jenen Häfen thut.

Die rasche und stete Entwickelung des Betriebes der Anstalt machte schon seit längerer Zeit das Bedürfniß eines eigenen zweckmäßigen Arsenals nebst Schiffswerften und Drydock fühlbar, sowohl zum Behufe des Baues neuer, als der bedeutenden Ausbesserungen der alten Schiffe.

Nachdem die kaiserl. Staatsverwaltung der Anstalt mittelst einer speciellen Uebereinkunft zu diesem Zwecke in der reizenden Bucht von Muggia bei Triest eine bedeutende Uferstrecke überlassen hatte, schritt jene unverzüglich zu den Vorarbeiten behufs des Baues derselben, die bereits im Frühjahre 1853 so weit vorgeschritten waren, daß am 30. Mai desselben Jahres die Grundsteinlegung des neuen Arsenales vorgenommen werden konnte, welchen feierlichen Act Erzherzog Ferdinand Maximilian im Beisein aller Marine-, Militär- und Civil-Autoritäten vollzog. Das Arsenal, bereits bedeutend vorgeschritten, ist bestimmt, nebst dem Verwaltungsgebäude, dem Drydock, einer gedeckten und mehreren anderen Schiffswerften zwei Dampfmaschinenfabriken, alle zum Bau der Dampfschiffe nöthigen Werkstätten und Handwerke, Magazine und Niederlagen u. s. w. zu enthalten, und verspricht eines der vollständigsten und besteingerichteten Arsenale Europa's zu werden. Zu diesem Zwecke war der verdiente Ober-Ingenieur der Anstalt, Jones, und der Architekt derselben, Hansen, bei Gelegenheit der Londoner Ausstellung im J. 1851 nach England geschickt worden, sowol um Einsicht zu nehmen von den neuesten Erfindungen und Verbesserungen im Maschinen- und Schiffsbauwesen, als auch um die Einrichtung der vorzüglichsten Werkstätten, Werften, Docks u. s. w. kennen zu lernen, welche Beobachtungen auch beim Baue des Lloyd-Arsenals auf's Zweckmäßigste benutzt werden.

Nicht als eitles Wort hat die Gesellschaft das Motto „Vorwärts" zu ihrem Wahlspruch erwählt, und jedes neue Jahr sieht neue Früchte ihres Unternehmungsgeistes, ihrer Ausdauer, ihrer unermüdlichen Thätigkeit reifen. Keine andere europäische Gesellschaft verfügt über eine so zahlreiche Dampfflotte und kann sich einer wohlorganisirtern und zweckmäßigern Einrichtung rühmen.

Die Dauer der Dampfschifffahrtsgesellschaft ist durch Beschluß der Generalversammlung vom 15. December 1851 und in Folge allerhöchster Genehmigung bis Ende 1879 festgesetzt. Im Jahre 1874 wird die Gesellschaft über ihre Fortdauer bis Ende 1884 entscheiden und sofort von 5 zu 5 Jahren im Voraus.

Die Leitung der Angelegenheiten der Gesellschaft ist einem Verwaltungsrathe übertragen, welcher aus fünf Directoren besteht, deren Amtsdauer auf fünf Jahre festgesetzt ist. Doch ist jeder Director nach Verlauf seiner Amtsführung sogleich wieder wählbar. — Alle Jahre im Monate Mai wird eine Generalversammlung der Actionäre abgehalten, um die Mittheilung der Geschäftslage entgegenzunehmen, über alle und jede Verhältnisse zum Besten der Gesellschaft zu berathen und die Wahlen der Verwaltungsmitglieder durch Stimmzettel vorzunehmen.

Die regelmäßige Ausführung der Beschlüsse des Verwaltungsrathes wird durch den Secretär, welcher die Kanzleiarbeiten und den technischen Theil der Verwaltung zu überwachen hat, besorgt. Die Kanzleigeschäfte werden durch 48, die Speditionsgeschäfte durch 31 Individuen ausgeführt. Der Seedienst nimmt 50 Capitaine, 34 Ober- und 30 Unterlieutenants, 23 Piloten, 107 Maschinisten, im Ganzen 1364 Individuen in Anspruch. Im Arsenal und auf der Schiffswerfte sind 1163 Personen beschäftigt. Zählt man den Arzt, den Wundarzt der Anstalt und einige andere Angestellte dazu, so ergiebt sich, daß die 2. Section des Lloyd allein 2638 Personen ihren Unterhalt giebt!

Die Zuverlässigkeit, Tüchtigkeit, Ehrenhaftigkeit und Gefälligkeit der Lloyd-Officiere ist allgemein bekannt. Seit dem achtzehnjährigen Bestehen der Anstalt hat dieselbe noch kein einziges bedeutenderes Seeunglück zu beklagen, wobei das Leben oder Eigenthum der Passagiere zu Schaden gekommen wäre; überhaupt kann dieses Institut in jeder Hinsicht als eine Musteranstalt angesehen werden, und ist auch als solche vom Auslande — obwol mit eifersüchtigem Auge seine herrliche Entwickelung und Ausdehnung betrachtet wird — anerkannt worden.

Die dritte Section des österreichischen Lloyd ist die literarisch-artistische.

Der Zweck dieser Abtheilung ist, alle jene Nachrichten und Kenntnisse zu sammeln und zu verbreiten, welche den Handel, die Schifffahrt, den Gewerbfleiß und die Künste zu fördern geeignet sind, so wie ferner literarische und artistische Werke hervorzubringen und deren Absatz zu vermitteln. Zu dieser Abtheilung gehören: die Druckerei, die periodischen Blätter, die artistische Anstalt für Stahl- und Holzstich nebst dem photographischen Atelier, und die vier großen Lesesäle mit über 1800 Mitgliedern im Tergestum oder der neuen Börse, wo mehr als 200 Journale aus allen Weltgegenden ausgelegt sind und nur meist italienisch gesprochen wird. Zugleich theilt man hier alle Handels- und Schifffahrts-

nachrichten des Lloyd mit. Der Vorstand dieser Abtheilung ist aus vier Directoren gebildet, denen zur Ausführung der Geschäfte ein Secretär beigegeben ist.

Das Kanzlei- und Redactions-Personal besteht aus 24 Personen. Die Druckerei mit ihren 5 Schnellpressen, 1 hydraulischen Presse und 8 Kupferdruckerpressen beschäftigt 127, die artistische Anstalt 43 Individuen.

Die periodischen Blätter, die von dieser Abtheilung herausgegeben werden, sind folgende: L'Osservatore Triestino (der Triester Beobachter), ein in Italien, Istrien, Dalmatien, Griechenland und der ganzen Levante sehr verbreitetes politisch-commerzielles und zugleich offizielles Blatt für das ganze Küstenland. Il Diavoletto (das Teufelchen), ein politisch-, humoristisch-, belletristisch-belehrendes Tagsblatt, hauptsächlich in Triest verbreitet. Die Triester Zeitung, ein politisch-commerzielles Blatt, welches sich, gleich der von derselben Redaction veröffentlichten Marine-Zeitschrift, durch gediegene Haltung auszeichnet, wird ebenfalls von dieser Abtheilung gedruckt; sie ist Eigenthum der II. und III. Abtheilung des Lloyd und der Handelskammer. Ferner werden von der III. Abtheilung herausgegeben das vielverbreitete illustrirte Familienbuch, ein literarisches, periodisches Werk mit artistischen Beigaben, welches in Monatsheften in deutscher und italienischer Sprache erscheint. Außerdem sind in der Anstalt noch mehrere andere illustrirte Werke, als: „Die Kunstschätze Wiens", — „Die Donau", von ihrem Ursprunge bis Pesth, von J. G. Kohl, — „Venedig", ein Reisehandbuch für die Besucher der Lagunenstadt mit 12 Ansichten, — „der Dom zu St. Stephan", beschrieben von A. R. v. Perger u. a. m. erschienen.

In den wichtigsten Städten der Welt unterhält der österreichische Lloyd gegen 240 Agenten, welche die Interessen der Gesellschaft zu vertreten und zu fördern berufen sind. — In China wie in Australien und Amerika findet der Reisende oder Ansässige Organe der Anstalt, durch welche er ihre Dienste in Anspruch nehmen oder überhaupt mit ihr in Verbindung treten kann. Ungefähr 3000 Personen stehen in dem Dienste der Anstalt, und verdanken ihr eine nützliche Beschäftigung und ihren Lebensunterhalt.

Dies das Ergebniß einer zwanzigjährigen Wirksamkeit und der schlagende Beweis der umsichtigen Leitung des großartigen Instituts, dessen Blüthe und rüstiges Auf- und Vorwärtsstreben jeden wackern Freund des Vaterlandes mit Freude erfüllt, und dessen Bedeutsamkeit für den Weltverkehr nach Vollendung der großen Verkehrsstraße, welche Triest mit Hamburg, Bremen, Ostende und Antwerpen verbindet, erst begriffen werden wird, wenn der ostindische Waaren- und Personenverkehr über das rothe Meer und Triest seinen Weg nach Norddeutschland und Westeuropa genommen haben wird. Mit Rücksicht auf diese Wichtigkeit schießt aber auch die Staatsregierung 10 Jahre hindurch jährlich 1 Mill. Gulden Subsidien zu. (Nach handschriftlichen Mittheilungen.)



Oberitalische Trachten.

VII.

Bilder aus der Lombardie und Venedig.

1. Land und Leute.

Schon mit dem Austritt aus dem herrlichen Alpenlande Tyrol warfen wir einen verlangenden Blick auf die lombardische, reich gesegnete Ebene mit ihren Seen und ihren Naturreizen. Bald begleitete unsere Sehnsucht die leichten Wolkenzüge, die am blauen Himmelsrande in der Richtung der Adria verschwanden; bald übermannte uns die Erinnerung an all' die vergangene Pracht und Herrlichkeit, die über diese historisch-reichen Gauen dahingegangen. Wir gedachten der großen Völkerkämpfe, welche in diesen paradiesischen Gefilden ausgefochten wurden, und vor unserm Auge erschienen die Heldengestalten Karthago's, Roms, der Hohenstaufen und endlich des letzten Cäsar, dessen Eisenhand unser Jahrhundert fühlte. Die weltgebietende Größe des Römerreichs, vernichtet durch die Züge wandernder, weltstürmender Völkerschaften, die Macht und der Reichthum, welche in wechselvollen Zeiten die italischen Städte hob und stürzte, zeigt sich in dem wunderherrlichen Lande, welches wir betreten, dort in den Ruinen der Römerzeit, hier in den Baudenkmälern, welche das kunstliebende Mittelalter schuf, um Zeugniß den nachfolgenden Geschlechtern abzulegen von der hohen Cultur und Kunststufe eines durch Heldenthum und Bildung ausgezeichneten Zeitalters.

Dieses reichgesegnete Land, ein Königreich, für dessen Gewinnung zu verschiedener Zeit barbarische Heerführer, deutsche Imperatoren, vaterländische Krieger, spanische und fränkische Heere stritten, umfaßt einen Flächenraum von

etwas über 830 □Meilen mit 5 Mill. Einwohnern. Im Süden begrenzt es der Po, im Osten das adriatische Meer, im Norden gehört zu ihm der Südabhang der Alpen, und im Westen scheidet es der Ticino vom Königreich Sardinien. Da die Alpen meist steil nach der Ebene abfallen, welche etwa 400 □Meilen groß ist, so kann man in dem lombardisch-venetianischen Königreiche zwei scharf geschiedene Theile unterscheiden, die Poebene und das Alpenland mit seinen prachtvollen Seen, die wir beide weiter unten genauer werden kennen lernen.

Die fruchtbare Poebene ist ein uraltes Culturland, denn schon vor der Römerherrschaft wohnten in den Alpen und der Ebene keltische Stämme, deren Handelsverbindungen bis an die Ostsee und das schwarze Meer reichten. Der Sage nach holten ja die Griechen den kostbaren Bernstein, den sie mit Gold aufwogen, an der Pomündung, und es wanderte das kenntnißreiche Volk der Etrusker aus den Südalpen nach dem heutigen Toscana ein. Später eroberten die Römer das Poland, welches sie das cisalpinische Gallien nannten, weil die Bewohner gallischen oder keltischen Stammes waren, wie im damaligen Gallien oder heutigen Frankreich. Sie bedeckten es mit Colonien, Festungen, Städten, Bauwerken und Heerstraßen, führten römische Sprache und römisches Recht ein, bis es in den Völkerwanderungen von Ostgothen, dann von Longobarden besetzt wurde, von denen die Poebene ihren heute noch geltenden Namen erhielt.

Nachdem Karl der Große die Lombardie erobert und einem seiner Söhne als italisches Kaiserreich hinterlassen hatte, zerrütteten unter seinen Nachfolgern die ungetreuen Vasallen des Feudalwesens das Land, bis es 862 der deutsche König Otto I. zu einem deutschen Reichslande machte. Seit dieser Zeit haben die deutschen Kaiser blutige Kämpfe mit dem lombardischen Adel und den lombardischen Städten führen und durch ihr Einschreiten zu verschiedenen Malen die Uebergriffe und Gewaltthätigkeiten, durch welche die kleineren Städte von den größeren unterjocht wurden, abwehren müssen. So entstanden schon unter den Hohenstaufen und während der Zerrüttung in Deutschland verschiedene Republiken in der Lombardie, welche einander befehdeten und einige Jahrhunderte lang das gesegnete Land mit Bürgerkrieg erfüllten. Benachbarte Staaten, besonders Frankreich, mischten sich ein, so daß die deutschen Kaiser und die französischen Könige seit Max I. und Karl V. bis auf die neueste Zeit wiederholt um den Besitz des Polandes kämpften, wobei ein Georg von Frundsberg, ein Eugen u. A. ihre Lorbern gewannen. Schon lange waren die Republiken, außer Venedig, zu Monarchien geworden, da sich die Führer der Söldlinge der obersten Gewalt bemächtigt hatten. Nur vorübergehenden Bestand hatten die kleinen italienischen Republiken, welche Frankreich in den Revolutionskriegen bildete. Im Wiener Congreß wurden Oesterreich als wohlverdiente Entschädigung alle Po- und Alpenländer, deren es zu seiner eigenen Sicherheit bedarf, zugesprochen. Seitdem hob sich Wohlstand, Bildung und öffentliche Sicherheit mit jedem Jahre; Straßen und Schulen wurden angelegt, Handel und Verkehr gefördert, Gesetz und Recht geschützt, Kunst und Wissenschaft gepflegt.

Von Italien sind Kunst und Wissenschaft des christlichen Zeitalters aus-

gegangen; dort entwickelte sich nach dem Muster der altrömischen Gerichtshallen (Basiliken) der romanische Kirchenbaustyl, später aber auch der entartete Renaissancestyl; dort entstand und bildete sich in den verschiedenen Malerschulen die christliche Malerkunst aus, und es ist wiederum Italien, wo die erste Nationalliteratur durch unerreichte Meisterwerke eines Dante, Petrarca u. A. begründet ward, wo die ersten Universitäten erstanden und sich das Studium der Alten ausbildete. In unseren Tagen lebt dort noch hoher Sinn für Wissenschaft; italienische Musik und Gesang haben fortwährend große Geltung, und an Bildhauerwerken wie an kunstvollen Bauten hat Norditalien zahlreiche Meisterwerke aufzuzeigen.

Die Bewohner des Königreichs sind Italiener; nur am adriatischen Meere findet man Friauler, im Venetianischen Griechen, Armenier und Juden, und im Vicentinischen vier, im Veronesischen zwei deutsche Gemeinden. Der Norditaliener hat zwar das schwarze Haar, die schwarzen brennenden Augen, die gebräunte Gesichtsfarbe, die schlanke Gestalt und die edle Gesichtsbildung mit seinen Stammgenossen gemein, unterscheidet sich aber von diesen durch höhere Bildung, Sittlichkeit und Thätigkeit. Die vornehmeren Stände kleiden sich nach französischen Moden, und nur in den unteren und mittleren Ständen sieht man jene malerischen Trachten, welche die Jünger der edlen Malerkunst zu bekannten Erscheinungen machen: den breitkrämpigen Strohhut, die buntgestreiften Kleider, am meisten aber die dunkelgrüne Manchesterjacke.

Die Leute aus dem Volke lieben grellbunte Farben, und halten viel auf das buntgemusterte Halstuch und einen schmucken Hut. Eben so fein muß dieser auch bei dem vornehmen Italiener beschaffen sein, wenn auch der Landmann mit einem verschossenen, durchlöcherten Strohhut fürlieb nimmt. Der schwarze Bart, die schwarzen Augenbrauen und die blitzenden Augen verleihen dem Gesicht des Italieners Ausdruck und Geist. Die Mailänderinnen sind von schlankem Wuchs, mittelgroß und brünett. Mit viel Geschmack wissen sie ihr reiches Haar durch Nadelpfeile am Hinterkopfe zu ordnen, während die Bürgerfrauen am Hinterkopf mit silbernen oder goldenen Nadeln einen schwarzen Spitzenschleier befestigen, welcher in malerischen Falten bis auf die Hüften herabfällt. Die Damen der höhern Gesellschaft dagegen ziehen einen französischen Modehut dieser kleidsamen Kopfverhüllung vor. Die Männertrachten sind sehr verschieden, doch liebt man auch hier bunte Farben und bequemen Schnitt. Der Mantel dient zugleich als Bettdecke, und wer keinen Mantel besitzt, benutzt seine Jacke auf gleiche Weise. Die Bewohner der Küsten, die venetianischen Schiffer, sind stämmige, wetterfeste Leute, schlanken Wuchses und von großer Geschicklichkeit, die als Gondelführer großen Ruf erlangt haben, denn sie wissen mit solch erstaunenswerther Gewandtheit ihr Fahrzeug zu lenken, daß sie auch im dichtesten Gedränge von Gondeln nie anstoßen. Auch als Sänger der Stanzen aus Tasso's „befreitem Jerusalem“ hatten sie sich europäischen Ruf erworben; indessen hat ihr Gesang erst dann die tief ergreifende Wirkung, wenn man ihn in einer gewissen Entfernung als halb verhallenden Nachklang hört. — Ganz abweichend von den üblichen Volkstrachten Norditaliens ist die Kleidung der Veltliner. Dort tra-

gen die Männer kurze Hosen, Strümpfe und Schuhe, dazu einen Frack mit kurzen, breiten Schößen von unschönem Schnitt; dazu kommt, daß sich der Veltliner, gleich vielen seiner Nachbarn, einfarbig kleidet; dem gemäß erscheint er in braunem Frack, brauner Weste und braunen Hosen, grauweißen Strümpfen und Schnallenschuhen, grobem Hemd und mit offener Brust, liebt einen Hut mit breiter Krempe und mit hohem Kopf, und trägt blaue oder rothe einfarbige Kleidung. Als unentbehrlichen Begleiter führt er einen großen Regenschirm von fahlgelber oder röthlicher Wachsleinwand, lose zusammengeschlagen, unter dem Arme. Sorglich ausgerüstet erscheint der Veltliner, wenn er, eine lange Cigarre dampfend, im braunen, blauen oder rothen Frack auf dem Bauche liegend unter dem ausgespannten Schirm, der ihn gegen die Sonne schützen muß, auf dem Mistkarren hinaus auf's Feld fährt. Was uns aber absonderlich vorkommt, gefällt den Schönen des Veltlins, die den Hut entbehren, dagegen mit Hülfe silberner Nadeln die Haarflechten derart zusammenschlingen, daß sie einen Stern bilden, dessen Mitte ein silberner Pfeil durchbohrt.

Jedes Alpenthal und jede Landschaft hat eigenthümliche Trachten, die mehr oder minder zu dem lebhaften Wesen des Italieners passen. Jacke oder Frack, gelber Strohhut oder rothe Sackmütze und weite Beinkleider bilden die Haupttheile der Bekleidung. Eben so unterscheidet sich die italienische Bauart von der des deutschen Alpenbewohners, denn fast alle Häuser sind von Stein und mehrstöckig, haben ein plattes Dach, grüne Jalousien und geradlinige Fenstereinfassung. Im Innern sind sie weniger bequem eingerichtet. Die Estrichfußböden des italienischen Wohnhauses kälten, ihm fehlt unser gemüthlicher Stubenofen, und es wird dieser durch ein das Zimmer nie gleichmäßig durchwärmendes Kamin ersetzt, weshalb man sehr oft im schönen Italien die Damen im kalten Zimmer in Pelze eingehüllt sieht. Die Fenster und das Dach werden zum Trocknen der Wäsche benutzt, die in mehreren Reihen übereinander auf über die Straße hinweg gespannten Stricken hängt, was eben keinen schönen Anblick gewährt. Staunt der Fremde mit Recht über die Menge von Palästen, deren Italien mehr aufzuweisen hat, als jedes andere Land, so ist er nicht minder über die ihm überall entgegentretenden obdachlosen Bettler betroffen, die dort unter einer Säulenhalle, hier unter dem Schutze einer Treppe die Nächte hinbringen.

Der Italiener ist sehr munter und lebhaft, gesticulirt beim Sprechen gewaltig, singt gern, und liebt bei allen Lustbarkeiten Lärm; ja bei dem gewöhnlichsten Geschäft macht der Mann aus dem Volke so viel Geschrei, daß man meint, er zanke sich mit seinem Geschäftsfreunde. Ehe man mit dem Vetturino (Lohnfuhrmann) über den Fahrpreis, mit dem Wirthe über den Preis der Speisen einig wird, erhebt sich nicht selten ein Lärm im Hause, als ob ein Unglück vorgefallen sei, da sich Andere als Vermittler und Schiedsrichter einzumischen pflegen, wodurch der Lärm natürlich vergrößert wird. — Zwar ist der Lombarde kein Freund schwerer und anstrengender Arbeiten, dafür ist er aber um so geschickter in allerlei leichteren Arbeiten und ein geborener Handelsmann. Seine Mäßigkeit im Essen und Trinken verdient Lob, denn er lebt meist von Pflanzenkost und Wasser, be=

sonders Eiswasser, und trinkt den Wein nur mit Wasser vermischt. Sein Frühstück bildet die Polenta, ein Brei aus Maismehl, mit frischer Butter benetzt und zu Teig geknetet; sein Lieblingsgericht sind Maccaroni, d. h. Nudeln aus Weizenmehl, die nur in Wasser gekocht sind.

So geräuschvoll sich der Italiener im gewöhnlichen Verkehr zeigt, so lärmend und voll übersprudelnder Lust sind auch seine Volksfeste, unter denen der Carneval obenan steht. Selbst der Vornehmere besucht das Theater und die Oper nicht allein, um dort Schauspieler zu sehen und Sänger zu hören, sondern um dort zu plaudern, so wie er dies in den Kaffeehäusern thut, in denen daher viel Geräusch und Lärm herrscht, wie bei uns zur Meßzeit oder beim Jahrmarkt. Während Deutsche und Franzosen bei einer Tasse Kaffee Zeitungen lesen oder sich weniger laut unterhalten, hallt es unter den Zelten der italienischen Kaffeehäuser bis tief in die Nacht hinein von lautem Gespräch, Lachen und Scherzen; dazwischen summen Guitarren und tönen kunstvolle Gesänge, Triller und Läufer. Plötzlich erhebt sich die ganze Gesellschaft, denn es kommt eine der Schönheiten der Stadt in eleganter Equipage daher, und alle Blicke sind dorthin gerichtet. Die vornehme Italienerin liebt es, allabendlich den Corso langsam auf und ab zu fahren, um ihre Toilette zu zeigen; denn gesprochen wird selten, ausgestiegen nie. Jede Stadt hat ihren Corso, d. h. ihre breiten Straßen mit balconreichen, palastartigen Häusern. So treibt es die elegante Gesellschaft. Das niedere Volk dagegen vergnügt sich lieber am Puppentheater, welches in keiner Stadt fehlen darf, oder am Klettern auf Bäume, die mit Früchten und Eßwaaren behangen sind, am Scheibenwerfen, am Ringelrennen und Wettrennen, oder es schlagen zwei an der Kleidung unterscheidbare Parteien einander den Ball zu, wobei es darauf ankommt, daß der Ball die Erde nicht berührt, sondern in der Luft fliegend vom Gegenschlag getroffen und zurückgeschleudert wird. In Venedig ist das Wettfahren mit Gondeln (Regatta) ein beliebtes und berühmt gewordenes Volksfest, an welchem die ganze Bevölkerung den lebhaftesten Antheil nimmt. Ueberall beliebt ist außerdem das geräuschvolle Moraspiel. Zwei stehen nämlich einander gegenüber, strecken plötzlich eine Anzahl Finger der rechten Hand aus und sprechen dazu eine Zahl von 2—10. Diese Zahl muß aber stets um eins mehr sein als die Zahl der ausgestreckten Finger, und der Spieler hat gewonnen, dessen ausgerufene Zahl der Summe von seinen und des Gegners ausgestreckten Fingern gleichkommt. So einfach diese Unterhaltung ist, so wird sie doch leidenschaftlich und mit solcher Lebhaftigkeit gespielt, daß man die Zahlen straßenweit ausschreien hört.

Das großartigste Volksfest Italiens bleibt aber der Carneval mit seinen lauten Freuden, zu denen sich Vornehme und Geringe sammeln, ja an denen sogar Geistliche Theil nehmen dürfen. Die Carnevalstage dauern vom h. Dreikönigstag bis zur Aschermittwoch, mit welcher die Fasten beginnen; jene werden meist auf dem Corso gefeiert, auf welchem auch die Pferderennen stattfinden. Schon lange vorher beginnen die Vorbereitungen; nicht nur werden Balcone und Straßenpflaster in Stand gesetzt, sondern Jeder erschöpft auch seine Er-

findungsgabe, um sich eine auffallende Maske zu verschaffen, denn beim Carneval erscheint Alles maskirt, da hören alle Standesunterschiede auf, da ist jeder Scherz erlaubt und Heiterkeit die allgemeine Losung. Die Pferde, welche als Läufer um den Preis kämpfen sollen, werden wiederholt auf den Corso geführt, gerichtet und geübt, die langen silbergestickten Fahnen, der Preis für den Sieg im Wettlauf, zurechtgemacht, Gerüste für Zuschauer errichtet, die Theater festlich aufgeputzt, Balcone und Fenster mit Teppichen behängt, die Bürgersteige vor den Häusern mit Stühlen besetzt, Blumen, Bonbons und Gypskügelchen (confetti) in ausreichendem Vorrath angeschafft, Guirlanden an den Häusern entlang gezogen und Dachränder so wie Hausgiebel mit langen bunten Flaggen geschmückt, die fast bis zur Erde reichen.

Endlich ist der Festtag gekommen. Die Fenster und Balcons sind mit Damen besetzt, und es hat sich ein unendliches Menschengetümmel über die Straßen ergossen, welches besonders lebhaft an den Häusern auf und ab fluthet, während mitten im Fahrweg sich langsam die Wagen mit den reich geschmückten Pferden dahin bewegen. Nun bricht der Jubel, der tausendstimmige Lärm los! „Blumen, Blumen!" ruft es von allen Seiten; „Confetti, Gypsbohnen!" schreit es dazwischen! „Achtung!" mahnen die Kutscher, „Bravo!" jubeln die Gassenbuben einer wunderlichen Maske entgegen, und dazwischen rauscht unendliches Gelächter, wenn irgendwo ein spaßiger Streich ausgeführt ist. Bald hier, bald dort bilden sich Kreise um eine auffallende Maske, oder es läuft das Brr der Stutzer schrillend den Corso entlang, weil Einer dem Andern diesen seltsamen Laut zuruft. Dabei wirft man dort mit Gypsbohnen, hier mit Bonbons und Blumensträußen, jenseits mit Orangen, diesseits nicht selten mit den kostbarsten Bouquets, greift an und wird angegriffen, arbeitet sich hier- und dorthin durch den Strom, neckt bald Diesen bald Jenen. Hier wird einer Maske ein Gedicht, dort einer andern ein Kästchen mit gebrannten Mandeln oder Spielpuppen zugeworfen, und während man dem Geber ein Paar Worte zuflüstert, ist man im Nu weit fortgerissen, noch ehe man eine Antwort erhalten kann, zeitweilig überschüttet von feinen Bonbons und einem Regen von Goldpapierschnitzeln, welche die feine Balconwelt herabgießt.

Oft stockt der Wagenzug, denn die Volks- und Wagenmenge schwillt immer mehr an. Bunt wogen die Masken durch einander in all' den seltsamen Gestalten, wie sie Witz und Kunstfertigkeit eingegeben haben. Hier erscheinen Kutscher und Maulthiertreiber, welche einen Reisenden prellen, dort umschwärmen feine Stutzer einen schmierigen Juden, der ihnen Geld borgen soll; hier schreitet neben dem stolzen Perser der braune Mongole, dort neckische Domino's, einem Harlekin und einer Colombine folgend, weiter vorn beturbante Türken, rothjäckige Mohren, während drüben Spaßmacher mit Schweinsblasen einander schlagen, Quacksalber und Advocaten ihre Dienste anpreisen oder harmlose Wanderer anpacken und sie mit einem Proceß bedrohen, wenn sie sich nicht durch eine Geldsumme loskaufen. Hier fahren maskirte Kutscher mit Doppelgesicht bedächtig durch das Getümmel, aus welchem Blumensträuße geschossen werden, dort



Carneval in Mailand.

zieht ein bewimpeltes Schiff, mit Teufeln und Affen bemannt, durch die Menschenfluth, oder bindet ein zänkisches Weib mit jedem Begegnenden an, oder sammeln Stutzer ein schaulustiges Publicum, während Stallknechte Jedem den Rücken bürsten, Gärtner mit langen Blumenscheren mehrere Stock hinauf Süßigkeiten reichen, Zigeuner und Bettler Almosen von Zuckerwerk sammeln, artige Mädchen, meistens verkleidete Herren, mit feinem Besen das Gesicht der Begegnenden rein kehren, oder Hanswürste mit Doppelgesicht zu Dutzenden erscheinen, indem sie ihren König unter Musik auf einem Wägelchen den Corso hinabziehen. Der Italiener weiß jedem Einfalle Costume zu geben, und hat dabei so viel dramatisches Talent, daß der Carneval fast wie ein eingeübtes Theaterstück aussieht, welches die Schauspieler sich selbst geben, und worin weder der Wiener noch der Kölner es ihm gleich machen kann.

Am bequemsten betrachtet man den Carnevaljubel vom Fenster oder Balcon aus, denn von da herab erscheint die Luft durchkreuzt und erfüllt von bunten Blumensträußen, von Confetti, Kränzen, Flitter und Schimmer, während es unter diesem bunten Regen noch bunter sich regt und unabsehbar wunderliche Gestalten durch einander sich bewegen, indem sie beim Erscheinen schon wieder in der Menge verschwinden. Hat der Tag sich endlich geneigt, so entwickelt der Carneval auf dem Corso neue Herrlichkeiten, denn siehe, auf allen Balconen, an allen Wagen schweben bunte Papierlaternen, hängen Kerzen von allen Dächern an langen Rohren herab und strahlen von jedem Fenster helle Armleuchter; unten auf der Straße aber irren zahlreiche bunte und weiße Lichter durch einander wie ein aus einander fallender Funkenhaufen. Eine neue Neckerei beginnt, indem man sich gegenseitig durch Tücher, Confetti, Sträuße u. s. w. die Lichter zu verlöschen sucht, denn „ohne Licht" zu sein, ist ein Spott, den man nicht ertragen darf. Während man Anderen das Licht ausbläst, muß man das seinige hüten oder zusehen, wie man es wieder anzündet, wenn es erloschen ist. Das giebt ein Gedränge, ein Lärmen, Qualmen und Jubeln in dem bunten Lichtscheine, bis plötzlich die feenhafte Herrlichkeit ein Ende nimmt; denn sobald das Ave-Mariageläut von den Kirchthürmen schallt, sind alle Kerzen, Laternen, Fackeln und Leuchter im Nu verlöscht, und die Menge fließt wie ein dunkel verrinnender Strom in den Haupt- und Nebengassen aus einander.

Natürlich sind die Theater an den Carnevalstagen voller als je, und das Publicum ist noch aufgeweckter, gesprächiger und neckischer als sonst, denn auch hier will man sich durch eigene Zuthat vergnügen und nicht blos stummer Zuschauer sein. Auch hier sieht man Blumen und Confetti fliegen; auch hier erscheint man maskirt, und bildet die seltsamste Versammlung wunderlicher Gestalten; auch hier will man durch Witz und Spaß die Aufmerksamkeit auf sich ziehen; auch hier darf der Laune freier Lauf gegönnt werden, sobald sie überhaupt nicht gegen die Gesetze des Carnevals ist.



Der Gardasee bei Gargnano.

2. Die Alpen und die oberitalischen Alpenseen.

Die Alpen. Lago maggiore Der Luganersee. Der Comersee. Das Flußthal der Adda. Der Gardasee. Die kleinen Alpenseen. Die Euganeen. Verona. Vicenza.

Die Alpen bilden zum Theil die Grenzmauer und die Wasserscheide zwischen Deutschland und Italien. Im Westen erheben sich 8—10,000 Fuß hohe Kämme, mit 12,000 Fuß hohen Gipfeln und 8000 Fuß hohen Päſſen, nach Süden aber laufen die Bodensenkungen in lieblichen Thälern aus, in denen sich jene Seen ansammeln, welche wegen ihrer wunderbaren Schönheit weltberühmt sind. Die Pracht der Alpenlandschaften erhält durch die anmuthigen Baumformen des Südens, durch die weinumschlungenen Kastanien, durch die Feigen- und Mandelbäume, durch die Granat-, Lorbeer- und Myrtengewächse neue Reize, welche zu der strengen Erhabenheit der Bergformen die Lieblichkeit der Farben fügen. Zahlreiche Flüsse und Bäche durchfurchen die Alpen und befruchten die Poebene, daß sie von unerschöpflicher Fülle strotzt.

„Von den lepontinischen Alpen zieht ein Ausläufer südwestlich vom Splügenjoch bis ans östliche Ufer des Lago maggiore, indem er das Vallone di San Giacomo und das Thal des Lago di Como von den Thälern des Lago di Lugano, des Lago maggiore und von dem Valle di Misocco trennt. Langgestreckte Querjoche scheiden die Seethäler, und umgürten als gewaltige Mittelalpen die Nordufer der Alpenseen, während an den übrigen Seiten ein Gürtel niedriger, be-

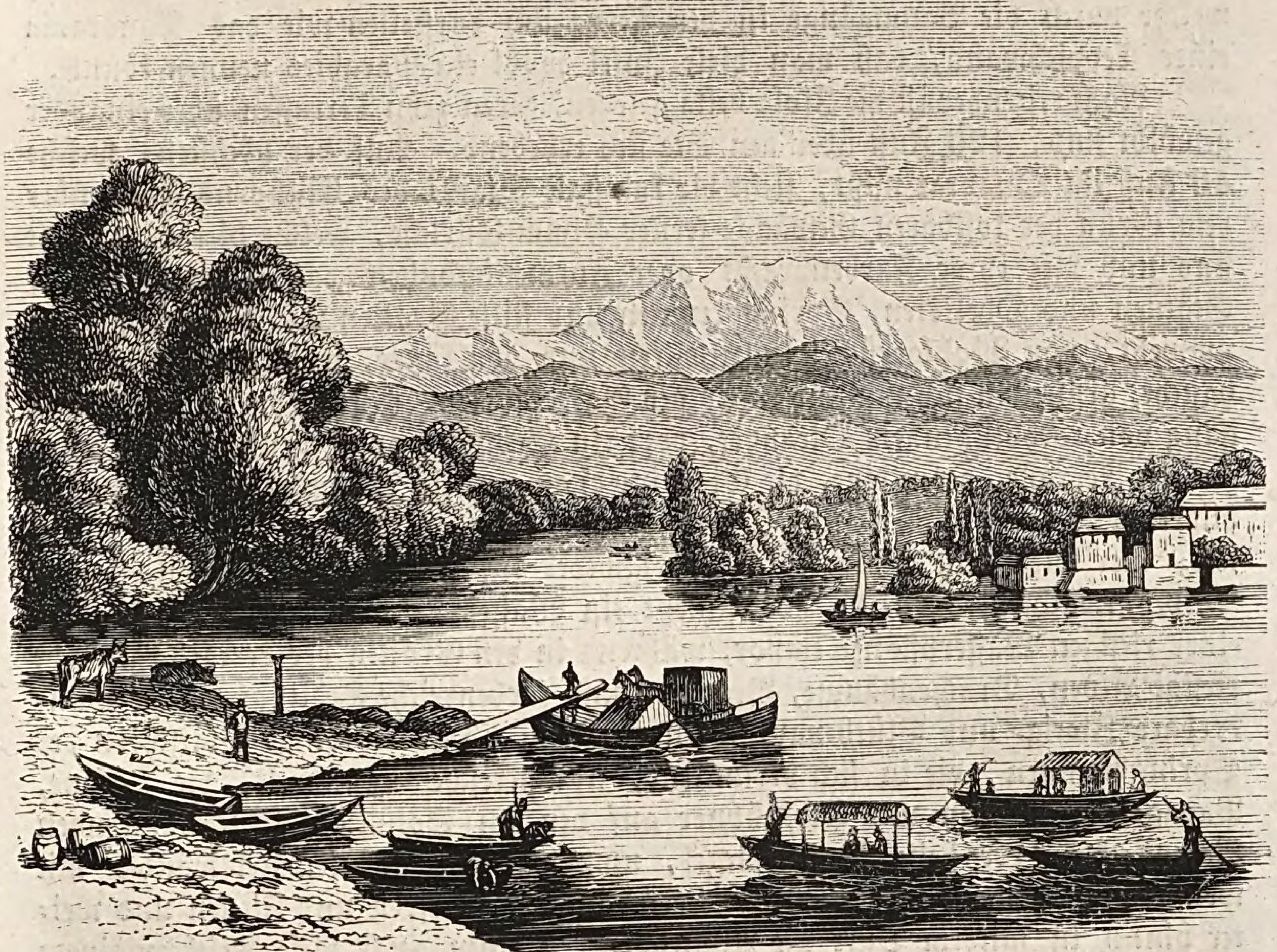
waldeter und bewohnter Höhen, von Bergwassern durchbrochen, sich malerisch ausbreitet." (Becker.)

Man nennt diese Alpenzüge auch wol Luganer- und Veltlineralpen, die zu den gesegnetsten und schönsten der Alpenwelt gehören. Die Luganeralpen vom Lago maggiore bis zum Addathal sind kurze einzelne Bergzüge mit aufstarrenden Gipfeln, die aber nirgends die Schneegrenze erreichen, und deren Thalschlünde sich gegen den Luganer-, Comer- oder langen See öffnen. Ihre höchsten Gipfel steigen nördlich vom Luganersee 8000 Fuß hoch, während sie westlich gegen den langen See nur eine Höhe von 4000 Fuß erreichen, ja bis 2000 Fuß sinken, zwischen dem Comer- und Luganersee dagegen sich wieder auf 6000 Fuß emporthürmen. Anders gestaltet sind die Veltliner Kalkalpen, welche eine von Ost nach West gerichtete Kette bilden und mit vielen Gipfeln bis in die Schneeregion hineinragen, denn schon am Ostufer des Comersees tragen der malerische Monte Legnone, weiterhin der Monte Redorta, die Pizzo del Diavolo u. a. Schnee und Eis. Dieser Alpenzug hat wild aufgethürmte, kahle, senkrecht abgeschnittene Kanten mit scharfen Spitzen; seine dünne Erdrinde erlaubt jedoch nur einen spärlichen Pflanzenwuchs auf den Höhen, deren Kräuter nur Ziegen und Schafe ernähren. Weiter hinab hat sich aber reicherer Fruchtboden angesammelt, daß Lärchen- und Buchenwälder kräftig gedeihen und im Thale selbst die Gartenerde des Bodens keiner Düngung bedarf. Da rauschen Wallnuß- und weinumrankte Kastanienwälder, welche letztere nicht nur ein beliebtes Nahrungsmittel, sondern auch Dauben zu Weinfässern, Stützen für Wein geländer, Kohlen und Streu liefern. Hier werfen Maulbeerplantagen, grüne Aprikosen, Kirschen, Pfirsiche, Mandeln, Feigen, Granatbäume weithin ihre Schatten; dort gedeihen in Gärten Citronen und Pomeranzen, Mais und Getreide aller Art.

Den schönsten Schmuck aber besitzt der gebirgige Theil der Lombardie in seinen Seen, von denen sich der Lago maggiore (Langensee) oder Verbano längs der schweizerisch-sardinisch-lombardischen Grenze ausdehnt. „Dieser See liegt 650 Fuß über dem adriatischen Meere und streckt sich in mäßigen Krümmungen $8\frac{3}{4}$ Meilen weit von Nord nach Süd. Seine kleinste Breite beträgt 480 Klaftern, seine größte $1\frac{1}{2}$ Meile, sein Flächenraum $4\frac{1}{2}$ □ Meile, seine Tiefe von 330—820 Fuß. Der obere Theil des Sees und theilweise auch der Westrand ist von Alpenvorbergen der Granitbildung umstellt, die bis 6000 Fuß aufragend zum See größtentheils steil abstürzen; östlich ziehen niedrige Kalkberge mit üppiger südlicher Vegetation, von vulcanischen Spuren begleitet, am Rande hin, beim Ausfluß des Ticino endlich treten Hügelwellen an den flachen Rand. Wildheit und Lieblichkeit finden sich in seinen Uferlandschaften zusammen, denn neben dem schimmernden Grün des Laubwaldes steht der ernste Nadelforst, und zu dem Wechsel entzückender Fernsichten gesellt sich der Farbenschmelz des tiefklaren italischen Himmels." (Becker.)

Dunkelblaugrün zieht sich der Wasserspiegel zwischen den bewaldeten Ufern hin, an denen kleine Dörfer auf kühlen Terrassen liegen, welchen durch Vor-

gebirge mit Weinbergen und Ortschaften jene malerische Mannichfaltigkeit verliehen wird, die man von dem dahinbrausenden Dampfer voll Entzücken bewundert. Hier und da schaut die beeiste Spitze des M. Rosa, der Moro und der Simplon durch das Tosathal herein über die niederen Berge, oder es schimmern weiße Mauern oder altersgraue Thürme unter Kastaniengruppen und Obstgärten hervor. Auf einmal kommt die Reisegesellschaft des Dampfers in Bewegung! Wir sind den vier borromäischen Inseln nahe gekommen, welche im Golf von Gravellona liegen, und denen der See hauptsächlich seine Berühmtheit zu verdan-



Der Lago maggiore bei Sesto Calende.

ken hat. Die kleinste, Isola S. Giovanni, ist nur durch einen schmalen Seearm von dem Festlande getrennt, und hat ein zierliches Schloß mit lieblichen Gartenanlagen. Noch näher am Ufer liegt Isola Superiore oder Pescadore; die reizendsten sind aber Isola Madre und Isola bella. Jene liegt etwa ½ Stunde vom Südwestufer entfernt, mißt 300 Schritt in die Länge und hat 30 Fuß Höhe. Ursprünglich war sie eine öde Felsenklippe, welche aber der mailändische Fürst Borromeo 1671 mit Erde bedecken und in einen viel bewunderten Zaubergarten umwandeln ließ, gleich der Isola bella, welche 600 Schritt vom Südufer entfernt und nicht viel größer und höher ist als Isola Madre. Da sieht

man liebliche Myrten- und Lorbeerhaine, welche mit Platanen-, Citronen-, Feigen- und Pomeranzengängen wechseln und ihren zarten Duft bis weit über den See verbreiten. Hier und da ragt aus dem malerischen Park eine ernste Cypresse, oder es prangen auf einem Beet prachtvolle Blumen, Aloe, Rosmarin, Cactus, wiegen sich Goldfasane auf den schlanken Zweigen der Oelweide, oder schlüpfen die bunten Vögel des Südens durch die rothen, weißen und gelben Blüthenäste, kauern Perlhühner unter Myrtenhecken, und schillert die elastisch weiche Luft des Südens träumerisch über den grünen Hainen und der Wasserfläche. In süßer Einsamkeit schleicht ein seliges Vergessen ins Herz beim Anblick der Zaubergemälde, welche durch die Baumgänge in der Ferne sich darstellen wie das Panorama einer Teppichwand, daß man diese Insel wohl ein Paradies nennen könnte.

Noch reizender ist die Isola bella gelegen, deren zehn Terrassen über einander gewölbt sind, 120 Fuß über den See sich erhebend. Auf der höchsten, welche 40 Fuß im Quadrat mißt, steht die kolossale Statue des Einhorns hoch über dem Grün der kostbaren Gewächse ferner Himmelsstriche, welche hier angesiedelt sind und mit ihrer Farbenpracht oder Formenschönheit das Auge erquicken. Statuen und Obelisken, Springbrunnen und stille Grotten mit Schlingpflanzen umwebt, von Wohlgerüchen durchduftet und von süßer, weicher Kühle durchhaucht, gruppiren sich um und unter den Gartenstufen. Hier zieht sich ein Baumgang von rothblühendem Oleander, dort ein Gebüsch von Feigen hinab zu einer andern Terrasse, deren eine, die Giardino di amore, ein reizendes Blumenmosaik bildet. Hier laden Rosen- und Jasminlauben, dort ein Myrtengebüsch zur Ruhe ein; hier wiegt eine Palme ihren Zweigwedel träumerisch über den Lilien und Tulpengewächsen Syriens, dort schießt ein Wasserstrahl zwischen den Zweigen einer riesigen Wasserpflanze empor, während in den Grotten der Terrassengewölbe riesige Aloen, Drachenbäume, Begonien und farbenreiche Schlinggewächse wunderbare Zweig- und Blüthenarabesken zeichnen. Das eintönige Plätschern der Springbrunnen, die in sich versunkene, träumerische Baumwelt, die Fasane, Papageien, Pfauen und Perlhühner auf den im Sonnenschein schimmernden Rasenflecken, der helle Wasserspiegel, umrahmt von dunklen Felswänden mit weingrünen Hügeln, weißgiebeligen Landhäusern, Dörfern und Flecken und weiter hinten in mildem Duft die Alpenhörner machen auch diese Insel zu einem Feengarten, in welchen Jean Paul bekanntlich den Schauplatz seines Titan verlegte. In diese Wunderwelt schleicht sich die Erinnerung an eine wunderbar historische Größe, denn in einer Abtheilung des Pinien- und Fichtenhains steht jener Lorbeerbaum, in dessen Rinde Napoleon nach der Schlacht bei Marengo das bedeutsame Wort: bataglie schnitt, welches aber von einem Fanatiker zerstört ist.

Außer einem Fischerdörfchen trägt die Insel auf der Westseite, wie ihre Nachbarin Isola Madre, das herrliche Schloß des Vitaliano Borromeo, dessen Ausbau indessen nicht vollendet ist. Seine prachtvollen Räume schimmern von Goldverzierungen, von Bildern, Statuen und Marmor, und noch zeigt man das Bett, in welchem Napoleon nach der Schlacht bei Marengo schlief. Das untere Stockwerk ist zu Grotten mit Muscheln, Statuen, Mosaik, sprudelnden

Quellen und stillen Wasserbecken umgewandelt. Auf einem Hügel am See vor der Stadt Arona steht die erzene Statue des heiligen Borromeo, welche man 5 Stunden weit sehen kann, da ihr granitenes Fußgestell 46 F. und sie selbst 66 F. hoch ist. In ihrer Höhlung führt eine Treppe hinauf zum Haupt des Kolosses, in welchem vier Personen Platz haben. Sie ward 1697 dem menschenfreundlichen Bischof Borromeo zu Ehren gesetzt, welcher einer der edelsten Menschen war, die es jemals gegeben hat. Er hat sein Eigenthum verkauft, um Arme zu speisen und zu pflegen, und ist 1584 in Folge seiner Anstrengungen und Sorgen um seine Brüder und Schwestern, wie der Herr unsere Nächsten nennt, gestorben. Im Jahre 1610 ward er heilig gesprochen, wie er es wohl verdient hatte.

Reizend ist die Fahrt den See entlang auf dem Dampfer Verbano oder „Radetzky", dessen Matrosen nicht wenig stolz sind auf die Goldschrift „Piroscafi sociali" auf dem schwarzen Bande ihres gelben Strohhutes. Wir beginnen unsere Fahrt vom schweizerischen Locarno aus, an Ascona mit seinen alten Bauten und der Burgruine S. Materno vorbei und an den Weingeländen Ronco's hin nach Brisago, welches auf sonnigem Hügel über Citronen- und Pomeranzenterrassen steht. Dann richtet sich die Fahrt, um steile Felsenecken biegend, nach dem österreichischen Maccagno auf weingrünem Felsenvorsprung, wo auf Felseninseln die beiden epheuumrankten Felsenschlösser Canero emporstarren, von deren räuberischen Bewohnern grause Sagen im Volke umgehen. Im Weiterfahren sieht man bei Luino den Palazzo di Grivelli hinter hohen Fichten hervorschimmern, drüben das olivenreiche Canero, dann das gewerbthätige Intra und Pallanza mit seinen altrömischen Hallen, bei Feriolo, wo die berühmte Simplonstraße aus dem Thal von Ossola ans Seeufer gelangt, ringsum anmuthige Hügel, Weinberge, Wasserfälle, unzählige Dörfer, prächtige Villen, Flecken und Städte mit hochragenden Kirchen und goldstrahlenden Kreuzen auf der Kuppel, bis man beim reizenden Sesto Calende landet, wo der Ticino aus dem See fließt, und die 121 Fuß hohe Cypresse steht, welche selbst Napoleon beim Bau der Simplonstraße schonte.

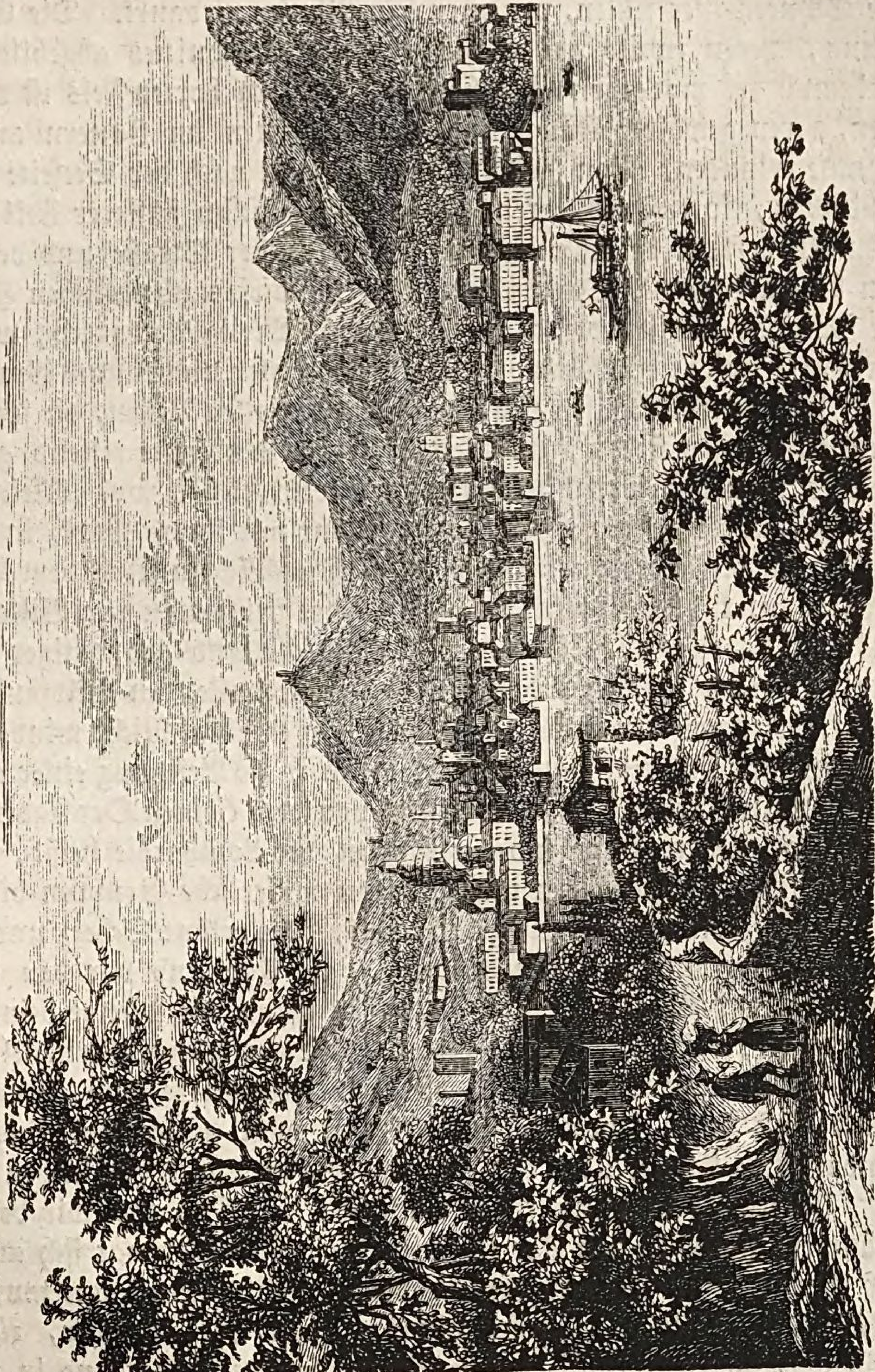
Oestlich neben dem obern Langensee liegt der vielzipfelige Luganersee, dessen Süd- und Ostufer der Lombardie angehören. Er zieht sich in einer Gesammtlänge von 5 Meilen und in einer Breite von 1500—3200 Schritt zwischen waldigen Berghängen hin, und bildet mit seinen Ufern einen fruchtbaren, reich bebauten Thalkessel. Maisfelder und frische Wiesen ziehen sich in der ebenen Thalsohle entlang, Oliven und Mandeln, Feigen und Maulbeerbäume und Weingärten bilden um die kleinen Ortschaften einen malerischen Hintergrund; Kastanienwälder schimmern im hellen Sonnenschein, und zwischen grünen Bergen hervor strahlt der blaue Schimmer des Sees.

Noch weiter gegen Osten dehnt sich der lange schmale Comersee 6½ Meilen von Norden nach Süden aus, indem er, 800—2000 Klaftern breit, einen Flächenraum von 3½ □Meilen bedeckt, 600 Fuß tief und in der Mitte durch die Landzunge Brianza in zwei Arme getheilt wird. Die westliche endet bei Como ohne Abfluß, die östliche entsendet bei Lecco die schiffbare Adda in die lombardi-

sche Ebene. „Dieser See ist in seinem obern Theile von bewaldeten Granitbergen, in seinem untern von Kalkbergen umgeben, zeigt große Mannichfaltigkeit an wechselnden Bildern und heiterem Charakter sowol dort, wo die mächtige Alpennatur mit Fels und Wald und ragenden Gipfeln an seinen Spiegel tritt, als dort, wo die Prachtbauten der Städte oder die hellen Gemäuer der Sommerhäuser aus der Fülle eines ununterbrochenen südlichen Gartens die Uferhügel beleben. An der Ostseite zeigt sich die Gebirgswelt am großartigsten, im Vordergrunde durch langgezogene Felsenrücken, zwischen denen reizende Seitenthäler zum See ziehen, im Hintergrunde durch eine Reihe malerisch geformter Gipfel, welche das Gebiet beherrschen. An dieser Seite führt am Seerand eine in Felsen gehauene Kunststraße von Lecco ansteigend nach Colico und von dort weiter nördlich über den Splügen, östlich über das Wormser Joch. An der Südseite breitet sich das eigentliche classische Gebiet aus. Hier sind Natur und Kunst im Bunde, um die Landschaft mit ihren Reizen auszustatten. Die malerisch gelegene, mit reichen Bauten geschmückte Uferstadt Como selbst, dann die herrlichen Landsitze, mit denen dieser Rand in unabsehbarer Folge geziert ist, die strotzende Fülle des Pflanzenwuchses auf Höhen und Hügeln und der erhebende Fernblick in die nördliche Gebirgswelt helfen zusammen, um das Gemüth für diesen reich gesegneten Erdwinkel zu begeistern, wo die Villa Pliniana mit der periodischen Quelle, Coreno, Nesso und die Insel Giovanni reich an geschichtlichen Erinnerungen sind. Die Westseite des Sees, an landschaftlichem Charakter durch ihre Seitenthäler und stürzenden Wässer der Ostseite ziemlich gleich, gewinnt wieder durch zahlreiche, in den Seespiegel vorgeschobene Bergzungen, durch höhlenreiche Kalkufer, durch das üppige Gartenland an der Bucht Tremezzina, bis im Norden die stille Alpenwelt ans Ufer tritt.“ (Becker.)

Kommt man aus der öden Gegend der schilfigen Addamündung, wo ein seichter Canal den Comersee mit dem Laghetto di Riva verbindet, so entfaltet sich ein Landschaftsgemälde, welches immer reicher wird, je weiter man nach Süden vordringt. Ringsum am Gestade hellblinkende Dörfer, Villen mit Gemälden, Statuen und reichen Parkanlagen, weithin schimmernde Kirchen und Kapellen und dunkle Obstwaldungen mit versteckten Pavillons. Dies Alles liegt in Terrassen neben und über einander, in durchsichtiger Luft, in klaren Umrissen, in frischer Lebensfülle ausgebreitet vor den Blicken, die in der Ueberfülle des Sehenswerthen nicht wissen, wo sie rasten, was sie zuerst und länger beschauen sollen. Vier Dampfer und buntgefärbte Gondeln von zierlicher Gestalt durchfurchen die spiegelnde Fluth, buntgefiederte Wasservögel umschwirren sie, und aus Barken, vom Land und vom Schiff herüber schallen Gesang, Jubel, Guitarrenklang und frohe Menschenstimmen, denn nach dem Comersee eilen Reisende aller Länder; hier hört man in fast allen europäischen Sprachen die Schönheit der Erde und das glückliche Alpenland preisen; hier erholen sich Staatsmänner und Geschäftsleute von anstrengenden Arbeiten, hier studiren Maler und Dichter die Natur. Da liegen am Ufer hingestreckt Damaso, wo die Villen beginnen, sich wie eine Perlenschnur um den See zu schlingen. Dort steigen die

Eckthürmchen des Palastes von Gravedona auf kastanienbewachsener Terrasse und hinter ihm der turmalinreiche Quarzberg Sasso acuto empor; jenseits am Ostufer dagegen streckt sich am trümmerreichen Ufer der 8000 Fuß hohe Monte Legnone, und es senken der Monte Legnoncino und Monte Muggio ihre Wände so steil in den See hinab, daß der Weg in den Fels gebrochen werden mußte und als hoch gewölbte Galerie am See hinzieht, den man von Zeit zu Zeit durch eine Fensteröffnung der Galerie überschaut. Auch das Westufer hat seine hohen Berggipfel, denn abwärts von der Ruine bei Musso, welche früher der Abenteurer Medignio bewohnte, dessen Räubereien Graubündten zu einem fünfjährigen Kriege zwangen, steigt der Monte Gardetta empor, und es führt über den gelblichen Felsen des Sassorancio jener Fußpfad, dessen Ersteigung den Russen 1799 so viele Leute kostete, und in dessen Nähe San Abondio und Nobiallo liegen, welche aus Manzoni's „Promessi sposi" bekannt sind.



Como am Comersee.

Weiter nach Süden zu erblickt man den Monte Grigna und den 180 Fuß

hohen Wasserfall, l'Orrido di Bellano, den die aus enger Thalschlucht hervorbrechende Pioverna bildet. Felsengalerien führen nach Varenna, wo der Wasserfall Fiume di Latte im Frühjahr und Sommer aus einer Felsengrotte 900 Fuß herab in den See niedergießt, dagegen im Herbst verschwindet, weil ihm dann die Schneewasser fehlen, denen er sein Wasser verdankt. Die Galerien von Varenna, deren zweite am Schlusse dieses Abschnittes abgebildet ist, sind ein Triumph der modernen Wegebaukunst. Durch harten Fels ist die Straße gebrochen, deren gewölbte Gänge und tiefe Schatten im Innern an den Tunnel der Themse erinnern. Von Zeit zu Zeit hat man nach der Seeseite hin Fenster ausgebrochen, so daß sich grelle Gegensätze zwischen finsterer Felshöhle, dem dumpfen Wiederhall in schweigsamer unterirdischer Straße und der farbenstrahlenden lauten Welt des Sees bilden. Und um diese umheimlichen Höhlenwege grünt an sonnigen Stellen die Aloe, die syrische Melia Azedarach, während in geringer Entfernung tiefe Marmorbrüche nur Flechten und dünnes Gras gedeihen lassen.

Am meisten häufen sich hier die prachtvollen Villen, die jedem Fremden zum Beschauen offen stehen, um das auf einer Landspitze reizend gelegene Bellagio, welches man wegen des lebhaften Fremdenverkehrs wol „Klein-Paris" nennt. Hier führen Treppen zur Villa Serbelloni mit ihrem Park, in welchem Ruinen mit waldigen Felsrücken, ausgehauene Durchsichten nach dem Wasserfall Fiume di Latte mit kühlen Grotten wechseln; dort steigt man zur Villa Giulia mit dem schönen Madonnabilde in einer Mauernische und großartiger Aussicht auf den See, wogegen drüben der kunst- und prachtvolle, an Bildsäulen reiche Palast Villa Melzi zwischen hohen Cypressen sich erhebt. Nicht minder sehenswerth ist die statuenreiche Villa Sammariva, die jetzt, als Besitzung einer preußischen Prinzessin, Villa Carlotta heißt. Abwärts von dem kleinen Ort Cadenabbia sieht man Tremezzo, dessen Umgegend der Garten der Lombardie heißt, da es mit seinen Gärten, Terrassen, Erkern und Arcaden malerische Gruppen bildet. Hier blüht und grünt es in wilder Ausgelassenheit, dort ertönt Scherz und Lachen von den Arcaden her, auf der Mauerbrüstung, am Ufer und vor den Cafés aus allen Barken klingt Gesang herüber, und es lärmt die Menge beim Moraspiel und beim Kegel, daß man meint, hier herrsche ein ewiger Carneval. Ernst schauen in dieses bewegte Volksgewühl die Monti Ceramede und Generoso (beide über 5000 Fuß hoch), von deren Terrassen man umfassende Aussichten über die lombardische Ebene, über den See und die piemontischen Alpen genießt.

Unsere Wanderung führt uns zum Ostufer, wo wir den Fall des Nesso schäumend hinab in den See stürzen sehen. Welle drängt sich auf Welle, Strahl auf Strahl, und wie eine Krystallbrücke, schimmernd von tausend Farben und Lichtblitzen, fällt das Wasser hinab in den See, welcher, zürnend über diese Störung, hoch aufbraust, weiße Schaumwellen schlägt und in kühnem Wogenschwunge weithin sich senkt und hebt. Endlich landet man in Como, welches sich halbmondförmig mit seinen weißschimmernden Häusern, alterthümlichen Kirchen, blanken Hotels, Marmorpalästen und Kirchthürmen mit Kuppeln am Ufer ausdehnt, vor sich eine Allee von Trompetenbäumen, hinter sich Hügel mit Land-

häusern und Gärten und hoch auf steiler bewaldeter Felsenspitze die Burgruine Baradello mit hohem Thurme, in welchem vor Zeiten der mailändische Volkstribun Napoleon della Torre 19 Monate lang in eisernem Käfig schmachtete. Welch ein Leben am Strande! Gondeln und Barken wimmeln durch einander, ein buntes Volksgetümmel wogt auf und ab, Kutscher nnd Gondelführer schreien, Handelsleute aller Art rufen ihre Waaren aus, Kinder tummeln sich, und Müßiggänger schauen neugierig in die ab- und zufluthende Menge. Como ist durch seine Bürger nicht minder berühmt als durch seine Umgebung; in Como ward Plinius der Jüngere, die Päpste Clemens XIII. und Innocenz XI., und in seiner Nähe der bekannte Physiker Volta geboren. Den betriebsamen Comenser, dessen Stadt ein Hauptplatz der Seidenweberei ist, treibt es mächtig hinaus in die Ferne, wo er als Bilder- und Barometerhändler, als Optiker und Trüffelnverkäufer die Jahrmärkte Deutschlands besucht, und schon in alten Zeiten wanderten Comasken als Maurer nach Rom, weil sie dort ihre Geschicklichkeit zu verwerthen hoffen durften. Wie in allen italischen Städten sind die Kirchen reich an Gemälden, Statuen und in lombardischem Style mit halbrunden Fensterbogen oder zierlichen Dachgesimsen über den viereckigen Fenstern gebaut.

Wenden wir uns nun nach dem letzten größern Alpensee, dem Gardasee, dessen wir schon im ersten Bändchen bei Tyrol gedachten! Wo die parallelen Ketten der rhätischen Alpen bei den Inn- und Meraquellen auf dem Malogiarücken sich vereinigen, trennt sich die Berninakette ab, indem sie ostwärts nach Süden hinabsteigt und sich in der Nähe des Comersees zu der 10,000 Fuß hohen und 16 Meilen langen Berninakette erhebt, deren Gletscher das Inn-, Adda- und Merathal scheiden. Die Gipfel der Seitenäste, welche gegen das Addathal vorspringen, der M. Ligoncio, M. della Disgrazia und M. dell' Oro erheben sich über 10,000 Fuß, und der Roseggio schimmert weithin als der größte Berninagletscher. Tiefe Thaleinschnitte zerklüften und zerstückeln diesen Gebirgszug bis zur Etschquelle hin, doch ragen der M. Braglio und andere Bergspitzen weit über 9000 Fuß empor.

Das bedeutendste Flußthal dieser Alpenkette ist das der Adda, welche an der Südseite des Wormser Joches entspringt, und zwischen der Bernina- und Orteleskette hinabzieht, bis sie am M. Legnone in den Comersee mündet. Von Tirano ab heißt es Veltlin, und nimmt ober- und unterhalb des Sees viel Seitenthäler auf, dagegen hat der obere Theil des Thales jenseits der Felskluft La Serra den Namen „Thal von Bormio“ oder „Worms“. In geringer Entfernung von Worms vereinigen sich fünf Thäler, welche von den Gletschern der Ortelesalpen herabkommen und um die kleine Stadt eine Wiesenebene bilden, welche von allen Seiten von himmelhohen, eisblinkenden Bergwänden umgeben ist, so daß ihr Winter acht Monate währt, und kein Ackerbau getrieben werden kann. Zwei Stunden unterhalb Bormio, wo das Wormser oder Stilfser Joch beginnt, engen die Felsen den Fluß eine Meile weit zur Klause La Serra ein, die er schäumend durchjagt, wobei er 1200 Fuß Gefälle auf dieser kurzen Strecke hat. Bei Bolladore beginnt das Veltlin, in welchem der Fluß langsamer strömt,

das Thal sich ausweitet und bei dem fruchtbaren Boden und der Wärme so ergiebig wird, daß es vier Ernten in einem Jahre gewährt, indem man Winterfrucht, Mais, Nach-Mais und Rüben gewinnt, und der Wein für den besten in Europa gelten würde, wenn er sich hielte. In die Gärten pflanzt man Pappeln, Ahorn und Obstbäume, damit sie den Weinreben Schatten gewähren. Auch der Oglio entspringt auf den Gletschern, und bildet den Iseosee, welcher die größte Alpensee-Insel besitzt. Die tyroler Flüsse Chiese, welcher den einsamen Gebirgssee von Idro ansammelt, und Sarca, deren reizende Thäler Hinter- und Vorder-Judicarien zu den lieblichsten Alpenlandschaften zu zählen sind, gehören nur im Unterlauf (Mincio) der Lombardie an, wohin auch die östlichen, südlichen und nördlichen Ufer des Gardasees zu rechnen sind, in welchen außer der Sarca noch fünf bedeutendere Alpenflüsse ihre Wasser senden.

Die schönste Uebersicht über den bereits beschriebenen Gardasee hat man von Desenzano an seiner westlichen Bucht, indem man wegen der klaren Luft weithin die weißschimmernden Mauern der Städte, Schlösser, Villen und Dörfer überschaut und bis Riva hinauf sieht. Da reihet sich an Riva das reizend gelegene Dorf Torbole, am Westufer dehnen sich nach Süden zu das Dorf Limone mit seinen Citronengärten, das Städtchen Gargnano, das stadtähnliche Dorf Toscolano, der Flecken Maderno, das Städtchen Salo und zahllose Villen zwischen üppigen Gärten aus; am Ostufer dagegen die Flecken Garda, Bardolino; am Südufer die Festung Peschiera und die Stadt Desenzano. Bei einem heitern Morgen oder Abend erscheint die reiche Landschaft in einer sanften, weichen Färbung, indem die Tinten des Blauen, Mattgrünen, Rosigen so sanft in einander überfließen, indem Luft, Wasser, Berg, Fels und Wald ihre weichen Umrisse so rein und zart hervortreten lassen, daß man ein Gemälde zu schauen meint. Da bisher die Seeufer für Fuhrwerk kaum gangbar waren, obschon das Thal herab die Straße von Trient kommt, so ist es sehr verdienstlich, daß am Gardasee, ähnlich wie am Comersee, eine bequeme Straße durch eine steile Felsenwand gesprengt worden, die nach dem Val di Ledro führt, und deren gewaltige Bauten das nebenstehende Bild veranschaulicht.

Die Schwierigkeiten und das Kolossale solcher Bergstraßen erkennt man am Wormser Joch, dessen im J. 1848 größtentheils zerstörte Südhälfte hier eingehender beschrieben werden soll, nachdem der Nordhälfte schon bei Tyrol ausführlicher gedacht wurde. Eine Stunde aufwärts von Bormio hinter dem Badehause beginnen die Galerien, von denen die erste, das Wormser Loch, durch den Felsen gesprengt ist, worauf noch sechs andere, theils gesprengte, theils gemauerte, und vier Brücken über tiefe Abgründe folgen. Bei der fünften gesprengten Galerie stürzt aus einer Höhle der Felswand ein Wasserfall, unter welchem die Straße hinführt, und links schießt aus runder Felsenöffnung die Adda in farbenglitzerndem Bogen hinab in die Thalschlucht. In 21 Windungen hebt sich die Straße bis zur Station Spondalunga, schleicht dann vorsichtig an donnernden Wasserfällen, an den Halden voll rother, blauer und gelber Alpenblumen, bald an jähen Klüften, bald unter überhängenden Felsenmassen hin, welche den Pfad



Straße am Gardasee.

einengen oder Strebepfeiler und Mauerwerk als Stützen verlangen. Eine neue Galerie, ein Zufluchtshaus, und die ansteigende Straße, die bereits in die Schneeregion gelangt ist, wo mitten im Schnee das Kirchlein Sa. Maria und daneben eine Poststation steht, machen neue Windungen nothwendig. Erst nachdem die Straße 63 Windungen, acht Felsengalerien, sechs Brücken, zwei Post- und drei Zufluchtshäuser zurückgelegt hat, erreicht sie die Höhe des winterlichen Passes des Stilfser Joches mit dem Grenzsteine.

Betrachten wir nun die Alpenzüge östlich vom Etschthale! Südlich vom Rienzthale dehnen sich die zerrissenen und zerklüfteten Massen der Fassaner Alpen mit ihren domartigen Kuppen und abgestumpften Kegelbergen aus, von denen die Vedretta Marmelata ewigen Schnee trägt, da sie über 10,000 Fuß hoch steigt, wogegen der Schlern und die Cima d'Asta nur über 8000—8800 Fuß messen. Zwischen Brenta, Piave und Etsch ist der Alpenzug zwar häufig durchbrochen, erhält sich aber doch in bedeutender Höhe, denn erst bei Roveredo, wo mit dem Corno d'Aguiglio (4800 Fuß) die lessinischen Mittelalpen beginnen, senkt sich das Gebirge, so daß im mittlern Brentathale das Plateau von Asiago, welches die sogenannten sieben Gemeinden bewohnen, nur sanfte Berglehnen und im Belluno- und Feltrethale niedrige, bebaute Berge zu finden sind. „Die Südseite der Alpen fällt hier mit 4—5000 Fuß hohen Gipfeln meist schnell zu der beinahe wagerechten Niederung des Küstenlandes ab, da sich vor ihnen nur die wallartigen Schutthügel des Bosco de Montello, die kalkigen Monti Berici und die vulcanischen Euganeen finden."

Unter den Flüssen dieser Ostalpen gedenken wir nur der Brenta, deren beide Quellen aus Seen ihren Ursprung nehmen. Im tyroler Gebiet ist ihr Thal stark bebaut, aber sobald sie ins Venetianische hinübertritt, werden die Felswände öde und glatt, der Boden sandig und voll Steingeröll, und bei Primolano muß sie sich durch den grausen Höhlenpaß von Covelo hindurchdrängen, an dessen engster Stelle ein altes Schloß auf unzugänglicher Felswand stand, so daß man an Stricken mußte hinaufgewunden werden. Erst in der Nähe von Bassano erweitert sich das weinreiche Thal zu einer fruchtbaren Hügelebene mit Vitriol- und Eisenwerken.

Unter den zahlreichen kleineren Alpenseen sind die des Cordevole, eines Nebenflusses der Piave, die merkwürdigsten, da sie durch Bergstürze entstanden, welche das Thal absperrten, drei Dörfer unter den Steintrümmern des Pizberges begruben und drei andere durch die hochsteigende Fluth des eingedämmten Stromes wegrissen, worauf sich nach und nach der Fluß durch die Trümmer, welche das 2 Meilen breite Thal 3 Meilen lang bedeckten, und die oft die Größe eines Hauses haben, einen schmalen Weg brechen mußte. Aehnliches ist auch im Nebenthale der Piave geschehen.

Ehe wir die ungeheure Poebene durchwandern, bedürfen die inselartig aus derselben aufragenden Hügelgruppen um so mehr einer Erwähnung, als ihre Gestalt und Lage geologische Merkwürdigkeiten sind, da es schwer ist, ihre Entstehung und Bildung neben dem Alpensystem zu erklären.

Aus dem einförmigen Flachlande der untern Poebene steigen zwischen Este und Battaglia die euganeischen Hügel empor, die man schon von weiter Ferne sieht, weil sie wie eine Insel aus der Ebene auftauchen, so daß man von ihren Gipfeln eine großartige Fernsicht über die städte- und dörferbedeckte Ebene, so wie über die rasch ansteigenden Alpen und das kaum 6 Meilen entfernte Meer hat. Die Euganeen breiten sich 3 Meilen von Süden nach Norden und 2 Meilen von Osten nach Westen aus, und messen im Monte Venda über 1700 Fuß, von wo aus sie in drei Hügelketten, zwischen denen flache Vertiefungen sich ausdehnen, sanft nach Süden zu sich verflachen. Im Norden dagegen erheben sich größere und kleinere Bergkegel, welche durch ihre Gestalt wie durch den vorherrschenden Trachyt ihren vulcanischen Ursprung verrathen. Fruchtbare Thonflächen, welche häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, umgeben diese Hügel, welche der Bacchiglione mit seinem Netz von Canälen von allen Seiten umsponnen hat. Mitten durch die gelblichen und röthlichen Schichten des versteinerungsreichen Flötzkalkes sind die oft sehr steilen Kegel des blasigen, durchlöcherten und verwitterten Trachyts hindurchgebrochen, der an senkrecht eingerissenen Stellen nicht selten schöne Lager von regelrecht geschichteten Klingsteinsäulen zeigt. Auf den Bergspitzen sieht man graue Burgruinen, Klöster, Villen und Dörfer; Kastanienwälder bedecken die Abhänge und wechseln mit Olivengärten und Weinhügeln, während an den von Eisenocker röthlich gefärbten Spalten, auf den hellgrauen Breccienbänken Eichengebüsch sich angesiedelt hat, und freundliche Städtchen am Fuße der vulcanischen Insel sich ausbreiten. Albano hat daher, wie auch Battaglia, heiße Bäder, deren Quellen 67° R. Wärme haben und kleine Seen bilden, die man zum Abbrühen des Federviehs und der Schweine, sowie zum Waschen der Kleidung benutzt.

Nordwestlich von den Euganeen liegt die Hügelinsel der berischen Berge, deren beide Parallelketten etwa in dem Umfange wie die Euganeen von Südwest nach Nordost sich ausdehnen und nur durch einen schmalen Streifen ebenen Landes von den Alpen geschieden sind. Die abgerundeten Berge und langgestreckten sanften Abhänge dieser Flötzkalke stehen an Höhe den Euganeen nach, sind aber nicht minder reich bebaut und durch den Wein von Vicenza, welches in ihrer Nähe liegt, in ganz Italien bekannt. Ringsum überschaut man heitere Landschaften, wo sich Weiler an Weiler, Dorf an Dorf drängt, denn auf jeder Quadratmeile leben 6000 Menschen. Die Striche zwischen den Lagunen, Padua, längs der Brenta und am Bacchiglione sind mit Palästen der venetianischen Nobili bedeckt, von denen immer einer reicher und kostbarer ausgestattet ist als der andere. Das ganze ebene Land umher gleicht einem Garten, den Gräben und Canäle in Drei- und Vierecke theilen, während Maulbeerbäume in regelmäßigen Zwischenräumen diese Canäle beschatten. Weinreben schlingen sich an den Maulbeerbäumen lustig empor, und werden zwischen je zwei Bäumen mit ihren Ranken zu einem Gewinde zusammengebunden, so daß diese Maulbeeralleen mit ihren Weinguirlanden wie Festspaliere aussehen, die ganze Ebene aber, von einem Berge aus überschaut, von einem lichten Laubwalde bedeckt zu sein scheint,

unter welchem die Dörfer verschwinden, deren Dasein nur die thurmartige schlanke Pappel anzeigt. Erst wenn man die Ebene selbst durchwandert, sieht man, daß die Abtheilungen zwischen den Canälen mit Mais, Wiesen und zwischen Etsch und Po von Vicenza bis Padua mit Reis bebaut sind, während in den Gärten Mandelbäume, Feigen, Pfirsiche und Aprikosen mit dunklen Cypressen, fahlen Oelbäumen, kurzen Palmen und dunkelgrünen Lorbeer-, Citronen-, Pomeranzen- und Granatbäumen wechseln.

Reizend ist die Lage der Städte am Ausgange der größeren Alpenthäler, von denen Verona der Preis gebührt. Die reißende, bleifarbene Etsch strömt in der Gestalt eines liegenden lateinischen ∽ um die Stadt, und scheidet sie in zwei Hälften, von denen die eine in der Ebene, die andere auf einer Bergzunge liegt und stark befestigt ist. Eine Eisenbahn verbindet Verona mit Mailand und Venedig. Die Stadt ist eine der schönsten; stattlich ziehen breite Straßen mit Marmorpalästen, Marmorkirchen und hochragenden Thürmen zu den römischen Thoren, und wecken erhabene Erinnerungen an die Zeiten der Römerherrschaft, wie an die wilden Parteikämpfe der mittelalterlichen Republiken der Lombardie. Verona ist stolz darauf, der Geburtsort des Catull, Nepos und Vitruv, der Maler Paolo Veronese, Titian u. A., die Residenz des Ostgothenkönigs Theodorich, der Scaliger und der Kampfplatz der Montecchi und Capuletti gewesen zu sein. Mitten in der Stadt steht am Bra-Platze ein wohlerhaltenes römisches Amphitheater aus rothem Marmor, welches stets ausgebessert wird, sobald sich irgendwo eine schadhafte Stelle zeigt, und über 20,000 Menschen fassen kann. Alle Sitzreihen, Treppen und Bogen sind vollständig, nur die oberste Bogenreihe wurde durch ein Erdbeben herabgeworfen; dagegen sieht man noch die unterirdischen Gänge, durch welche die wilden Thiere nach dem Kampfplatze gebracht wurden. Das gewaltige Bauwerk hat 1330 Fuß im Umfang, 484 Fuß in der Länge, 100 Fuß in der Höhe, 367 Fuß in der Breite, und seine 45 Sitzreihen steigen in Terrassen von 1 Fuß nach der Arena herab, während 75 Bogen die Außenwand tragen. Jetzt haben Schmiede und Krämer in den Mauernischen ihre Werkstätten und Verkaufsplätze aufgeschlagen, wie denn überhaupt die meisten Handwerker ihre Werkstätten halb auf die Straßen verlegt haben, auf denen ein buntes Volksgetümmel an den Markttagen auf und ab wogt oder nach dem stattlichen Corso strömt, um dem Pferderennen oder dem Ballspiel zuzuschauen, welches von geübten Parteien von Ballschlägern nicht selten hier aufgeführt wird. Die 48 Kirchen der Stadt sind mit Meisterwerken der Malerei geschmückt, das Rathhaus mit den Büsten berühmter Bürger, und die Bibliothek ist reich an alten Handschriften.

Nicht minder stattlich ist Vicenza's Ansehen durch seine Paläste, Brücken und bilderreichen Kirchen. Da breitet sich stattlich die geräumige Rotonda auf einer Anhöhe aus, deren Inneres einen runden Saal bildet, der sein Licht von oben erhält, während Vorhallen mit jonischen Säulen an den Seiten des Gebäudes liebliche Aussichten nach allen Seiten bieten. Ein 1000 Schritt langer Säulengang führt unter 168 Bogen nach dem Wallfahrtsort Maria del

Monte, wogegen das prachtvolle Rathhaus, im edelsten gothischen Styl erbaut, seine schöne Front zeigt.

Wir verlassen indeß Vicenza und eilen an Bassano vorüber, welches von duftigen Gärten umgeben am Ausgange des Brentathales malerisch vor den weißgrauen und violetten Kalkfelsen der Alpen sich ausbreitet, in deren Thale beim Dorfe Romano die zerfallene Burg des Ezzelino, sowie in Possagno Canova's Geburtshaus und die Monumentalkirche steht, deren Bauplan er entwarf und deren Baukosten er ganz allein trug. Aus drei Thalschlünden der carnischen Alpen entsteht dieses malerische Waldthal, mit dem sich das schluchtenartige Ampezzothal vereinigt, worauf beide den 6 Stunden langen Schlund des Valle Serpentino bilden. An der engsten Stelle mißt es nur 50—150 Schritt, indem zu beiden Seiten die Thalwände 4—5000 Fuß schroff emporsteigen, so daß den Wanderer Grausen befällt, wenn er in dieser Enge eingeschlossen hier und da Wasserfälle niederstürzen und die Piave an Felsblöcken hinrauschen hört, welche von der Höhe herabgeschleudert das Thal sperren, so daß der Weg nicht selten gesprengt werden mußte. Denn auch im Piavethale haben Bergstürze dem Flusse mit ihren Schutthalden an mehreren Stellen den Weg verlegt und dem ganzen Flußlaufe eine andere Richtung gegeben, indem sich seine Wasser zum See von S. Croce ansammelten und endlich nach Belluno sich Bahn brachen, welches am Fuße 5—6000 Fuß hoher Berge malerisch sich ausbreitet.



Die Felsengalerie von Varenna am Comer-See.



Strohflechterei.

3. Die Poebene und die Industrie ihrer Bewohner.

Zwischen den Apenninen und den Alpen breitet sich die sanft gegen das adriatische Meer geneigte Ebene des Po aus, eine paradiesische Fläche, die in vielfacher Hinsicht merkwürdig ist. Obschon die Alpen im Westen und Norden in eine Fläche auslaufen, die 400—1000 Fuß über dem Meeresniveau liegt, so neigt sich die Thalebene doch so unmerklich, daß sie überall eine wagerechte zu sein scheint. Der Po entspringt aus zwei Quellen auf dem Monte Viso der cottischen Alpen, empfängt sehr bald wasserreiche Gebirgsflüsse und tritt bei der Ticinomündung in der Nähe Pavia's in lombardisches Gebiet, von wo ab zu beiden Seiten sich weite Ebenen ausdehnen. Weiterhin führen ihm zahlreiche Alpenflüsse ihre Wasser zu, die sie zuvor zum Theil in Seen abgeklärt haben. Dieser Umstand, so wie der, daß der Po nur einen sehr kurzen Oberlauf im Gebirge hat, giebt der Landschaft den eigenthümlichen Charakter. Weil dieser Fluß sehr bald in eine Ebene eintritt, so verlangsamt sich sein Lauf, und es setzt der wasserreiche Strom Schlamm und Geröll ab. Dabei erweitert er sein Flußbett, theilt sich, indem er Werder bildet, und fließt zu gewissen Zeiten über seine flachen Ufer über, weshalb man ihn in Dämme fassen mußte. Diese engen sein Wasser ein, regeln zwar seinen Lauf, bewirken aber zugleich, daß er mehr Schlamm und Geröll absetzt, wodurch der Boden des Flußbettes natürlich erhöht wird. Wegen des trägen Laufes beginnen schon 12 Meilen vor der Mündung die Stromspaltungen oder Deltas. So trennt sich bei Ficcarolo ein Arm rechts ab,

welcher, nochmals gespalten, in zwei Armen das Meer erreicht, während der Hauptstrom in fünf Armen als Po della Maestra sich ins Meer ergießt, seine Nebenarme aber mit denen der Etsch und der übrigen Alpenflüsse in Verbindung treten, und einen neun Meilen langen sumpfigen Delta-Küstenstrich bilden.

Da der Po nur bei Hochwasser, wo er höchstens 18 Fuß steigt, das Land überschwemmt, so hat man aufwärts von Cremona nur an einzelnen Stellen Dämme angelegt; aber weiter abwärts nimmt seine Wassermasse zu, weil ihm im Unterlauf die bedeutendsten Nebenflüsse zueilen, so daß seine Wasser auf 55 Fuß steigen und eine regelmäßige Dammeinfassung unentbehrlich wird. Daher mußte man die Dämme nicht nur gegen 60 Fuß hoch aufschütten und ihnen eine dieser Höhe entsprechende Breite von 18—25 Fuß an der Krone geben, sondern noch besondere Steinwälle an gefährdeten Stellen anlegen, an denen die gewaltigen Wassermassen sich brechen und wodurch die Dämme selbst geschützt werden. Weil der Strom hierdurch zusammengehalten wird und 52 Meilen vor der Mündung, wo er in österreichisches Gebiet übertritt, nur 7½ Fuß Gefälle und 62 Fuß Tiefe, weiter abwärts aber nur 1 Fuß Gefälle auf die Meile und 25 Fuß Tiefe hat, seine Geschwindigkeit in der Secunde auch nur 3—4 Fuß beträgt, so erhöht er durch den abgesetzten Schlamm den Boden seines Strombettes. Mit der Flußsohle sind denn auch die Dämme gestiegen, so daß sein Wasserspiegel 30 Fuß über der Ebene steht, auf die man vom Flusse tief hinabsieht.

Auf die Bodenbeschaffenheit wirken die Zuflüsse des Po gewaltig ein. Die einen gelangen in großen Seebecken am Rande der Alpen zu einer gewissen Ruhe, so daß sie ihre größeren Geröllstücke und Schuttmassen absetzen und nur den feinern Schlamm und Kies weiter fortführen; andere dagegen brausen ungestüm aus den Alpen in die Ebene, überschwemmen dieselbe, wenn sie nicht eingedämmt sind, zur Zeit der Schneeschmelze und bedecken sie mit Sand- und Geröllschichten. Alle Flüsse bringen aber ihre leichteren Kiese bis ans Meer, wo sie dieselben absetzen, da das entgegenströmende Meer den langsam einströmenden Fluß hemmt und ihn nöthigt, seine Schlammmassen zu Boden sinken zu lassen. Daher wächst die Poebene mit jedem Jahre weiter ins Meer hinein, und bildet sumpfige Niederungen und Strandseen.

Bei Turin hat der Po bereits eine Breite von 300 Schritt, aber schon bei Pavia, wo er bis 1000 Fuß in der Breite mißt, wird er Niederungsstrom mit gewundenem Laufe, Stromspaltungen, Inseln, todten Armen, flachen Ufern, und bei Guastalla zeigen sich die ersten Versumpfungen (valli). Unterhalb Ficarolo beginnt die Deltabildung unabsehbare eingedeichte Flächen, die an ihren Rändern in Wiesen verwandelt, mit Rohr und hohem Gras bewachsen, von Lachen, todten Armen und Sandhügelreihen durchzogen und von sieben Mündungsarmen durchbrochen sind. Der Po grande oder Po Maestro, eine nördliche Mündung, hat zwar 1,500 Fuß Breite, ist aber für die Schifffahrt zu flach, weshalb die Schiffe durch den südlichen Po della Gnocca auslaufen, der 500 Fuß Breite hat. Zahlreiche Canäle und Flußregulirungen haben über die untere

Poebene ein Netz von Wasserstraßen ausgebreitet, welches den Handel ungemein erleichtert.

„Der Horizontalboden der Poebene ist in das gesegnetste Gefilde verwandelt. Die vielfältige Theilung der Grundfläche, der landwirthschaftliche Betrieb in unendlich zahlreichen kleinen Gütern, die vorherrschende Vereinzelung der zierlichen ländlichen Wohnungen, die Anlage unzähliger Wasserleitungen zum Zwecke der Schifffahrt und des Ackerbaues geben der Poebene eine Mannichfaltigkeit, eine Unüberschaulichkeit, welche mit der Einförmigkeit der öden Moor- und Haidegegenden des Rheindeltas nichts gemein hat. Dazu verleihen die Umpflanzung der Flüsse und Wassergräben, sowie die üppigen Getreidefelder mit edlen Obst- und Maulbeerbäumen, zwischen denen der Weinstock von Baum zu Baum rankt, der Landschaft von fern das heitere Aussehen eines lichten Waldes. Einförmiger sind nur die dem Reisbau gewidmeten Gegenden, die in den sanften Senkungen des Bodens außerhalb der Flußmarschen liegen. Sie bilden weite, offene, baumlose, in fahles Grün gekleidete Ebenen, die durch eine unzählige Menge von Canälen und Dämmen in gleichmäßige Vierecke getheilt sind, deren tiefer Boden durch Schleußenspiele bald in unabsehbare, morastige Felder, bald in noch immer feuchte Wiesengründe verwandelt wird. Diese Reisfelder werden wegen ihrer verpesteten Atmosphäre von Ansiedelungen gemieden, und bleiben außer der kurzen Erntezeit einsam und öde. Der Reichthum der Bewässerung verwandelt außerdem Theile der Ebene, die dem Anschwemmungsbereiche der Flüsse fern oder ihnen durch Dämme entzogen sind, in Marschland; das sind die einträglichsten und bewohntesten Culturgegenden des ganzen Landes, wo immergrüne Wiesen, mit kniehohen Kräutern bedeckt, von Baumpflanzungen eingefaßt, einen unglaublichen Ertrag gewähren."

„Die eigentlichen Strommarschen, die Küstensäume endlich sind keineswegs durch die Cultur begünstigt. Diese Niederungen sind spärlich bewohnte Wiesenflächen und Sumpfstrecken, für welche die Menschenhand bisher wenig gethan hat. Nur geringe Theile sind hinreichend eingedeicht, entwässert und in fruchtbares Marschland verwandelt. Näher an der Küste breitet sich auf einer Küstenlinie von 34 Meilen ein Saum von Sumpflandschaft aus, der $\frac{1}{2}$—4 Meilen, in der Regel 1—2 Meilen breit ist, und sich im Schutz vorgelagerter sandiger Inseln und Bänke aus dem Bodensatz der Gewässer gebildet hat. Er zerfällt in eingedeichtes Gartenland oder eigentliche Marschen, in Maremmen oder trocken gelegtes, mit dichtem Graswuchs bedecktes Moorland, in Süßwassersümpfe (paludi oder valli dolci), die nur an den trockengelegten Rändern reicher bewachsen, im Innern ungangbar sind und, wie die Maremmen, zahlreiche schlammige Lachen enthalten, und endlich in Salzsümpfe und Lagunen, welche nur durch langgestreckte, sandige, zum Theil cultivirte Inseln (Lidi) vom offenen Meere geschieden und alltäglich von der Meeresfluth bedeckt werden, so daß sie zur Zeit der Ebbe als ein breiartiger, pflanzenloser Schlammboden daliegen. Wo die Arbeit der Flüsse ihren ungestörten Fortgang gehabt hat, da haben sich in diesen Salzsümpfen zahlreiche inselartige, durch Salzlachen umschlossene Er-

höhungen gebildet; wo aber, wie zwischen den künstlichen Mündungen der Brenta und Piave, das Spiel der Anschwemmungen durch Ableitungen der Flüsse unterbrochen worden, da ist die Küste mit großen zusammenhängenden Lagunen umgürtet, deren geringe, aber dicht bebaute und bewohnte inselartige Erhöhungen aus einer frühern Zeit herrühren und vom Meere wie vom Lande gleich abgeschieden, von jenem wie von diesem nur mittelst schmaler Canäle zu erreichen sind." (Roon.)

Der Küstensaum des Podelta ist für den Geologen sehr interessant, denn er beweist ihm die Veränderungen, welche gegenwärtig noch auf der Erdoberfläche vor sich gehen. Man will nicht allein bemerkt haben, daß die Küsten um den nördlichen Theil des adriatischen Meeres im allmählichen Sinken begriffen sind, sondern aus bestimmten Angaben der älteren Geographen geht auch hervor, daß die Westküste dieses Meeres immer weiter ins Meer hineinrückt. Der Kriegshafen Ravenna's, in welchem die römischen Kaiser eine Abtheilung ihrer Kriegsflotte sich aufhalten ließen, ist gegenwärtig fruchtbares Gartenland, und jenes Adria, welches zur Römerzeit noch ein besuchter Hafenplatz war, liegt jetzt mehrere Meilen vom Meere entfernt. Selbst Venedig hat nicht nur von Zeit zu Zeit gewisse Stellen erhöhen müssen, sondern kann nur durch kostspielige Arbeiten die Verschlammung der Lagunencanäle verhindern, die trotzdem immer flacher werden, denn seit dem 12. Jahrhundert dringt nach sorgfältigen Berechnungen das Podelta alljährlich an 100 Fuß weiter vor.

Der Fleiß der Bewohner der Lombardie hat diese fruchtbare Ebene zu mannichfacher Beschäftigung benutzt und zu einem reichen Culturlande gemacht. Klima, Bodenbeschaffenheit und geographische Lage begünstigen diese rege Betriebsamkeit. Denn die mittlere Jahreswärme ist keineswegs so hoch, als man erwarten könnte, und die Verschiedenheit der Temperaturen in den Alpenthälern und Alpenzügen erzeugt eine Mannichfaltigkeit der Producte, wie wenn die Lombardie sich bis zum Nordcap ausdehnte, mit welchem 6—7000 Fuß hohe Berge fast gleiche mittlere Wärme haben. Venedig hat im Sommer 18° R. und im Winter 2° R. Wärme, zu Mailand hat die größte Hitze 27° und die größte Kälte 12° erreicht. Der Regen ist auf alle Jahreszeiten ziemlich gleich vertheilt und nimmt um so mehr ab, je weiter man sich von den Alpen entfernt. Denn im Gebirge fallen jährlich 90 Zoll Regen, am Fuße der Alpen 51 und in der nördlichen Poebene etwas über 30 Zoll; doch bleibt auch der Schnee länger in der Ebene liegen, als man gemeiniglich vermuthet.

Auf den Bergen bricht man Marmor, von dem es um Verona herum allein 45 Arten giebt, Alabaster, Dachschiefer und Sandstein, sammelt Achate, Chalcedone, gräbt Asbest, Stein- und Braunkohlen, benutzt Mineralquellen verschiedener Art, weidet auf den hohen Alpentriften Schafe und Ziegen, schlägt in den ungeheuren Nadelwaldungen der östlichen Kalkalpen Tannen, welche auf dem Tagliamento und der Piave herabgeflößt werden, von woher zur Winterzeit die Bewohner der höheren Thäler in die Ebene wandern, um durch allerlei Arbeit sich den Lebensunterhalt zu verdienen. Weiter hinab an den Bergen liefern

Buchen und Eichen nutzbare Hölzer; die Kastanie und der Maulbeerbaum, die bis zur Ebene hinab wachsen, geben Material zu vielfacher Benutzung, ja die Kastanienfrucht dient oft statt der Brodspeise. An den Terrassen legt sich der unermüdliche Bauer seine Weingärten an, indem er einen angemessenen Fleck mit Steinen umzäunt, Erde in diesen eingeschlossenen Raum trägt, in kleinen Rinnen Wasserbächlein von einer Terrasse zur andern leitet, und unverdrossen jätet und hackt. Zwischen und an den Hügeln haben sich die Lombarden in vielen Dörfern gesammelt, wo sie des Seidenbaues und der Eisenfabrikation pflegen, oder in sonnigen Gärten Südfrüchte erziehen, von denen die edleren, besonders die Oelbäume und Orangen, des Schutzes gegen die Winterkälte bedürfen, während Agaven, Opuntien, Oleander, Salbei, Thymian, Rosmarin und andere Gewürzkräuter im Freien gedeihen, und in den flachen Thälern und der Ebene Mais, Bohnen, Lupinen, Rüben, Weizen und Korn unter Ulmen und Pappeln gebaut werden. Ueppige Wiesen wechseln mit fruchtstrotzenden Feldern, welche oft eine zweifache Ernte geben. Denn zwischen Reihen von Ulmen, Pappeln oder Maulbeerbäumen werden Getreide und Hülsenfrüchte gesäet, der Wein an diesen Bäumen hinaufgezogen, und nach der Weizenernte noch Mais oder Hülsenfrüchte gebaut. Kein Acker liegt brach, kein Fleckchen entbehrt der Bewässerung, und die Wiesen werden sogar vier Mal gemäht.

Wer kennt nicht dem Namen nach die feurigen Weine: den Vino santo bei Verona und Brescia, die Brianzaweine bei Lodi, den Rivierawein vom Gardasee, den weißen Bregenzawein, den Conegliano u. a., die in guten Jahren jährlich $4\frac{1}{2}$ Mill. Eimer füllten? Wer kennt nicht die Melonen, Kürbisse, Artischocken, Citronen und Granaten, Mandeln und Feigen, den trefflichen Flachs und Hanf? Wer hat noch nicht den würzigen Parmesankäse gekostet, von welchem in der Gegend von Mailand bis Pavia und Lodi jährlich 32 Mill. Pfd. von 80,000 Milchkühen bereitet werden? Sämmtliche Naturproducte des gesegneten Polandes haben einen Geldwerth von mehr als 180 Mill. Fl. Rechnet man hierzu die Seidenfabrikation, die Strohflechtereien, die Glashütten, die Seifen- und Papierfabriken, die vielgerühmten Cremoneser Geigen, die Paduaner Darmsaiten, die Mailänder Bronze- und Venetianischen Juwelierwaaren, die Baumwollen- und Stahlwaaren, die Porzellan- und Blumenfabriken, die Fischereien und Schiffswerften, die Eisen- und Bleihütten, so erhält man eine Vorstellung von dem regen Gewerbsleben der lombardischen Ebene. Da außerdem schiffbare Flüsse, Canäle, Heerstraßen und in neuester Zeit Eisenbahnen von Mailand nach Venedig mit Zweigbahnen, kunstreiche Alpenstraßen nach der Schweiz, Tyrol, Steiermark, Kärnthen u. s. w. in großer Anzahl vorhanden sind, so wird man es erklärlich finden, daß die Lombardie und Venedig für Handel und Verkehr ganz besonders günstig liegen. Im Mittelalter hatte Venedig den Welthandel, und es waren die Städte der Poebene Hauptstapelplätze. Sie bildeten die Hauptgeldmärkte, so daß sich der Name Lombarden für besondere Geldgeschäfte bis heute erhielt, und in London eine Straße davon den Namen trägt. Betrachten wir die Hauptbeschäftigungen und Erzeugnisse des Landes etwas näher, so fällt

unser Blick zuerst auf die gesegneten Felder der Poebene mit ihren wogenden Reis-, Mais- und Weizenfeldern.

Der gemeine Reis stammt aus Indien und hat sich von da aus, wo er wie in China das Hauptnahrungsmittel ist, nach den Tropenländern und gemäßigten Zonen aller Erdtheile verbreitet, wodurch eine Menge von Spielarten entstanden sind. Man kann mit Recht annehmen, daß die Hälfte der Erdbewohner den Reis zur täglichen Nahrung gemacht und seinen Saft wie sein Stroh zu mannichfachen Zwecken benutzen gelernt hat. Aus zaserigen Wurzeln schießt ein kahler einfacher Halm 2½—4 Fuß hoch empor, den lange, gerillte Blattscheiden fast ganz verdecken. Die dünnen, lang zugespitzten Blätter erreichen eine Länge von einem Fuß und darüber und biegen sich in sanftem Bogenschwunge abwärts, wogegen die Rispe mit ihren traubenförmigen Aesten Anfangs aufrecht steht, und sich erst später überbiegt, wenn die Frucht in den leimigen kahnartigen Spelzen mit den spitzigen Grannen zu wachsen beginnt.



Frucht und Blüthe des Reises. a. Kelchspelze. b. Blüthe in voller Entwickelung. c. Blüthen ohne Spelzen. d. Frucht in geschlossenem Zustande. e. Frucht und bloßgelegte Fruchtspelzen.

Von Ostindien wurde der Reisbau nach China sowol als nach Persien und Arabien verbreitet, von wo ihn die Saracenen in Spanien einführten. Nachdem die Spanier ihr Land zurückerobert hatten, lernten auch sie den Reis schätzen, und die Kaufleute Südeuropa's wurden auf diese nützliche Graspflanze aufmerksam. Im J. 1522 legte daher der General Theodor Trivulci, ein geborener Mailänder, auf seinem Gute bei Zeri und Palu am Tartaro eine Reispflanzung an; in Verona folgte man dem Beispiele; Mantua ahmte Verona nach, so daß schon 1530 der Reisbau in der Lombardie weit verbreitet und die seitherige Einfuhr von Damiette in Aegypten und von Majorca beschränkt wurde. Die Regierungen hielten indessen den Reisbau wegen des erforderlichen sumpfartigen Bodens für gemeinschädlich, und verboten daher am Ende des 16. Jahrhunderts den Anbau. Indessen hatte man bald dieses Verbot dahin abgeändert, daß der Sumpfreis, denn nur dieser ist in Europa eingeführt, nicht in der Nähe bewohnter Orte darf gebaut werden, und seitdem hat sich im nördlichen Italien, besonders in der Gegend um Verona, Mantua und Mailand, ein sehr bedeutender Reisbau entwickelt.

Der Anbau dieser Pflanze ist eine mühevolle und ungesunde Beschäftigung, die zum Theil durch Hülfe der Alpenbewohner ausgeführt wird, welche deshalb zu bestimmten Zeiten von ihren Bergen herab in die Ebene wandern, obschon diese von Fiebern heimgesucht wird wegen der Ausdünstungen, welche das über dem Reis stehende Wasser verbreitet. Im Winter und Frühjahr pflügt man den Boden 2—3 Mal um und setzt ihn dann mehrere Tage lang unter Wasser, ehe die Reissaat hinein gestreut wird. Nachdem das Wasser abgelassen ist, ebnet man das Erdreich mit eisernen Schaufeln und tritt es mit den Füßen nieder, worauf man nach etlichen Tagen den Reis säet, welcher zuvor 8—14 Tage in Wasser eingeweicht war. Da die Saat viel Wasser zur Entwickelung bedarf, so setzt man wiederum den Acker 4—6 Tage unter Wasser, welches fließend erhalten werden muß, bis man es nach einiger Zeit wieder abläßt, damit der Acker 5—6 Tage trocken liege und die Wurzeln wie die ganze Pflanze sich kräftiger entwickeln. Hierauf leitet man bis Ende Juni oder bis Anfang Juli von Neuem Wasser auf das Feld, und läßt dieses dann auf einige Tage ab, um das Unkraut auszujäten, worauf zum dritten Mal der Acker unter Wasser gesetzt wird, welches bis zum August über demselben stehen bleibt. Um diese Zeit setzt die Pflanze Aehren an, und da deren Entwickelung einen weniger nassen Boden verlangt, so läßt man das Wasser zum wiederholten Male auf 3—4 Tage ab, um die letzte Wässerung Ende September oder Anfang October eintreten zu lassen, wo die Aehre des Reises zu reifen beginnt. Dann entfernt man das Wasser, läßt den Boden abtrocknen, schneidet das Getreide, und legt Handvoll neben Handvoll zum Trocknen nieder. Nach einigen Tagen bindet man diese kleinen Bündel zu Garben, und stellt dieselben in Schobern zum völligen Austrocknen auf einer Tenne aus, welche recht eben gemacht und mit Ziegeln gepflastert ist. Sobald das Getreide ganz trocken ist, schafft man die Garben auf die Dreschscheune, damit Pferde die Körner aus dem Stroh treten, welche auf Stampfmühlen von den Hülsen befreit, gesiebt und nun zum Verkauf gebracht werden. Will man den Reis in Mehl oder Reisblume verwandeln, so wäscht man die Körner zuvor in kochendem, dann in kaltem Wasser, trocknet sie, und zermalmt sie im Mörser oder auf der Handmühle in feines Pulver, welches man durch ein feines Haarsieb schlägt und an einem trockenen Orte zum Gebrauch aufbewahrt.

In Paris macht man aus aufgeweichtem Reis Schminke, und im Morgenlande bier- und weinartige Getränke, sowie Arac; in Italien benutzt man aber auch das Reisstroh. Denn man bindet aus den Halmen Reis- oder Strohbesen, die zum Ausbürsten der Tuchkleider besonders passend sind, weil sie das Tuch weniger angreifen, als Bürsten es thun, oder man flechtet aus ihnen grobe Strohhüte.

Zu den feineren Strohhüten bedient man sich der Weizen- und Roggenhalme, und es bilden diese Strohwaaren einen besondern Handelsartikel Oberitaliens. Zu einem feinen Strohhute gehört ein guter Halm, weshalb der Weizen, aus dessen Halmen Strohbänder sollen geflochten werden, ganz besondere Behandlung erfordert. Man wählt zum Weizenacker am liebsten Bergland,

weil dies weder zu trocken noch zu fett zu sein pflegt, jätet den Boden dann mit allem Fleiß, duldet keine Bäume an der Ackergrenze, damit die Sonne ihre volle Wirkung auf den Boden ausüben und ihn tüchtig durchwärmen kann. Hierauf wird der Boden gedüngt und im November oder December mit großer Vorsicht besäet, damit der Samen gleichmäßig und nicht zu dicht oder dünn falle. Zur Aussaat nimmt man den Sommerweizen (marzolano), weil er das feinste und längste Stroh giebt und mehr Halme hervorbringt. Will man ein brauchbares Stroh erhalten, so muß man die Halme einernten, sobald das Korn in den Aehren fast völlig ausgewachsen, weil alsdann der Halm ohne Rostflecken ist. Man sammelt also Ende Juni die Halme ein, indem man sie einzeln mit den Wurzeln aus der Erde zieht, und sie 3—4 Tage des Austrocknens wegen in Haufen liegen läßt, wodurch sie mehr Festigkeit und Zähigkeit erhalten, so daß sie bei der Verarbeitung nicht zu leicht brechen. Hierauf erst schneidet man die Wurzeln ab, drischt die Halme mit großer Vorsicht, damit sie nicht gequetscht werden, oder schneidet lieber die Aehren ab, um sie dieser Gefahr des Zerquetschens sicher zu entziehen. Ist dies geschehen, so beginnt eine sehr sorgfältige Auswahl der Halme, indem man beschädigte und sonst makelhafte zurücklegt, die probehaltigen dagegen in Wellen von 2—4 Loth zusammenbindet, diese wiederholt in die Sonne legt und dem Thau aussetzt, wodurch sie nicht nur gehörig austrocknen, sondern auch eine gute Bleiche erhalten. Etwa 6—8 Tage reichen hin zum Trocknen und Bleichen, wobei man die Halme vor Regen, sowie vor der Feuchtigkeit des Rasens schützen muß, damit sie keine Flecken bekommen. Nach der Bleiche sammelt man die Wellen wieder, weicht sie in einem Bach mit reinem Wasser, trocknet sie und setzt sie Schwefeldämpfen aus, um sie vollends auszubleichen und ihnen eine angenehme weiße Farbe zu geben.



Der italienische Weizen, Aehre und Pflanze.

Erst nach diesen Vorbereitungen beginnt das eigentliche Strohflechten damit, daß man die Halme nach den Graden ihrer Feinheit in acht Sorten theilt, von denen die gröbste „Rohr" (cannochio) und die feinste „Schaum" (bava) heißt. Aus 11—13 ganzen ungespaltenen Halmen flicht man nun ein schmales Band oder einen Streifen, preßt diesen durch eine Maschine, wenn er zu Hüten verbraucht werden soll, glättet ihn mit geschliffenen Steinen oder Knochen, und näht dann die Streifen zusammen, indem man mit der Nadel ringsherum unter den Maschen am Rande hinfährt. Man beginnt mit dem Hutrande, woran der

Kopf, den man über einem hölzernen Modell gefertigt hat, durch eine besondere Maschine aus hartem Holz, durch das busetto, geheftet wird. Die Feinheit der Hüte wird nach der Zahl der Bändchen oder Gänge in der Breite der Hutschirme bestimmt. Feine Hüte haben in den 7 Zoll der Schirmbreite 60—80 Gänge, und nach dieser Nummer der Gänge oder Streifen benennt man den Hut. An einem feinen Hute näht ein Mädchen 14 Tage, denn er erfordert 72 Ellen Geflecht. Er muß in einer Trommel noch einmal geschwefelt werden. Im Districte Marostica, in der Provinz Vicenza, beschäftigen sich einige Tausend Landleute mit dem Flechten feiner Strohhüte; bei Lodi und Mantua dagegen macht man Basthüte aus Holzspänen, indem man die einzelnen Geflechte an den Rändern blos zusammenkerbt, durch Pressen vereinigt und glättet. Werden diese Basthüte geschwefelt, gestärkt und geglättet, so heißen sie capelli alla francese. Viel Strohwaaren verfertigt man aber auch in Wien, in den tyrolischen Pfarren Scheidegg und Lindenberg, im Perchthale, in dem zauchener Kirchspiele Krains, bei Gratz, in Mähren und im nördlichen Böhmen, wo besonders zu Leitmeritz Bouquets, Guirlanden, Körbchen 2c. geflochten werden.

Neben dem Reis und Weizen ist für Italien der Mais, dessen Felder gewöhnlich Nebenpflanzungen durchschneiden, eine wichtige Brodfrucht. Aus ihm wird der beliebte Brei Polenta bereitet, den man, wenn er recht fein schmecken soll, mit Speck oder Oel und Parmesankäse versetzt. Um aus dem Maismehl allerlei Backwerk zu machen, vermischt man es mit Weizenmehl. Obschon diese Pflanze auch türkischer Weizen oder Türkenkorn heißt, so stammt sie doch nicht aus dem Morgenlande, sondern aus Amerika, wo sie in Peru auf Hochebenen von 12,000 F. und in Mejico 9000 Fuß hoch gedeiht, in fruchtbaren Strichen 800fältigen, in Europa einen 70—80fältigen Ertrag liefert. Columbus, welcher für die Verbreitung nutzbarer Gewächse viel gethan hat, brachte schon 1493 Mais mit nach Europa. Denn bei den Insulanern fand er überall große Maisfelder, und schon 1525 baute man Mais in Spanien, 1560 in Rovigo, 1575 im Mailändischen, 1590 kam er nach Belluno, von da nach Friaul und war 1610 schon ein bedeutender Handelsartikel der Venetianer, welche ihn in der Levante einführten, von wo er unter dem Namen „türkischer Weizen" nach Ungarn verpflanzt wurde. Von der Lombardie aus kam er über Verona und Roveredo 1647 nach Innsbruck und von Mailand nach den Rheingegenden, wo man ihn deshalb Welschkorn nannte. In Norditalien hat er die Gerste verdrängt, und findet in Tyrol, Krain und Steiermark wachsende Verbreitung, wie er denn auch in einigen Gegenden Ungarns und Galiziens unter dem Namen Kukuruz die Hauptnahrung geworden ist. Der Maisbau reicht in Amerika bis zum 54°, in Europa bis zum 45—49° nördlicher Breite, und braucht eine Sommerwärme von 18—19° C. Merkwürdig ist es, daß mit dem Genuß des Maismehles auch die Hautkrankheit Pellagra sich einfindet und epidemisch wird. Der Mais ist eine stattliche Pflanze, deren Samen man nicht säet, sondern den man, wie bei Runkelrüben, zu je 3—4 Körner in eine Vertiefung legt, welche 2 Fuß von der nächsten entfernt ist. Dazwischen setzt man Bohnen, oder man pflanzt den Mais in Weingärten. Sein

steifer Halm steigt aufrecht 5—8 Fuß empor, und entsendet nach beiden Seiten hin 3 Fuß lange und 3 Zoll breite Blätter, die sich in stolzem Bogen erdwärts neigen. Auf der Spitze des Halmstängels bildet sich die zwei Fuß lange Rispe mit zahllosen Staubblüthen, und tiefer am Stamme als Nebenschößlinge finden sich 6—8 fleischige Fruchtkolben mit goldgelben, weißen oder purpurrothen Körnern, welche zusammen von vielen scheidenförmigen Blättern eingehüllt sind. Gar stattlich sieht ein solches Maisfeld aus, wenn ein leiser Wind die Blätter sanft bewegt, wenn im hellen Sonnenschein die farbigen Körner schimmern und die schillernden Luftwellen darüber hinwallen. Dazu ist ein Maisfeld von Vögeln aller Art belebt, welche auch ihren Antheil an der Ernte begehren, oder nach Insecten jagen, die sich vom Saft der Pflanze nähren, oder unter ihrem Schutze ihre Wohnung aufgeschlagen haben.


Der Mais (Welschkorn, Kukuruz, türkischer Weizen) und seine Frucht.

Außer diesen grasartigen Nahrungspflanzen weiß der Italiener aber auch die Früchte einiger seiner Bäume zu viel gebrauchten Nahrungsstoffen zu benutzen. Er genießt nicht nur die Nüsse (Piniolen) der 40—50 Fuß hohen Pinienkiefer, die einen haselnußähnlichen Geschmack haben und ein süßes Oel geben, sondern bereitet aus den Früchten (Maroni) des echten Kastanienbaumes ein Mehl, oder kocht oder röstet sie, so daß diese wohlschmeckende Speise für die ärmere Bevölkerung Das ist, was in Deutschland die Kartoffel leistet. Der mächtige Baum, der in seinem Wuchse Aehnlichkeit mit der Buche hat, wird auf Hügeln in kleinen Waldungen angepflanzt, und gewährt im Frühjahr einen prächtigen Anblick, wenn zwischen seinen 8 Zoll langen dunkelgrünen, starren Blättern die 10 Zoll langen weißen Blüthenkätzchen hervortreten, aus denen sich später die mit gelben Stacheln besetzten Fruchtkapseln entwickeln, die bei der Reife in vier Klappen bis zur Mitte aufspringen und ihre Früchte herabfallen lassen.

Dem Lombarden wachsen aber nicht nur die Kartoffeln gewissermaßen auf dem Kastanienbaume, sondern auch die Butter auf dem 20—40 Fuß hohen Oelbaume mit der silbergrauen Rinde und den kleinen seidenartigen Blättern, die oben matt dunkelgrün, unten aber silberfarbig, goldig oder rostbraun aussehen, zwischen denen sich im April traubenartige Rispen weißlicher Blüthen hervordrängen, die eine pflaumenartige Steinfrucht von Haselnußgröße erzeugen, deren Dunkelgrün nach und nach ins Purpurschwarze übergeht. Der Baum

stammt aus Asien, verlangt 12—15° R. Wärme, steiniges Hügelland, und wird in Reihen mit 10 Schritt Zwischenraum gepflanzt, so daß unter ihm noch Getreide und Wein gebaut werden. Bei den Griechen galt er für heilig, und genoß als Sinnbild der Keuschheit und des Friedens hohe Verehrung, so daß man dem olympischen Sieger als höchsten Preis einen Kranz aus Oelzweigen überreichte. Man benutzt das Olivenholz zu den schönsten Schreinerarbeiten, und genießt wol auch die eingemachten Früchte des Baumes, sammelt sie aber vorzugsweise, um das Oliven-, oder Baum-, oder Provencer-Oel aus ihnen zu pressen, welches als Schmelze zu den Speisen und als Zusatz zu verschiedenen chemischen Fabrikaten gebraucht wird. Daß das an Oelfrüchten so reiche Land gesuchte Seifen liefert, ist allbekannt, und es war die venetianische Seife früher ein von den Großen und Reichen theuer bezahlter Handelsartikel. Vom September bis December sammelt man die Früchte deshalb vor der völligen Reife mit der Hand, sortirt sie, trocknet sie ab, läßt sie auf einer Mühle zu Brei zerdrücken, bringt diesen unter die Presse, und sammelt das in Rinnen ablaufende Oel. Diese Sorte heißt Jungfernöl; dann preßt man den Brei noch zwei Mal unter Zusatz von kaltem und siedendem Wasser, läßt das Oel in Fässern oder Krügen oder Cisternen sich setzen und klären, und erzeugt durch mancherlei Zusätze noch verschiedene Oelsorten. Am Gardasee wird eine besonders feine Sorte gewonnen, die einen eigenen Handelsartikel bildet und über Botzen nach Deutschland geführt wird.

Von einem andern Baume weiß der Lombarde einen nicht minder großen Nutzen zu ziehen, indem er mit dessen Blättern eine Raupe nährt, aus deren Gespinnst für Tausende eine kostbare Kleidung gesponnen wird. Wir meinen den Maulbeerbaum.

Der weiße Maulbeerbaum wächst auf sandigem, magerem Boden als niedriger Baum mit kugelrunder Krone, und hat ganze oder gelappte Blätter, von denen sich die Seidenraupe nährt. Für seine Cultur hat man wenig Sorge zu tragen außer der, daß man ihn fleißig anpflanzt, gegen Raupen schützt, seine Zweige im Nothfalle stützt und den Boden um seine Wurzeln lockert. Die Seidenraupe stammt bekanntlich aus China, von wo sie Mönche nach Griechenland brachten, worauf ihre Zucht Roger II. von Sicilien etwa 1130 in Unteritalien einführte, von wo sie sich bald weiter verbreitete und sich der Begünstigung der Fürsten zu erfreuen hatte. Denn vor Zeiten gehörte ein seidenes Kleid zu den größten Kostbarkeiten. Der Kaiser Heliogabalus (200 n. Ch.) war der Erste, welcher ein seidenes Kleid trug; Aurelian dagegen, einer seiner Nachfolger, schlug seiner Gemahlin die Bitte ab, ihr ein solches zu kaufen, weil der Stoff zu theuer sei; Karl der Große hatte seinen Kaisermantel mit Seidenstreifen verbrämen lassen, und es lieh sich ein schottischer König ein Paar seidene Strümpfe, als er den englischen Gesandten empfangen wollte, weil er aus eigenen Mitteln sich keine anschaffen konnte!! Und heute . . . !

Der Seidenwurm oder Seidenspinner gehört zur Familie der Nachtschmetterlinge, mißt mit ausgebreiteten Flügeln in die Breite 1³/₄ Zoll, hat schmuzig



Gewinnung der Seide. I. Seidenspinnerei oder Filanda. II.—IV. Rohe Seide. V. Oben eine sich einspinnende Raupe und darunter ein fertiger Cocon. VI. Die aus dem Cocon genommene Puppe. VII. Die ausgewachsene Raupe. VIII. Ein weiblicher Eier legender Seidenspinner. IX. und X. Raupen in ihrem ersten Zustande auf Maulbeerblättern.

weiße Flügel mit 2—3 dunklen Querstreifen und dazu auf den Vorderflügeln einen undeutlich gezeichneten bräunlichen Halbmond. Das Weibchen legt 2—300 bläuliche Eier, deren auskriechende gefräßige Raupen schnell wachsen, sich vier Mal häuten und dann einspinnen. Wo man sie in Stuben hält, wie dies in Italien der Fall ist, muß man sie füttern, eine mühselige Arbeit, da die Blätter immer frisch und mit Sorgfalt ausgewählt sein müssen. Fühlt die glatte, weißlich glänzende Raupe, welche verschiedene dunkle Flecken und noch ein Horn auf dem letzten Ringe hat, daß die Zeit ihres 6—7 Wochen langen Lebens vorbei ist, so wird sie unruhig und läuft hin und her, bis sie einen passenden Ort zum Einspinnen gefunden hat. Sie klebt nun zwei Tropfen des klebrigen Saftes, der ihr aus zwei Oeffnungen neben dem Maule hervorquillt, an dem Gegenstande an, wo sie sich einspinnen will, bewegt den Kopf hin und her, und haspelt dabei einen dünnen, klebrigen Faden hervor, den sie mit den Vorderfüßen um sich wickelt. Den ersten Tag macht sie nur ein unregelmäßiges Gewebe, eine Art Unterfutter, über welches sie ein Zickzack mit strafferen Fäden spinnt, bis nach 7—8 Tagen ein ovaler Schlauch (Cocon oder Galette) von der Größe eines Taubeneies fertig ist, das sie unsichtbar macht, und aus dem sie nach 2—3 Wochen als Schmetterling hervorbricht. Um den Raupen zum Einspinnen Gelegenheit zu geben, stellt man Bündel aus Besenreisig hin, zwischen denen sie ihre Cocons anlegen. Da die Raupe gegen Kälte und Feuchtigkeit sehr empfindlich ist, so muß der Seidenzüchter für eine angemessene trockene Wärme sorgen.

Um keine Eier zu verlieren, setzt man das Weibchen vor dem Eierlegen auf ein Papier, wo dieselben ankleben. Die Eier hebt man für's nächste Jahr auf, bringt sie in eine Stube, deren Wärme nach und nach von 14—22° R. gesteigert wird, und füttert die Raupen, die man nie mit dem Finger anfassen darf, indem man frische Blätter auf durchlöchertem Papier über die Blätter des vorigen Tages legt, worauf die Raupen durch die Löcher im Papier herauf nach der neuen Nahrung kriechen. Hat sich die Raupe eingesponnen, so muß man verhüten, daß der Schmetterling auskriecht, weil dieser das Seidengespinnst zerstört, dessen Faden über 1000 Fuß Länge hat. Man tödtet die Puppe daher, da man nur die feinsten Cocons zur Fortpflanzung aufbewahrt, indem man sie entweder in einem Backofen röstet, oder indem man den Cocon Schwefeldämpfen oder Kampher aussetzt, oder ein mit Terpentinöl getränktes Papier zwischen die Cocons legt. Diese sehen fleischfarben, oder orange, oder gelb aus und müssen zu Strähnen abgehaspelt werden, wenn man sie nicht in die Fabriken roh verkaufen will. Man wirft die Cocons, nachdem sie vorher sortirt sind, in einen Kessel mit heißem Wasser von 70—75° R., damit sich die harzigen Theile des Gespinnstes lösen. Das nun folgende Abhaspeln der Seidenfäden ist eine schwierige Arbeit, welche große Sorgfalt erfordert und in vielen Städten in besonderen Fabriken (Filatorien) getrieben wird.

Wenn die Cocons durchweicht sind, wirft man sie in einen Kessel, unter dem ein mäßiges Feuer unterhalten und neben welchem die Zwirnhaspel aufgestellt

wird. Auf einem Gerüste ist nicht nur die vierarmige Haspel angebracht, sondern in gesetzlich vorgeschriebener Entfernung auch die eisernen Fadenhalter oder Oehre, durch welche man den Faden auf die Haspel leitet. Durch ein Räderwerk rückt man den Faden je nach Bedürfniß hin und her, und verbindet 4—5 Fäden von eben so vielen Cocons zu einem Hauptfaden, welcher durch die beiden Oehre einer eisernen Stange unmittelbar über dem Kessel nach dem Fadenhalter geleitet wird. Nachdem die Arbeiterin am Kessel, welche das Abhaspeln zu besorgen hat, durch einen Wisch von Reisstroh oder Birkenreis von 6 Zoll Länge die Cocons im Kessel so lange gebürstet und gepeitscht hat, bis die losen Fäden (Flockseide oder Floretseide) am Wisch hängen bleiben, und nachdem sie hierauf die Cocons durch die Finger gezogen hat, um sie vollständig von den losen Fäden zu befreien, so fädelt sie 4—5 Fäden durch die beiden Oehre der Eisenstange über dem Kessel, dreht sie rund, und steckt sie dann durch die Oehre am Fadenhalter, um sie hierauf an einem Arm der Haspel selbst anzubinden. Während des Abhaspelns hat die Arbeiterin eine Schale mit kaltem Wasser neben sich, aus der sie von Zeit zu Zeit den Fadenhalter abkühlt. Die Güte der Seide hängt von der Sorgfalt des Abhaspelns zum Theil mit ab, denn nun erst kommt das Zwirnen oder Filiren der aufgehaspelten rohen Seide, die man auch Matzen- oder Grezseide nennt. Soll die Seide gefärbt werden, so wird sie locker gezwirnt; soll sie zum Einschlag beim Weben dienen und wird der Faden aus zwei und mehr rohen locker gedrehten Seidenfäden gemacht, so heißt er Traminseide; dagegen entsteht die Organsinseide, wenn man vier und mehr Fäden zu einem zusammenzwirnt, nachdem man 2 und 2 je zu einem Faden zusammengedreht hat.

Die Einrichtung der Filir- oder Zwirnmaschinen, welche eine lange Zeit hindurch ein Geheimniß der Piemontesen war, hat in neuester Zeit vielfache Verbesserungen erhalten und ist an den verschiedenen Orten daher auch oft sehr verschieden. Die Beschreibung einer solchen Maschine würde zu weit in die Mechanik führen, es genügt daher zu wissen, daß in den großartigen Filiretablissements oder Filatorien die Seide gespult, auf verschiedene Weise gedreht, gereinigt, gelockert und sortirt, in heißem Seifenwasser gekocht, getrocknet und geschwefelt wird, ehe sie in den Handel kommt. Selbst die Reste von den Seidengespinnsten, welche an den Birkenreisern hängen bleiben, an welche das Thier sein Gespinnst anheftet, benutzt man als Wattseide zu Bettdecken, ausgestopften Röcken u. s. w. Der Verbrauch der Seide zu den verschiedenen seidenen Bändern und Stoffen hat zu mannichfachen Erfindungen von Webstühlen Anlaß gegeben, die durch feine Berechnung der Zweckmäßigkeit, Schnelligkeit, Billigkeit und Sauberkeit der Ausführung mit Recht die Bewunderung Derer auf sich gezogen haben, welche solche mechanische Geräthe zu beurtheilen verstehen. Nicht minder ist die Seidenfärberei bedeutend entwickelt, da man durch verschiedene chemische Hülfsmittel schön und billig färben lernte. Die Seide ist daher ein sehr bedeutender Erwerbszweig und Handelsartikel, der in Oesterreich allein bis zu einem Werthe von mehr als 20 Mill. Gulden erzeugt wird.

Der Italiener hat aber nicht nur aus Raupengespinnste Kleiderstoffe machen lernen, sondern auch Sandhöhlen zu Goldgruben gemacht, indem er den Sand zu Glas umwandelte, dessen Verkauf im Mittelalter besonders für Venedig ein lohnendes Geschäft war. Das Glas war schon im Alterthum eine geschätzte Waare, so daß ein gut gelungener Glasbecher mitunter mit 1 Mill. Thaler bezahlt wurde. Merkwürdiger Weise hat man aber erst seit zwei Jahrhunderten weißes Glas verfertigen gelernt und zu Fenstern in den Wohnungen, zu chemischen und optischen Apparaten benutzt, denn im Alterthume kannte man gar keine Glasfenster, und im Mittelalter schmückte man nur die Kirchen mit bunten Glasscheiben. Da Böhmen das beste Glas Oesterreichs liefert, so werden wir der Glasfabrikation bei Beschreibung dieses Landes gedenken.

Gegenwärtig ist Venedig nicht mehr der Hauptfabrikort der Glaswaaren, wie in früheren Jahrhunderten, wo man an der istrischen und dalmatischen Küste stundenweite Gänge nach Quarzsand in den Boden gewühlt hatte, aber noch immer ist seine Glasfabrikation eine ansehnliche, da es Spiegel, Glaskorallen, Strickperlen und falsche Edelsteine in zahlloser Menge verfertigt. Natürlich kann es nicht fehlen, daß in dem musikreichen Italien ausgezeichnete musikalische Instrumente, besonders Streichinstrumente und Saiten verfertigt werden, deren zum Schlusse mit wenigen Worten noch gedacht werden soll. Die besten Darmsaiten werden aus den Därmen junger Lämmer gemacht, welche zuvor in Wasser eingeweicht, mit spanischem Rohr geschabt, gebeizt, in dünne Riemen geschnitten und endlich durch die Darmhaspel gedreht werden. Die feinsten Saiten dreht man aus zwei solchen Streifen, die dicksten Contrebaßsaiten dagegen bestehen aus 120 Streifen. Sind die Därme zusammengedreht, so bringt man die Saiten auf einen Rahmen, um sie ausgespannt zu erhalten. Damit sie die Windungen, zu denen sie aufgedreht sind, nicht verlieren, reibt man sie mit einer Schnur von Pferdehaaren ab, läßt sie in der Trockenstube 24 Stunden stehen, und bleicht sie dann, indem man den Rahmen in einem verschlossenen Kasten wiederholt Schwefeldämpfen aussetzt. Nach dieser Bleiche dreht man sie wieder, glättet und polirt sie nochmals, und schneidet sie endlich zum Verkauf in Stücke von der Länge von 6—8 Handspannweiten, damit sie, mit Oliven- oder Mandelöl eingeschmiert, auf hölzerne Cylinder gewunden und versandt werden.

Das Verfertigen der musikalischen Instrumente ist zwar nur eine Tischlerarbeit, bedarf aber bei der Wahl des Holzes, beim Hobeln, Leimen u. s. w. eine solche Vorsicht, Berechnung und Geschicklichkeit, daß z. B. gute Geigenfabrikanten fast nicht minder berühmt werden als gute Geigenspieler, wie denn die Straduari und Amati in Cremona ihres Gleichen nicht gehabt haben. Das schwierigste Stück ist der Violinbogen, von welchem der Ton und seine Behandlung abhängen. Meist wird die Fabrikation mit Theilung der Arbeit ausgeführt, wie in Tyrol und Böhmen, indem ein Arbeiter irgend ein Stück verfertigt, und das ganze Jahr über nur Stücke derselben Art macht, wodurch er Fertigkeit und Sicherheit erlangt.



Auf dem Wege von Pavia nach Mailand.

4. Lombardische Städte und Merkwürdigkeiten.

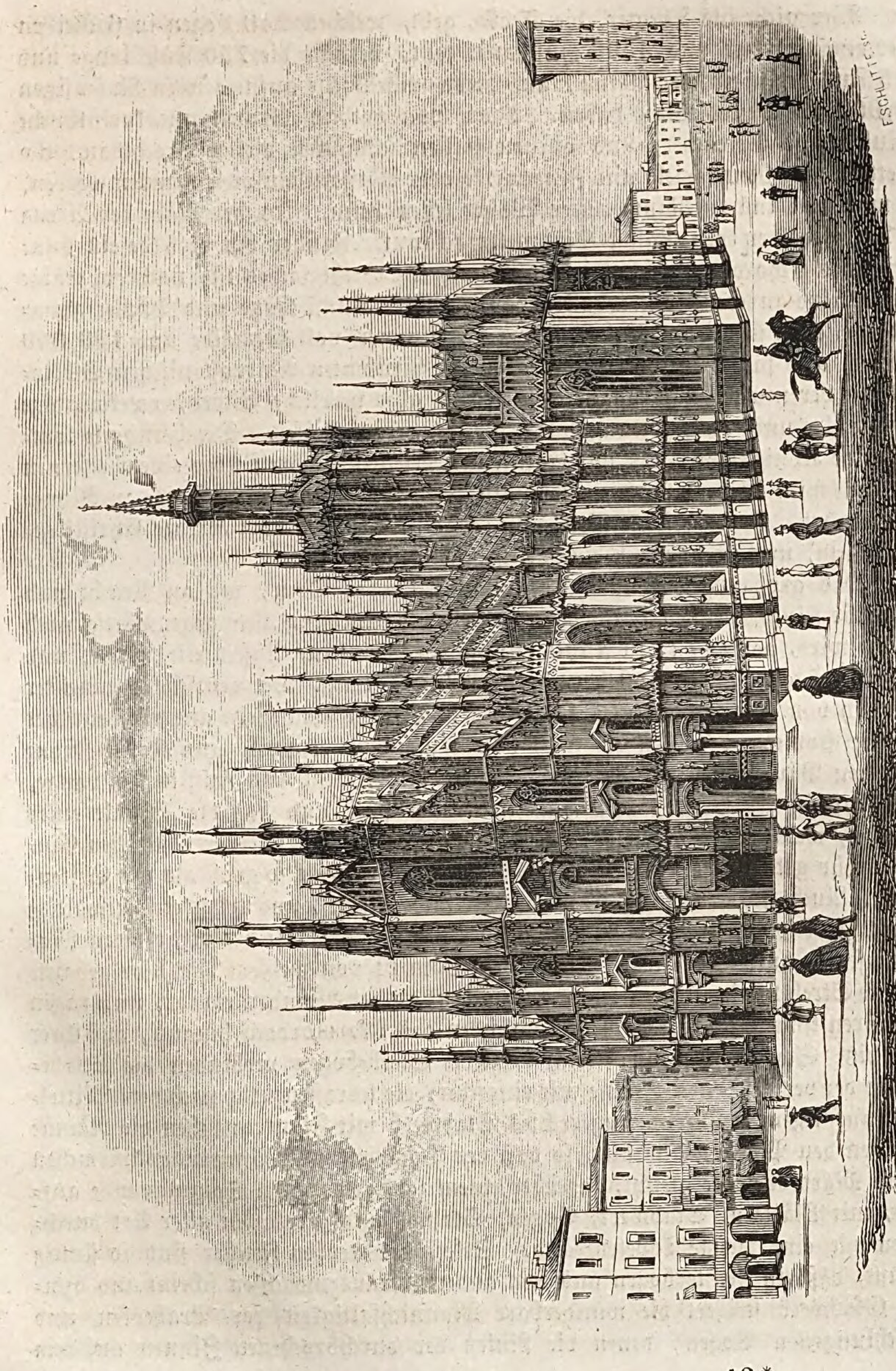
Mailand. Der Dom. Die Karthause von Pavia. Pavia. Padua. Brescia u. s. w.

Die Städte Italiens sind reich an prachtvollen Werken der Kunst vergangener schöpferischer Jahrhunderte. Bald erregen die zahlreichen Ueberreste aus der Römerzeit unsere Aufmerksamkeit, bald die herrlichen Bauwerke und Gemälde der oberitalienischen Städte, die während des Mittelalters durch ihren Welthandel reich wurden und deren Adel sehr begütert war, unsere gerechte Bewunderung. Sie waren die Pflegeschulen der Bau-, Maler-, Bildhauer- und Dichtkunst. Prachtvolle Paläste, herrliche Kirchen entstanden in den Städten, deren öffentliche Plätze mit Statuen, deren Kirchen mit Gemälden und deren Rathhäuser mit beiden geschmückt wurden. Man findet daher in jeder Stadt Paläste mit langen Fronten, geradlinigen oder geschnörkelten Simsen, mit Säulenhallen, Prachttreppen und luxuriöser Ausschmückung des Innern. Außerdem ist jede Stadt im Besitz einer oder mehrerer schönen Kirchen in Rundbogenstyl, mit figurenreichen Eingangspforten, prächtigen Kapellen, Säulen, goldglänzenden Altären, musterhaften Gemälden u. s. w. Wir lassen daher unsern Postillon aufsitzen, schließen uns der Reisegesellschaft an, wie sie die Anfangsvignette zeigt, und folgen dem beschirmten Herrn im zweiräderigen Karren von Pavia nach Mailand.

Mitten aus dem unermeßlichen Garten der lombardischen Ebene erhebt sich das prachtvolle Mailand, dessen Riesendom mit seiner golden strahlenden Kuppel und weißschimmerndem, säulenreichem Marmordache freundlich aus dem Grün

der Promenaden hervorleuchtet. Reiche geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an diese volkreiche Stadt, die wiederholt zerstört, aber stets schöner wieder aufgebaut wurde, und sich in einem Umfange von 6 italienischen Miglien zwischen Adda= und Ticinocanälen mit ihren 70 Kirchen, ihren Brücken, ihren breiten palastreichen Straßen, mit ihrem lauten Volksgetümmel bis zu ihren 12 Thoren ausbreitet. Prächtige Häuserreihen fassen die wohlgepflasterten Straßen ein, in denen sich Kaufmannsladen an Kaufmannsladen drängt, und ein geräuschvolles Volksleben sich bewegt. Denn der Handwerker, der mit seiner Werkstätte auf die Straße hinausreicht, unterhält sich schreiend mit dem entferntern Nachbar; dort singt ein Schneider Opernarien, hier ruft der Kastanienverkäufer, indem er seine Waare auf großen Blechpfannen über dem Kohlenfeuer schüttelt, seine Delicatessen aus, dort werden Heiligenbilder empfohlen, hier preist der Obstverkäufer seine Früchte an, dort sucht ein Lastträger oder Kutscher Geschäfte zu machen, oder schreiten Bauernweiber, mit dem Spinnrocken am Busen, spinnend durch die Menge, und mischen sich gern in jeden Streit, um ihn zu schlichten, während Andere nach dem Corso oder dem Theater eilen, um dort einige Stunden zu verplaudern. Denn auch im Theater wird geschwatzt, und nur beliebten Sängern oder Arien schenkt man Aufmerksamkeit. Dazwischen aber spielen Vornehme hinter den Gardinen ihrer Logen Karte und trinken Thee, während der Bürger sich im Marionettentheater auslacht über die drolligen Einfälle des Polichinells.

Den besuchtesten Zusammenkunftsort bildet auch hier der Corso, der sich vom Domplatz bis zur Porta orientale erstreckt, aber im Borgo di Porta orientale am breitesten und besuchtesten ist. Denn hier sieht man vor jedem Fenster der prachtvollen Häuser einen kleinen eisernen Balcon, von dem die Damen auf das Straßengetümmel niederschauen, da Tausende von Spaziergängern sich fortwährend einfinden, und inmitten der Straße elegante Equipagen langsam über die Doppelreihe der Quadern fahren bis zu den öffentlichen Gärten am Ende der Straße, wo Kinder auf Rasenplätzen und Blumenboskets sich tummeln, und Fußgänger unter kühlem Baumschatten sich ergehen. Weiter über die Porta orientale hinaus zur Porta nuova zieht sich eine dreifache Allee, unter welcher die Vornehmen ihre Abendspazierfahrten machen, indem die Wagen an gewissen Stellen stillstehen. Cavaliere zu Pferd begrüßen die Damen im Wagen, und es wird die Unterhaltung weiter fortgesetzt, wenn die Promenade Gelegenheit giebt, an einem andern Halteplatze wieder zusammenzutreffen. Blumenverkäuferinnen drängen sich zwischen Reiter und Wagen, und werden ihre Waaren bald los, da Männer und Frauen Blumen lieben, die Jene als Blumensträuße im Knopfloch, Letztere in der Hand zu tragen pflegen. Nachdem die Spazierfahrt beendet ist, kehrt man zu den glänzenden Kaffeehäusern der langen mit Glas bedeckten Galerie Christofero, wo Café an Café grenzt, zurück, wo sich die vornehme Welt unter Zelten scherzend und plaudernd verweilt, indem man den Damen Blumensträußchen anbietet, oder Chocolate, Eis oder Kaffee trinkt und Cigarren raucht.



Der Dom von außen.

Wer nicht ins Theater, die Scala, geht, welches 240 Logen in 6 Reihen über einander hat und 4000 Zuschauer faßt, besucht die 750 Fuß lange und 375 Fuß breite eirunde Arena, auf deren reihenweise aufsteigenden Rasensitzen 30,000 Zuschauer Platz haben. Thore von rothem Granit und korinthische Säulen mit Gemächern und offenen Hallen schmücken diesen Prachtbau, wo Wettrennen, Reiterspiele und Feuerwerke oder Wasserschauspiele gegeben werden, da man den innern Raum unter Wasser setzen kann. In der Nähe der Arena ist den Fremden der Palast Simonetta bekannt. Früher bot derselbe ein hundertfaches Echo dar, welches jetzt nur noch ein dreißigfaches ist, nachdem einige Fenster eine andere Front erhalten haben. Wer Kunstschätze und Büchersammlungen liebt, findet im Palast Brera 13 Zimmer voll Gemälde und 100,000 Bücher, und fast eben soviel Bücher in der berühmten Ambrosianischen Bibliothek, in der uralten ambrosianischen Kirche aber herrliche Bilder, merkwürdige Grabmäler und die Krönungsstätte der deutschen Kaiser. Die berühmte lombardische Königskrone, ein mit Edelsteinen besetzter Goldreif über einem eisernen Reifen, wird in dem von der Königin Theodolinde erbauten Dome zu Monza aufbewahrt. Jener eiserne Reif soll aus einem Nagel vom Kreuze Christi gemacht sein, und ist demnach eine heilige Reliquie.

Das großartigste Bauwerk Mailands ist der Dom, der an Pracht und Majestät seines Gleichen kaum hat, an dessen Vollendung aber gegenwärtig noch gebaut wird, denn von den 4500 Bildsäulen, die seine Außenseite zieren, und deren die Façade allein 250 hat, sind erst 3000 fertig. Der deutsche Baumeister Heinrich von Gmund begann 1380 den gothischen Bau, ein anderer deutscher Meister Homodeus vollendete nach 100 Jahren die Kuppel, und Kaiser Franz setzte den Bau in neuester Zeit fort. Dieser Dom mißt 484 Fuß in der Länge, 270 Fuß in der Breite, 335 Fuß in der Kuppel und hat die Gestalt eines Kreuzes, welches durch Riesensäulen in fünf Schiffe mit je einer römischen Eingangsthür getheilt ist; jedoch ist das Mittelschiff doppelt so groß als die Seitenschiffe. Auch das Querschiff ist wieder dreifach getheilt, und trägt eine gewaltige achteckige Kuppel, über welche Napoleon einen Thurm mit der vergoldeten Madonnastatue aufführen ließ. Der ganze Dom ist von weißem Marmor gebaut. Starke Strebepfeiler steigen leicht und schlank an den Wänden empor, und ragen mit ihren Pyramidenthürmchen hoch über das Marmordach hinaus, auf ihrer Endspitze Statuen tragend; reich verzierte Strebebogen verbinden die Strebepfeiler der verschiedenen Schiffe mit einander, die terrassenartig nach dem Mittelschiff aufsteigen, während wagerechtes Stabwerk mit Figurennischen die Räume zwischen den Pfeilern ausfüllt, so daß der Dom mit 106 Pyramidenthürmchen einem Marmorwalde gleicht, der über einem zart gewobenen Spitzengrunde aufragt, mit Blättern, Stabwerk, Bogen, Statuen und Zierlinien aller Art durchzogen wie eine riesige Tapetenwand. Selbst die großen Fenster sind so sinnig gebaut, daß ein Fensterbogen aus dem andern herauszuwachsen scheint und buntes Glaswerk steigert die wunderbare Mannichfaltigkeit der Arabesken und verschlungenen Bogen, denen die Linien der durchbrochenen Zinnen auf dem

Mauerwerk einen angemessenen Hintergrund geben. Freistehende Treppen führen auf 515 Stufen zum Dach, um welches man herumgehen kann, und welches von 98 Spitzsäulen mit Statuen umkränzt ist. Weiter hinauf führen Treppen im hohlen Schaft der Guglia. Wahrhaft zauberisch erscheint der Bau im Mondschein, wenn der weiße Marmor mit seinen Linien, Pfeilern und Säulchen in bleichem Glanze von dunklen Schatten sich abhebt, wenn die gewaltige Marmormasse so leicht, duftig und in milden Umrissen erscheint, während man am Tage die prachtvolle Aussicht über die gartenartige Poebene bis zu den Schneegipfeln der Alpen und den blau dämmernden Linien der Apenninen hat, und bunte Lichtspiele über den entfernten Alpenhöhen, schattenfinsteren Thälern und Wäldern, über den Ortschaften von nah und fern, über Canälen und Landstraßen und dem Häusermeer der Stadt schweben.

Noch großartiger erscheint das Innere des Domes. Gewaltige Hallen öffnen sich, denn 52 kolossale achteckige Säulen ziehen sich in vier Reihen wie eine steinerne Allee vom Eingange nach dem hohen Chore entlang, und tragen das 41 Klaftern hohe Spitzbogengewölbe der Decke, die mit gothischer Architekturmalerei bedeckt ist. Zierliche Halbsäulchen schießen an den Säulen empor, welche auf einem einfachen Fuße stehen, während die Säulen des Hauptschiffes zierliche Kapitäler tragen, die zwischen Arabesken in acht Nischen Figuren zeigen, und während die kurzen Wandpfeiler sich oben in die Gurtbogen der sich über das Gewölbe verbreitenden Rippen verzweigen. In bunten Farben fällt das Licht durch die Glasgemälde der Fenster in diese heiligen Räume, und spinnt einen märchenhaften Dämmerschein um die goldstrahlenden Altäre, die hohen Säulen, die Bilder des Gewölbes und die Mosaikgemälde des Fußbodens, bis Licht und Schatten zu einem verdämmernden Duft zusammenfließen. Niemand kann ohne Bewunderung und Erhebung des Gemüthes diesen heiligen Ort schauen, wo ihm die feierliche Stille, das Gewaltige aller Verhältnisse, der Gedankenreichthum des ganzen Kunstbaues, die Erhabenheit der christlichen Religion und die urmächtige Schöpferkraft des Katholicismus in vollster Anschaulichkeit entgegentreten. Ueberwältigend wirkt in diesen Räumen voll magischer Beleuchtung die seelenvolle Musik eines Hochamtes, wenn ernst, voll und tiefbeseelt die erhabenen Klänge einer Messe Palestrina's wie Stimmen vom Jenseits durch die Säulenhallen tönen, und die Gemeinde in Andacht vor der Hostie niedersinkt und den Erlöser anbetet. Nicht ohne Rührung sieht man zu jeder Stunde des Tages Männer und Frauen im Alltagskleid und mit Arbeitsgeräth belastet in den Dom eintreten, um in kurzem Gebet Gottes Gnade und Segen zu erflehen, oder ihm für eine erwiesene Wohlthat zu danken.

Unter den zahlreichen Merkwürdigkeiten des Domes erwähnen wir der silbernen Statuen des heiligen Ambrosius und Borromäus, dessen Leiche in einer unterirdischen Kapelle aufbewahrt wird. Durch eine Glasdecke fällt das Oberlicht aus der Kirche auf die Tafelwerke aus Gold und Silber, in denen die Thaten des Heiligen dargestellt sind, und dessen Leiche in einem kostbaren Priesterkleide, welches von Edelsteinen aller Farben funkelt, in einem Alabasterschrein liegt.

Ehe wir Mailand verlassen, besuchen wir das Simplonsthor, welches gegenwärtig der Friedensbogen heißt, ein gewaltiges Bauwerk aus weißem Marmor, das erst 1838 vollendet wurde. Korinthische Säulen scheiden das hochgewölbte Mittelthor von den beiden kleineren Nebenthoren, und tragen reich verzierte Gesimse und einen viereckigen Aufsatz, auf welchem mitten über dem Hauptbogen der sechsspännige Wagen der Victoria sich erhebt, welcher auf den Ecken



Die Simplonspforte oder der Friedensbogen.

stehende Reiterstatuen mit ausgestreckter Hand einen Lorberkranz darbieten. In den Feldern zwischen den Säulen und an den übrigen Außenflächen, sowie über den Thüren im innern Durchgange sieht man in Reliefbildern Erinnerungen aus dem letzten großen Kriege gegen Napoleon. Hier ist die Schlacht bei Kulm, dort der Einzug der Verbündeten in Paris, hier deren Rheinübergang, dort Franz I. Einzug in Mailand u. s. w. dargestellt, so daß dieses Thor eine Erinnerungs-

tafel der ruhmvollen Thaten des kaiserlichen Heeres ward, deren sich der Freund des Vaterlandes gern voll Bewunderung erinnert.

Verlassen wir nun Mailand, und folgen der Landstraße einen geräuschlosen Canal entlang an sumpfigen Reisfeldern und unter Maulbeerbäumen nach Pavia zu, so kommen wir in einigen Stunden nach dem prachtvollen Karthäuserkloster der Certosa di Pavia, welches Johann Galeazzo Visconti, der Gründer



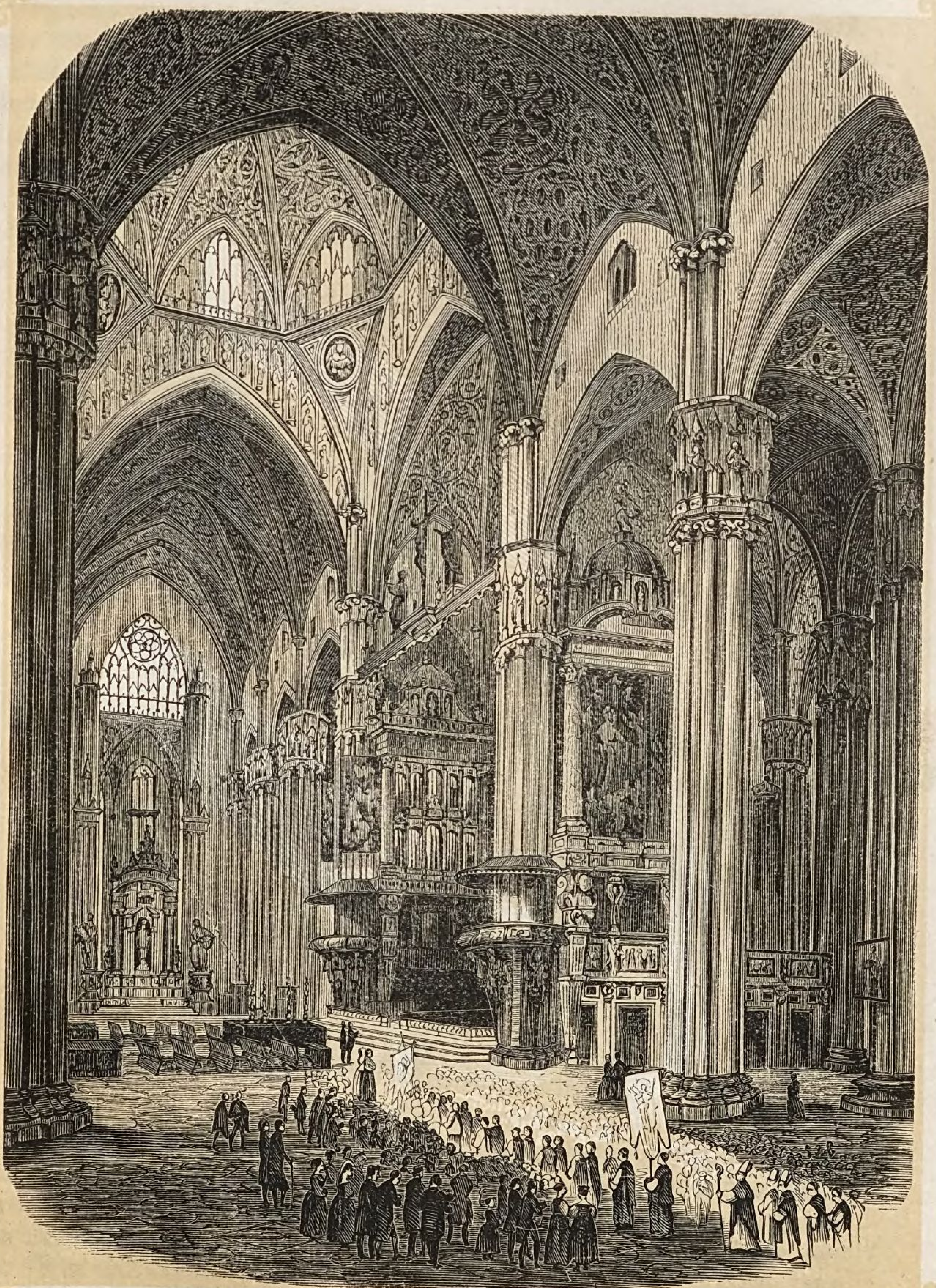
Karthause bei Pavia.

des Mailänder Doms, 1396 erbaute, um, der Sage nach, Buße wegen eines Verrathes zu thun. Die Hauptfaçade ward erst 1402 und das Ganze 1473 durch den Orden, der den Bau nach des Herzogs Tode fortsetzte, vollendet. Das gegenwärtige Kloster entbehrt in Folge verschiedener Ausbesserungen und bei den verschiedenen Stylen seiner Bauart der eigenthümlichen Harmonie. Ein hoher Baumgang führt in den weiten Klosterhof, den die 24 einstöckigen Häuschen der Klosterzellen einschließen. In seiner Mitte aber steht aus buntem Marmor gebaut

die Klosterkirche, die wegen ihrer kunstvollen Blumengewinde, kostbaren Gemälde, 1104 Bildsäulen, 14 Kapellen, 110 F. hohen Kuppel, figurenreichen Marmoraltäre, wegen des edelsteingeschmückten Hochaltars, der bunten Fenster u. s. w. eine der schönsten Klosterkirchen der Christenheit ist. Ihre Außenseite ist so voll Bildwerk, daß man keine Mauer mehr erkennt, und selbst die Mittelstützen der Fenster sind zu Candelabern umgeformt. Unser Bild stellt die Westfaçade dar, welche jener Periode der Baukunst angehört, wo man den altrömischen Styl nachzuahmen anfing, während der entgegengesetzte ältere Theil der Kirche gothische Spitzbogen, romanische Wölbungen und römische Halbbogen zu einem malerischen Ganzen verbunden hat. Die Westfaçade bildet ein großes Rechteck mit niedrigeren Seitenflügeln, und zeigt in der untern Hälfte in den Nischen Figuren, die theils Personen aus dem heidnischen Alterthume, theils aus dem Neuen Testamente und der Kirchengeschichte darstellen.

In dem ehrwürdigen Pavia selbst, einst die Residenz der lombardischen Könige und das hundertthürmige genannt, besuchen wir die weithin sich ausdehnende Ticinobrücke mit ihren 100 Granitpfeilern, nachdem wir die finsteren Straßen der altehrwürdigen Stadt durchwandert haben. Von den backsteinernen Thürmen derselben sind noch sehr viele übriggeblieben, und machen mit ihren schmuck- und fensterlosen Wänden einen unheimlichen Eindruck. In dem einen saß Boethius unter dem Ostgothenkönig Theodorich gefangen, und schrieb vor seiner Hinrichtung das berühmte Buch „vom Troste der Philosophie“. Die Universität, welche Karl der Große hier stiftete, zählte zu Zeiten 24,000 Studenten; sie ist reich an wissenschaftlichen Sammlungen, und in ihr lehrten im Anfange dieses Jahrhunderts Volta und Scarpa.

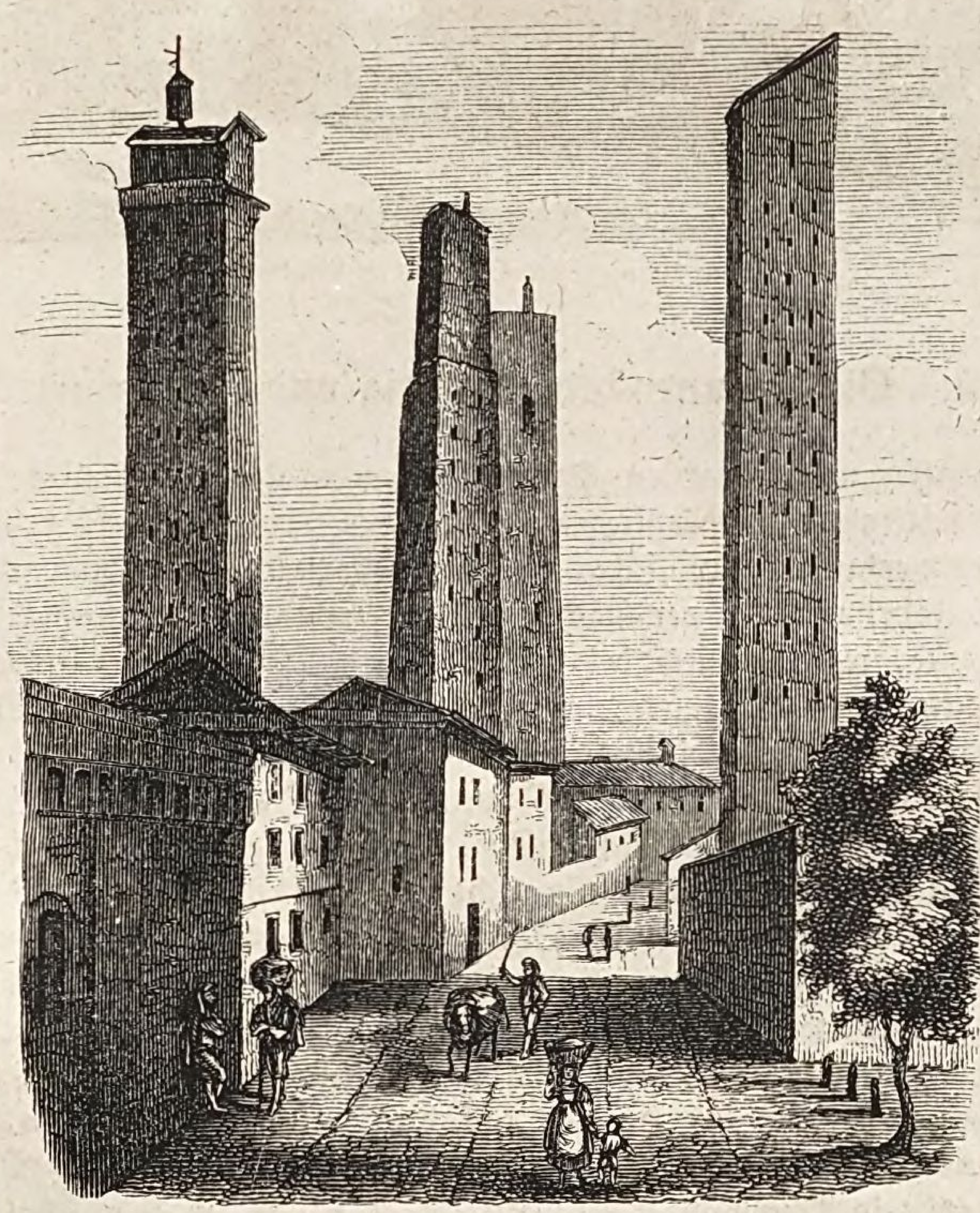
Viel wäre noch zu erzählen von den Palästen und Kirchen der lombardischen Städte, vom 370 Fuß hohen Glockenthurm Cremona's, der aus 2 Obelisken besteht, über denen sich das Kreuz erhebt, und von dem herab man den ganzen Polauf übersieht, von dem Meßhaus des amphitheatralisch mit Bastionen und Gräben sich erhebenden Bergamo, und dessen 600 symmetrisch geordneten Meßbuden, von dem großen Palaste Titti zu Mantua mit den berühmten Wandgemälden im Riesensaale und von der Bildsäule des Virgilius, von dem altrömischen Tempel und der bronzenen antiken Victoria des springbrunnenreichen Brescia's, der schönen Kunststadt der Lombardie. Wir erwähnen aber nur noch Padua's, welches zwischen Wiesen und Gärten versteckt liegt und reich an historischen Erlebnissen ist. Neben den engen Straßen laufen unter den Häusern Bogengänge hin, und führen nach dem Markte, wo der Palast der Gerechtigkeit den größten Saal Europa's besitzt, denn dieser hat 300 Fuß Länge, 100 Fuß Breite und 100 Fuß Höhe. Seine Wände sind mit Gemälden bedeckt, und zahlreiche Büsten zieren die Nischen, unter ihnen die des altrömischen Geschichtsschreibers Livius, während im Vorhof der Universität, der Ochse genannt, das Marmorbild der gelehrten Helene Viscopia steht, welche sechs Sprachen und sechs Wissenschaften studirt hatte. Hier lehrte auch Galilei, und man hat vom 130 Fuß hohen astronomischen Thurme eine herrliche Aussicht von den tyroler Alpen über



Das Innere des Doms zu Mailand.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

die Ebene bis zum Marcusthurme Venedigs. Die Bibliothek zieren die Bildnisse großer Römer, sowie die Petrarca's; die Bäume des botanischen Gartens sind die ältesten in Europa, und vor der prachtvollen Kirche der Justina, die aus rothem und weißem Marmor gebaut ist und auf ionischen Säulen ein Gewölbe mit acht Kuppeln und der Statue der Heiligen trägt, befindet sich ein ungeheurer ovaler Platz, Prato della Valle, der von Statuen aller berühmten Männer, die hier gelehrt und gelernt haben, und von einem Wassergraben umgeben ist, dessen vier Brücken die kolossalen Bildsäulen von Päpsten und Dogen tragen.



Torri di Pavia.

Nicht minder reich ist die kuppelreiche Kirche des heiligen Antonius, mit der Kapelle dieses Schutzpatrons von Padua, denn nicht nur die buntmarmorne Vorderseite hat zahlreiche Statuen erhalten, sondern auch die marmornen weißen Seitenwände enthalten halb erhabene Bilder aus dem Leben des Heiligen. In der Mitte der Kapelle steht auf vier Marmorsäulen der granitene Altar, und unter demselben der silberne Sarg des h. Antonius. Eine marmorne Engelgruppe hält auf jeder Seite einen vielarmigen silbernen Kronleuchter.



Schiffszimmerleute und Volk in Venedig.

5. Die Lagunenstadt Venedig und ihr Gebiet.

Nach dieser wunderbarsten Stadt des lombardisch-venetianischen Königreichs, die mitten im Wasser liegend doch jeden Trunk Wassers erst von der Wasserträgerin erkaufen muß, führt uns die großartige Eisenbahnbrücke. Venedig war vor Jahrhunderten der mächtigste Handelsstaat, der mannhaft gegen die Türken kämpfte, weite Gebiete beherrschte und den Großhandel leitete. Seine Flotten bedeckten das Mittelmeer, seine Fabrikate gingen durch alle Welt, seine Banquiers waren die Gläubiger von Königen, Kaisern und Päpsten, und seine Heere sieggewohnt. Im Laufe der Jahrhunderte sank die Macht des Freistaates, der nur ein kümmerliches Dasein fristete, so lange die mächtigeren Nachbarn über seine Theilung oder seinen Besitz nicht einig werden konnten, bis Napoleon den Scheinstaat beseitigte, während Oesterreich durch umfassende Maßregeln bemüht war, der herabgekommenen Handelsstadt wiederum zu Wohlhabenheit und Bedeutung zu verhelfen.

Venedig ist ins Meer gebaut, und entstand zur Zeit der Völkerwanderung, wo Küstenbewohner vor den Hunnen auf die Laguneninseln flohen, sich hier anbauten und nach und nach eine Stadt schufen, die durch Lage, Pracht und Herrlichkeit wie ein Meerwunder erscheint, da es auf Erden keine ähnliche, noch weniger eine gleiche giebt. Die Möglichkeit des Anbaues verdankt Venedig der Eigenthümlichkeit der Strandbildung, die aber auch durch Gegenbauten mit ungeheuren Kosten muß geregelt und geleitet werden. Wie bereits erwähnt ist, hat sich von der Isonzomündung 20 Meilen gegen Süden herab ein flacher Küstenrand des adriatischen Meeres gebildet, dessen ausgedehnte Sandbänke weit ins Meer hinein reichen und am äußersten Ende nur 20 Fuß tief unter Wasser stehen. Parallel mit dieser Sandbank haben sich 2—11 Meilen breite Schlammbänke abgelagert, die nur nach Süden zu tiefer unter Wasser liegen,

dagegen vor den Flußmündungen sich als sieben große, langgedehnte Sandwälle (Lidi) aufgelagert haben, die oft wieder von schmalen Canälen durchbrochen und überhaupt sehr beweglicher Natur sind, weshalb sie die genaueste Beobachtung erfordern. Um dieser Veränderlichkeit, von welcher z. B. das Bestehen Venedigs abhängt, Schranken zu setzen, hat man gewaltige Steindämme unter dem Namen Murazzi aufgethürmt, an denen die Meereswellen sich brechen, ohne den Schlamm der Bank wegzuspülen. Die Republik Venedig baute im vorigen Jahrhundert 40 Jahre an jenen 17,780 Klaftern langen, 44 Fuß dicken und 14 Fuß hohen Mauern aus Marmorquadern, welche gegen die Lagunen senkrecht standen, aus dem Meere aber in vier Terrassen aufstiegen und die Inschrift trugen: ausu romano aere veneto (mit römischer Kühnheit und venetischem Gelde). Als ein Sturm einen Theil dieser Riesenmauer 1825 zerstörte, baute die kaiserliche Regierung eine 13,136 Kl. lange, 71 F. dicke, 14 F. über das Meer ragende Mauer aus behauenen und verkitteten Steinblöcken, und dazu noch einen Marmordamm, um die Einfahrt von Malamocco vor Versandung zu sichern.

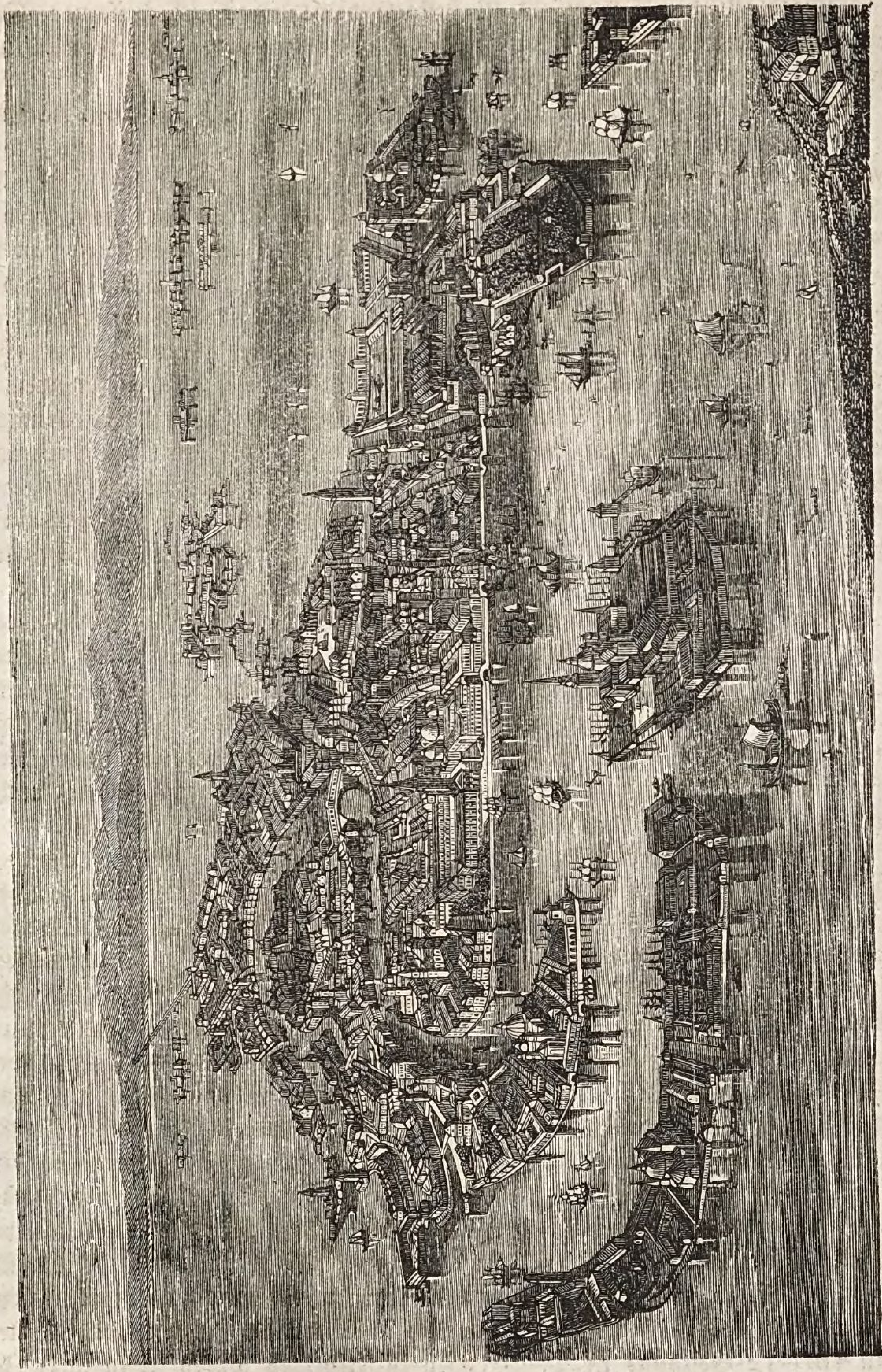
„Zwischen den Sandbänken und dem Festlande breiten sich meilenweit Strecken stehenden Wassers aus, das mit dem Meere theils durch Zwischenräume zwischen den Sandwällen, theils durch künstliche Zugänge in Verbindung steht, so daß es von der Fluth geschwellt werden kann. Diese Wasserstrecken heißen Lagunen, deren Wasser mit großen Kosten mit dem Meere in bewegendem Zusammenhange erhalten wird. Gegen das Meer hin stehen die Lagunen immer unter Wasser, gegen das Land hin die höheren Stellen (paludi) nur während der Fluth, und die großen Wasserbecken (paleazze oder valli) in den Schlammräumen sind die Fischbehälter Venedigs. Außer der Lagune von Venedig, die 10 Meilen lang und $1^3/_4$ Meile breit und mit dem Meere durch fünf Oeffnungen (porti) zwischen dem Damm verbunden ist, giebt es noch drei große Lagunen an dieser Küste, vor dem Lemene, am Tagliamento und vor dem Isonzo. Zur Zeit der Fluth steigt das Meer in den Lagunen 1—3 Fuß, und ist im Sommer bei Tage stark und Abends schwach, im Winter umgekehrt. Springfluthen steigen oft 10 Fuß hoch, und wenn auf sie ohne Zwischenzeit eine neue Fluth folgt, so stehen Venedigs Straßen und Gassen unter Wasser. Umgekehrt folgen bei dem Bora zur Zeit der Sonnenwende wol zwei Ebben auf einander, so daß der Schlammgrund der ganzen Lagune entblößt wird. Uebrigens erkennt man die Lagunen an der düsterbraunen Farbe des Wassers, welches von dem Dunkelblau oder Hellgrün (an seichten Stellen) des Meeres scharf absticht."

Die merkwürdige Wasserstadt Venedig, an historischen Erinnerungen nicht minder reich als Rom, liegt $1/_2$ Meile vom Lande entfernt, mit welchem es durch eine Eisenbahn verbunden ist, welche in steinernen Bogen von Schlammbank zu Schlammbank stolz und sicher über die Lagunen schreitet, so daß oben Wagenräder rasseln, während unten die Meereswoge braust. In 222 Bogen dehnt sich diese Lagunenbrücke mit ihrem 3 Fuß hohen Geländer über 180 kleineren und 36 größeren Pfeilern 11,090 Fuß lang und 27 Fuß breit von Westen bis Venedig aus, nachdem die Baumeister Meduna und Duodo den Plan entworfen und

Noale und Petich von 1804—40 ihn für 5 Mill. Zwanziger ausgeführt haben. Die Stadt breitet ihr Häusermeer in der Ausdehnung von 1¼ Meile über 70—80 Inseln aus, die durch etwa 400 Canäle getrennt und durch 450 Brücken verbunden sind. Der Hauptcanal (canal grande) trennt, in seinem Lauf die Gestalt eines S nachahmend, die Stadt in zwei ungleiche Hälften. Großartig ist der erste Blick auf Venedig, welches mit den Kuppeln und viereckigen Thürmen seiner 100 Kirchen, mit seinen 1200 Marmorpalästen, 8000 Kaufläden aus der spiegelnden Fluth wie ein Meerwunder aufsteigt. Im Innern freilich schwindet der Zauber, denn die statuen- und marmorreichen Paläste sind zum Theil verfallen, und überall zeigen sich die Spuren geschwundener Größe und erloschener Pracht. Venedig ist die Stadt einer großartigen Vergangenheit, eine alternde Größe.

In dem nördlichen Winkel des adriatischen Meeres liegen außer der großen Insel Venedig noch 25 andere Inseln in weiterer oder näherer Entfernung um Venedig herum, und sind entweder mit Häusern oder Gemüsegärten besetzt; nur die Stadt Chioggia füllt vollständig ihre Insel, die größte und südlichste, und wird von 30,000 Einwohnern bevölkert, die allesammt Fischfang treiben. Die Stadt hat mit ihren Straßen und Canälen die Gestalt eines Fischgerippes, indem sich die Hauptstraße die Insel entlang zieht, dagegen parallelogrammartige Ausläufer nach beiden Seiten sich zum Meere hinziehen. Den kleinen Hafen schützen Befestigungen, und nach dem nahen Festlande, dem Lido di Brandolo, geht eine 110 Schritt lange Brücke über 43 Bogen. Der Canal um die Insel heißt il Lombardo, und sichert die Verbindung zwischen den Lagunen und den Flußmündungen des Festlandes.

Wie Chioggia durch blutige Seeschlachten zwischen Venetianern und Genuesen berühmt geworden ist, so auch Malamocco, die südliche Verlängerung des Lido und seit 1500 der Haupthafen Venedigs, da der nördliche Hafen versandete. Gegenwärtig sichert der Damm, den Salvini aufbaute, Malamocco vor Versandung, indem er bei der Landzunge Pelestrina beginnt und sich am Malamocco hinauf geradeaus ins Meer zieht; er kostete 14 Mill. Zwanziger. Dicht bei Venedig liegen die Inseln Giudecca, die durch acht Canäle wieder in kleinere Inseln getrennt ist, und San Giorgio maggiore; San Lazzaro, ursprünglich Aufenthaltsort der Aussätzigen, wurde später flüchtigen Armeniern überlassen, welche hier unter Mechitar ein Kloster gründeten, und als Mechitaristen den Mittelpunkt der armenischen Gelehrsamkeit bildeten, ihr Leben zwischen Studium und Arbeit theilend, da sie ohne weitere Besitzthümer sind. Während der schmale Küstenstrich des Lido, der südlich mit Malamocco zusammenhängt, soviel von Dichtern besungen wird, weil er der einzige Ort ist, wo der Venetianer unter Bäumen spazieren gehen kann, ist die Insel Murano noch immer Sitz der Glasfabrikation, wo besonders Spiegel, Glasperlen und Spielsachen verfertigt werden. Die interessanteste Insel ist Torcello, weil sie schon vor der Gründung Venedigs bewohnt und der älteste Bischofssitz der Lagunen war. Daher ist sie reich an Alterthümern, und will sogar Attila's steinernen Thron besitzen, während Burano durch die schönen Spitzen berühmt ist, die hier geklöppelt werden,



Venedig aus der Vogelschau.

und die Insel S. Michele, welche mit der kleinen Insel S. Cristoforo della pace vereinigt ist, den Todten als Ruhestätte dient; doch ist seltsamer Weise in dem statuenreichen Venedig der Kirchhof ohne hervorragende Monumente, obschon hier mancher große Mann ruht.

Wir fahren an dem Molo des Marcusplatzes vorüber, biegen um die Südspitze der Stadt und landen vor dem berühmten Arsenal an dem Ende der Stadt, welches dem Bahnhofe im Nordwesten ziemlich gerade gegenüber liegt. Die weitläufigen Gebäude, Niederlagen, Werkstätten und Docks sind durch Canäle und Mauern mit gewaltigen, reichverzierten Thürmchen und Bastionen von der Stadt getrennt, und bedecken einen Flächenraum von 2 Miglien. Vor dem Haupteingangsthore an der Landseite steht auf dem kleinen Arsenalplatze ein bronzener Pfeiler mit Reliefbildern zu Ehren des Dogen Morosini; das Eingangsthor selbst bildet eine korinthische Säulenhalle, mit schönen Figuren an den Gewölbwänden und der Statue der heil. Justina über dem Thorbogen zum Andenken an den Seesieg bei Lepanto über die türkische Flotte, wie denn auch das Geländer des Einganges mit Statuen besetzt ist, während vor dem Eingange vier Marmorlöwen, nach der Größe geordnet, stehen, von denen zwei aus Griechenland stammen und über 2200 Jahre alt sind. Die inneren Räume dienen zum Theil als Rüstkammern, in denen sich viele historisch merkwürdige Waffenstücke befinden; außerdem sieht man hier eine Sammlung von Marterinstrumenten der tyrannischen Gewalthaber der italischen Städte des Mittelalters, Räume mit Schiffsmodellen alter und neuer Zeit, den Rest des Dogenschiffes Bucentoro, auf welchem die Arsenalotti den Dogen am Himmelfahrtstage zur Vermählung mit dem Meere hinaus auf die See ruderten, Schiffswerften, Kanonengießereien, Docks, Seilerwerkstätten (910 Fuß lang, 70 Fuß breit und 32 Fuß hoch), Niederlagen für Bauholz, den Bagno für schwere Verbrecher u. s. w.

Die Seemacht Venedigs in früheren Zeiten beweisen die Berichte, welche in einzelnen Geschichtswerken hierüber gegeben werden. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts zählte Venedigs Handelsflotte 3000 Schiffe mit 25,000 Matrosen, welche von 45 Kriegsgaleeren mit 11,000 Mann Besatzung geschützt wurden; im Arsenal waren 16,000 Arbeiter und 36,000 Seeleute beschäftigt, und jährlich liefen 5—7 Handelsflotten aus. Es erhielt Venedig aber wöchentlich aus Mailand 17—18,000 Ducaten und 12,000 Ducaten von den übrigen lombardischen Handelsstädten, deren Handel mit Venedig im Ganzen 28 Millionen Ducaten betrug, während der jährliche Umsatz an Tuch, Seide, Baumwolle, Gewürz, Glas, Salz, Goldwaaren, Baumwolle, Sclaven u. s. w. überhaupt sich auf 10 Mill. Zechinen belief. Die Kriegsschiffe der Venetianer hießen Galeassen oder Galeeren, letztere kleiner als erstere, oder Galeoten, falls sie an Größe den Galeeren nachstanden. Eine Galeasse maß 160—170 Fuß, hatte 800—1200 M. am Bord und wurde durch Ruderer und Segel zugleich in Bewegung gesetzt. Da sie auf dem hochragenden, zweideckigen, kastellartigen Vorder- und Hintertheil zu 10—12 Geschütze in 2—3 Lagen führten, so waren sie zu ihrer Zeit die tüchtigsten Kriegsschiffe, denen die Venetianer ihre Seesiege verdankten.

Außer den dreieckigen Segeln an den drei Masten hatte die Galeasse noch 32 Ruderbänke, so daß die Lenkung und die Schnelligkeit der Fahrt in der Gewalt des



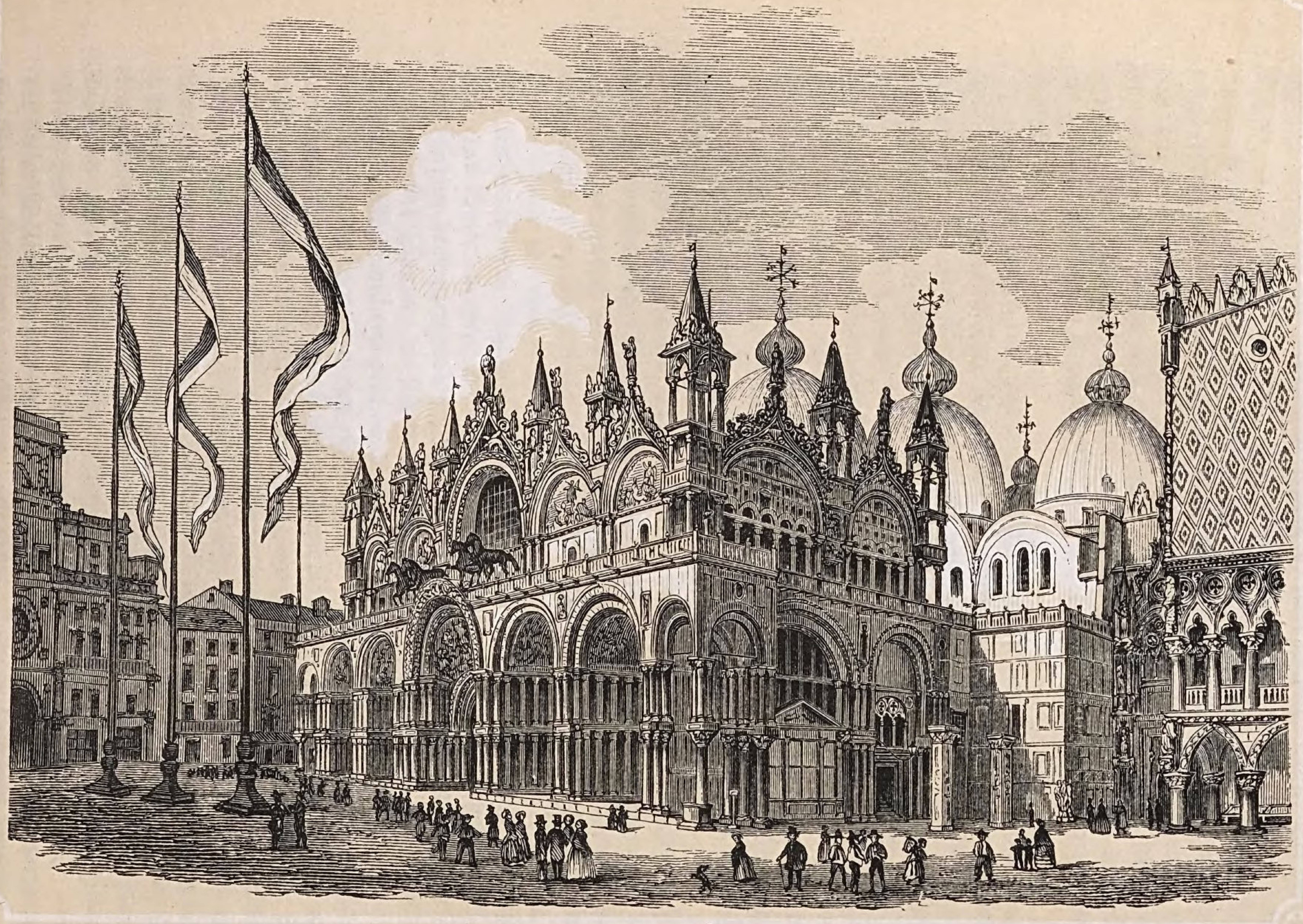
Arsenalthor.

Capitains war. Die Galeeren, welche schon im Alterthum als Kriegsschiffe gebraucht wurden, hatten nur 130—140 Fuß Länge, 16—20 Fuß Breite und

22—26 Ruder auf jeder Seite, von denen jedes durch 5 Ruderknechte in Bewegung gesetzt wurde. Außerdem trugen sie zwei niedrige Maste mit dreieckigen Segeln und weniges Tauwerk. Das Vordertheil lief, wie bei der Galeasse, in einem langen Schnabel aus, und trug für die Kriegsmannschaft ein Verdeck, unter welchem ein Vierundzwanzigpfünder und zwei kleinere Geschütze standen, auf dem Hintertheile dagegen nur zwei Sechspfünder. Die Galeoten endlich hatten 16—20 Ruder mit eben soviel Ruderknechten, die zugleich Soldaten waren. Mit ihnen darf man die großen spanischen Galeeren nicht verwechseln, da diese dreimastigen Kriegsschiffe 3 — 4 Verdecke und viel schweres Geschütz besaßen.

Zu Fuße suchen wir uns nun durch Gäßchen und Brücken einen Weg hinüber nach dem großartigen Marcusplatz, einem länglichen Viereck von 680 Fuß Länge und 530 Fuß Breite, umgeben von Prachtgebäuden mit Bogenhallen, von glänzenden Kaffeehäusern und reich ausgestatteten Luxusläden, und seit 1772 mit großen Quadersteinen gepflastert. Vor allen Gebäuden ragt durch Großartigkeit die Marcuskirche hervor, vor welcher die drei Stangen für die Standarten fast ganz verschwinden; stattlich dagegen erhebt sich der viereckige Glockenthurm mit der Loggetta an seinem Fuße und dem Dogenpalast auf der rechten Seite der Marcuskirche, welcher mit der Ostseite des gegenüberstehenden königlichen Palastes die Piazzetta bildet, einen Platz, der im rechten Winkel vom Marcusplatz bis an die Riva des San Marco-Canales reicht.

Da die Marcuskirche auf vier Seiten von Gebäuden umgeben ist, so tritt nur die Westseite in ihrer Großartigkeit und eigenthümlichen Bauart, die ein Gemisch aus morgenländischem und byzantinischem Styl ist, am schönsten hervor, weil sie gegen den Marcusplatz gewendet ist. Fünf gewaltige Pforten mit Bronzethüren bilden mit stolz geschwungenem Bogen den Hauptttheil dieser Front. Vier von diesen Thoren steigen 31 Fuß hoch empor und weiten sich 20 Fuß breit aus, das fünfte dagegen erhebt sich 41 Fuß hoch und ist 27 Fuß breit. Schmalere Pforten begrenzen die Ostfront an beiden Seiten. Pfeiler mit Doppelsäulen scheiden diese Pforten, die sich nach innen zu vertiefen und mit zahlreichen Statuen und Mosaikbildern geschmückt sind, die theils zwischen und über den Pfeilern, in den Feldern über den eigentlichen bronzenen Eingangsthüren, theils an den Bogenrändern über der äußern Thürwölbung u. s. w. stehen. Die Bogengewölbe werden von 292 Säulen getragen, die in zwei Etagen über einander stehen, von denen 128 in der untern und 164 in der obern gezählt werden. Alle diese Säulen sind aus seltenem Marmor, und acht Säulen des Hauptthors aus rothem Porphyr gearbeitet. Ein zinnenartiges Gesims scheidet die Bogengewölbe des untern Theils der Ostfront von einem kunstreichen Aufsatz, der aus fünf gefüllten Halbbogen besteht, von denen der mittlere seine Nachbarn an Höhe übertrifft, während zierliche thurmartige Eckpfeiler mit durchbrochenen Bogengewölben, Pfeilerchen und gothischem Spitzdach den Abschluß der Ecken bilden. Die Felder dieser Wölbungen und ihr Einfassungsrand sind mannichfach verziert, und die Bogen nicht nur von Säulen getragen, sondern auch von einander durch



St. Marcus-Kirche in Venedig.

Geograph. Bilder aus Oesterreich. II. Band. S. 193. Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

schlanke Thürmchen getrennt, gleich den Pyramiden auf den Ecken. Auf der Höhe jedes Bogens steht eine Bildsäule und neben ihnen in gewissen Zwischenräumen noch drei knaufartige Verzierungen auf jeder Seite; doch tragen die 6 Knäufe auf dem Hauptbogen als Aufsätze gleichfalls Figuren. Da wo die Zinnen des Gesimses, welches über diese hinaussteigt, neben der Wölbung des Haupteinganges endigen, stehen rechts und links je zwei Bronzepferde aus Nero's Zeit, die früher vergoldet waren, und von denen jedes 1750 Pfund wiegt. Bei der Eroberung Constantinopels 1204 hatten die Venetianer sie als Siegesbeute an sich genommen und vor dem Arsenal aufgestellt, bis sie auf der Marcuskirche einen angemessenern Platz erhielten. Zwar entführte sie Napoleon 1797 von hier, um Paris mit diesen Siegestrophäen zu schmücken, aber 1815 kamen sie wieder nach Venedig zurück. Neben den vier Pferden hat Luigi Gartano der Front des Domes eine Zierde in vier Mosaikgemälden verliehen, welche die Kreuzesabnahme Christi, seine Auferstehung, Verklärung und Himmelfahrt darstellen. Außerdem sieht man an der Front des obern Riesenbogens, der als gewaltiges Fenster die Kirche erleuchtet, den 4 F. hohen vergoldeten, geflügelten Löwen des S. Marcus im azurnen Felde. Seine Tatze stützt er auf ein aufgeschlagenes Buch, in welchem die Worte zu lesen sind: Pax tibi Marce Evangelista meus. Rechts und links von ihm erheben sich die sechs genannten Spitzthürme, unter deren Nischen die Statuen von Heiligen aufgestellt sind.

An jedem passenden Orte sind Halbstatuen angebracht, die der Heiligengeschichte, der altrömischen Mythologie oder irgend einer Erinnerung gewidmet sind. Hier stehen Propheten in Nischen, dort symbolische Figuren auf Giebelspitzen, hier ein Heiliger über einem Pfeiler, dort eine heidnische Gottheit als Füllung eines freien Quadrats. Noch zahlreicher an Figuren, Mosaikbildern auf Goldgrund, Inschriften, Balcons und Fenstern sind die übrigen Seiten der Marcuskirche, die eine Mustersammlung alter und neuer Baustyle darstellen, da sich griechische und persische Säulen, gothische und maurische Fenster, kirchliche und weltliche, heidnische und christliche Bilder zeigen. Gewaltig erheben sich über den Bogen, Spitzthürmchen, Zacken, Spitzen, Nischen und Schnörkeln die vier Kuppeln der Kirche mit ihren dünnen, hochsteigenden Spitzen, und lassen den erhabenen Eindruck und den Kunstreichthum des Innern der Kirche ahnen. Ein prachtvoller Vorhof, dessen Wände von Mosaikgemälden und Marmor glänzen, führt über buntem Fußboden und unter der kühngewölbten Decke zur Kirchthür. In faltenreichem Gewande steht oberhalb des Haupteinganges der h. Marcus als strahlendes Mosaikbild, rechts und links das Gericht Salomonis, die Grablegung Christi, die h. Jungfrau, des Lazarus Auferstehung, an den unteren Seitenecken die vier Evangelisten, an den oberen die acht Propheten und auf dem Friese die Engel und Kirchendoctoren. In das Innere der Kirche führen drei Thore, deren Metallflügel mit Silberplatten belegt sind, auf denen man Heiligen- und Patriarchenbilder erblickt. Auf mehreren Stufen steigt man in den innern Raum der Kirche hinab, der hier und da etwas uneben ist, weil die Pfeiler und Bogen des Fundamentes nachgegeben haben. Beim Eintritt in den erhabenen

Raum, welcher die Gestalt eines griechischen Kreuzes hat, überschaut man drei Schiffe, welche Pfeiler und 6 Säulen mit vergoldeten Kapitälern trennen, während Marmortafeln und Mosaikbilder Wände und Fußboden bedecken, und besonders die fünf Mosaikbilder des großen Bogens oberhalb der Pforte, sowie des übrigen Hallengewölbes in farbigem Glanze dem Auge entgegenschimmern und einen wunderbaren Eindruck machen. Nicht minder kunstvoll ist rechts neben dem Eingange die Porphyrsäule mit einer Vase von 5 Fuß Durchmesser und einem altgriechischen Altar als Unterlage. Es würde ermüden, wollten wir die Bild- und Kunstwerke der Kapellen, Hallen, Bogen und Altäre alle anführen, die in Bronze, Marmor und Mosaik ausgeführt sind. Wir erwähnen nur die Kreuzkapelle, eine auf 6 Säulen gestützte Emporkirche, von deren Säulen die eine aus schwarzem und weißem Marmor, sowie die Weltkugel oberhalb der Kapelle aus einem Achat von 1 Fuß Durchmesser besteht. Der Hochaltar der Kirche, ein Baldachin, den vier Marmorsäulen mit Hautreliefs tragen, besitzt eine Kostbarkeit in dem wundersamen Bilde Pala d'oro, welches nur bei feierlichen Gelegenheiten enthüllt wird, da es eine prachtvolle Schmelzarbeit auf silbernen und goldenen Platten mit Ciselirungen, Perlen, Edelsteinen und Cameen ist und Scenen aus dem alten und neuen Testamente darstellt, während die hintere Seite ein Gemälde auf Goldgrund in 14 Abtheilungen zeigt.

Verlassen wir den ehrwürdigen Dom mit seinem märchenhaften Dämmerlichte und farbenstrahlenden Mosaikbildern, um vom Marcusplatze aus einen Blick auf zwei merkwürdige Thürme zu werfen. Am Uhrthurme sieht man auf dem Zifferblatt außer der Nummer der 24 Tagesstunden die Mondviertel und den Eintritt der Sonne in den Thierkreis, oberhalb der Uhr aber das vergoldete Bild der h. Jungfrau, an welcher zu bestimmten Zeiten die heil. drei Könige vorbeischweben, deren letzter, der Mohrenkönig, durch Abnehmen seiner Krone die Himmelskönigin grüßt, während auf einer kleinen Platte des Thurmgiebels zwei Bronzefiguren mit einem Hammer an eine Glocke schlagen, um die Stunde anzuzeigen. Der andere Thurm, der berühmte Glockenthurm, überragt alle Gebäude Venedigs um ein Bedeutendes, und gewährt eine großartige Rundschau über die wunderbare Stadt und das Meer. Sein Bau begann 902 oder 945, und währte 240 Jahre, ehe er vollendet wurde, denn er besteht eigentlich aus zwei Thürmen, von denen einer den andern umschließt, so daß zwischen ihnen ein Weg von 32 sanft ansteigenden schiefen Ebenen von je 6 Fuß Breite bis zu der Glockenzelle Raum hat. Die vier Glocken geben zu bestimmten Amtsverrichtungen das Zeichen; die fünfte aber verkündigte das Himmelfahrtsfest und die Vermählung des Dogen. Ueber die Galerie des Glockenthurms steigt noch eine Pyramide 63 Fuß hoch empor, in welcher man bis zu dem vergoldeten Engel, der die Spitze des Thurmes bildet, emporsteigen kann. Stolz schaut dieser herab auf die dunkelblauen Dächer Venedigs, in das Labyrinth der engen Gassen, zwischen denen Canäle wie Silberfäden aufblitzen, auf das dunkelblaue

Meer mit Schiffen aller Art, auf die grüne Küste des Festlandes bis hinauf zu den duftigen Umrissen der fernen Alpen.

Wir schreiten an den Flaggenstangen der Marcuskirche vorüber, um nach der Piazzetta zu gehen, deren Ostseite der Dogenpalast bildet. Am frühen Morgen ist der Platz menschenleer, aber zahllose Tauben vom S. Marcus beleben ihn, die zur Zeit der Republik auf Staatskosten gefüttert wurden. Erst nach und nach öffnen sich die Läden und Cafés der Bogenhallen, wo hier Goldgeschmeide, dort prachtvolle Möbeln, hier Gemälde, dort zierliche Eisen- und Stahlwaaren, hier indische Shawls und persische Seide, dort pariser Essenzen und englische Musseline oder lyoner Sammete, sibirische Pelze und belgische Spitzen, Havanna-Cigarren und Theaterbillets, Blumensträuße und seltene Muscheln, Delicatessen und Naschwerk feilgeboten werden, auf der Straße Blumenmädchen, Obstverkäufer, Wasserträgerinnen u. s. w. unaufhörlich zum Kauf einladen. Gegen die Mittagszeit erscheinen die Kaufleute unter den kühlen Bogenhallen des königlichen Palastes (palazzo reale), um drüben nach den Cafés zu gehen, wo Schiffsmäkler, Geldwechsler und Notare zu finden sind. Nach Tische ist der Platz von Neuem menschenleer, dagegen des Abends bis tief in die Nacht hinein um so belebter, da sich Geschäftsleute und Handwerker einfinden, um am kühlen Ufer des Molo sich zu ergehen, wo Gasflammen leuchten, wo Militärmusik aufspielt, wo es in den Cafés wimmelt von lebensfrohen Menschen und das buntbewegte Leben reiche Unterhaltung bietet. Da treten die Marmorpaläste mächtig in ihren kolossalen Umrissen hervor, da heben sich die zahlreichen Statuen um so schärfer von dem dunklen Hintergrunde ab, da bildet auf der Piazzetta die an den Marcusthurm angelehnte und dem Dogenpalast zugekehrte Loggetta (eine Art Militärwachtstube) mit ihren acht Säulen, vier Bogen und vier großen Bronzestatuen, bronzenen Thürflügeln und zahlreichen Reliefs ein eigenthümliches Gemälde voll Schatten und Licht. An der Ostseite der Piazzetta schimmert der Marcus-Canal an der Riva, mit den beiden Granitsäulen an der Landungsstelle des triester Dampfers. Von ihnen trägt die röthliche den heiligen Theodor mit einem Krokodil als Fußgestell, die graue dagegen den geflügelten Löwen, der die Tatze auf das „pax tibi“ des offenen Evangeliums lehnt. An der Ostseite erhebt sich der Dogenpalast, ihm gegenüber der



Wasserträgerin in Venedig.

königliche Palast, welcher früher die Marcus-Bibliothek war, mit seinen 21 dorischen und ionischen Säulen und den zahlreichen Statuen der über den Gängen hinlaufenden Balustrade, hinter welchem Palaste die Zecca (das Münzgebäude aus Quadern) mit einer dorischen Säulenhalle liegt und daher nicht sichtbar ist, und vor der Ostseite die Westwand der Marcuskirche mit den drei Flaggenstangen, von welchen vor Zeiten die Flaggen der Königreiche Candia, Cypern und Morea wehten; daneben endlich die Hinterseite des Glockenthurms mit der Loggetta.

Haben wir den schönsten Platz Venedigs kennen gelernt, so wollen wir nun



Der große Canal zu Anfange des 15. Jahrhunderts (mit dem Palast Pisani).

auch eine Fahrt durch Venedigs Hauptstraße, den großen Canal, machen, und fahren daher wieder um die Stadt nach Nordwesten, wo die Eisenbahn vom Festlande her an der breitern Seite der Inselstadt neben dem Canale grande oder Canalazzo mündet, welcher in der Gestalt eines liegenden ∽ die Stadt durchzieht und in der Gegend des Marcusplatzes, gegenüber der Insel S. Giorgio maggiore, in den Canale di Marco ausgeht. Dieser Canal ist zu beiden Seiten mit den stattlichsten Palästen besetzt. Hunderte von schwarzen Gondeln beleben ihn, und diese 30 F. langen, 4—5 F. breiten Fahrzeuge mit ihren Baldachinen und jenem geschlossenen Häuschen in der Mitte, welchen Sitze und Fenster oder Vorhänge

zu einem bequemen Aufenthalte machen, werden von den Gondolieri oder Barcaroli mit unglaublicher Geschicklichkeit regiert, so daß sie auch bei pfeilschnellem Dahinschießen nirgends anstoßen. Beim Hinabfahren durch den großen Canal sieht man rechts und links in die zahllosen kleinen Canäle, die entweder die ganze Breite der Straße einnehmen oder neben sich noch einen schmalen gepflasterten Fußsteig haben; denn nur selten ist solch ein Gäßchen ohne Canal, welcher dann auch so schmal zu sein pflegt, daß sich kaum zwei Personen ausweichen können. Wagen und Pferde sind in Venedig daher sehr seltene Erscheinungen, häufiger aber Gärten. Um so großartiger ist der Anblick des bisweilen 200 F. breiten Hauptcanals, dessen Marmorpaläste bald in byzantinischem, bald



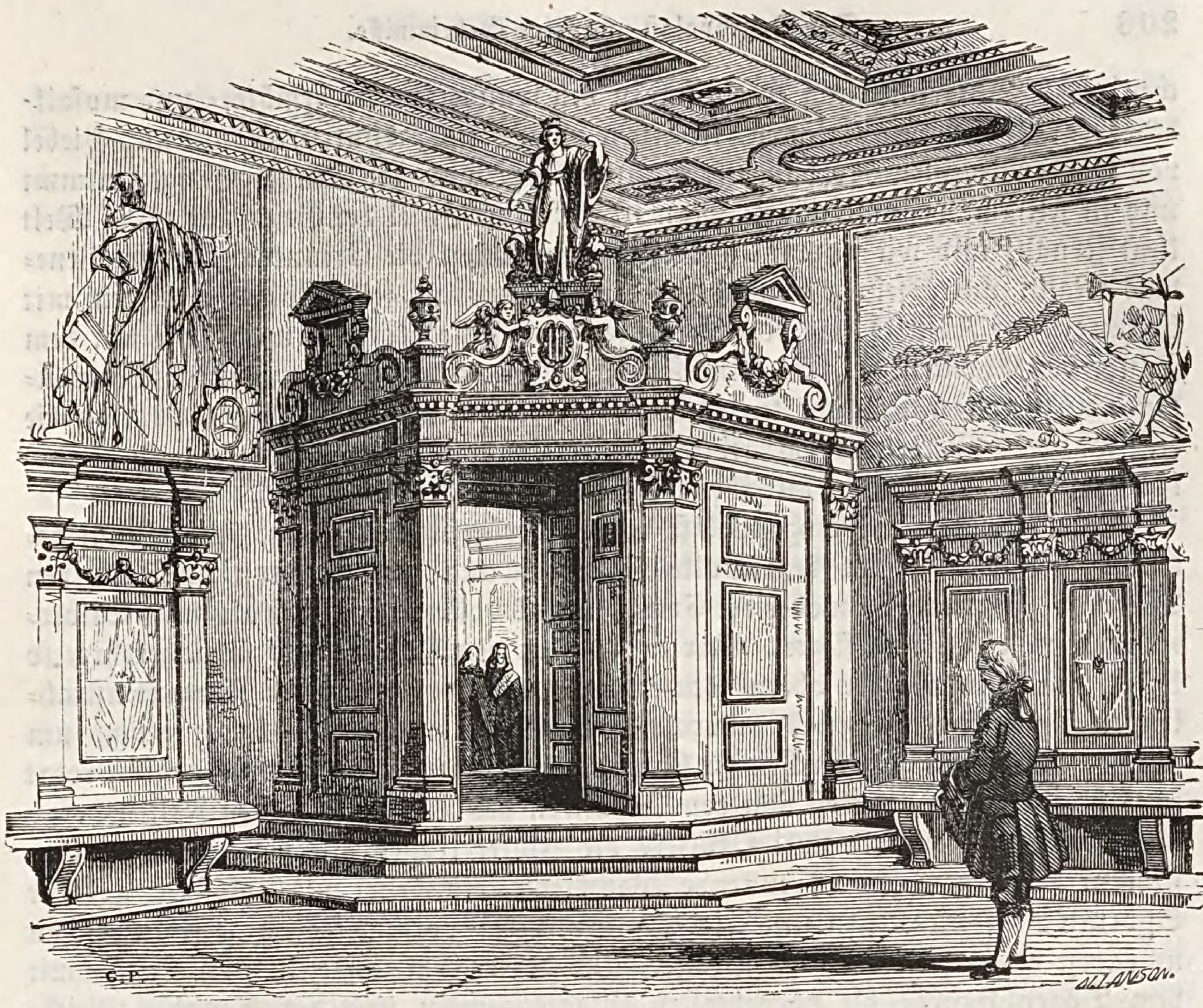
Rialtobrücke.

in maurischem, bald in gothischem oder modernem Style erbaut sind, und deren Ueberfahrttreppen mit ihren malerischen Blumenlauben angenehme Abwechselung bieten. Zahlreiche Balcons schauen auf den Canal hernieder, und tragen auf den Geländern zierliche Blumenvasen, in denen Rosen, Orangen, Myrten und Agaven blühen; auf anderen wieder sind Wäsche oder Betten zum Trocknen aufgehängt, was, wenn auch keine schöne, doch eine malerische Abwechselung gewährt. Hier führt eine prächtige, statuenreiche Treppe zu einer Säulenhalle, dort ragt die Kuppel einer Kirche stolz empor; vor uns dehnt sich eine lange Marmorwand von einer Reihe Fenster durchbrochen aus, zwischen denen zierliche Säulchen Rund- oder Spitzbogen tragen, und über ihnen zieht sich die Wand von Ara-

besken teppichartig durchwebt dahin, während im Erdgeschoß kühle Arcaden sich öffnen. Dieser Marmor-Palast aber zeigt geradlinige Gesimse und glatte Wände auf den Flügeln, die von wenigen Fenstern durchbrochen sind, dagegen schmücken die Mitte des Hauses hochgewölbte Fenster, von denen eine Reihe kühn über der andern emporsteigt; der benachbarte Prachtbau ist im Renaissance-Styl mit Schnörkeln über Fenstern und Dach gebaut. Die prächtige Einrahmung des großen Canals ist nicht vermögend, den wehmüthigen Eindruck zu verwischen, den der Gedanke an all' die verschwundene Macht und Herrlichkeit hervorbringt. Diese Paläste stehen da wie verblichene Erinnerungsblätter aus jener glänzenden Zeit, in welcher Venedig dem Oriente Gesetze vorschrieb und sein Handel der bedeutendste der Welt war.

Der große Canal wird durch die Rialtobrücke, die von **1588—90** für **250,000** Ducaten gebaut wurde, in zwei Hälften getheilt. Wie alle Gebäude Venedigs auf Pfählen errichtet sind, die man neben einander in den festern Untergrund der Lagunen einrammte, um auf den Rost dieses Pfahlwerks das Gebäude zu setzen, so stehen auch die Rialtobrückenköpfe auf **12,000** Ulmenpfählen. Die Brücke selbst schwingt sich als **89** F. langer Bogen von **66** F. Breite an **18½** F. hoch über dem gewöhnlichen Wasserstande über den Canal; doch beträgt die ganze Länge dieses Marmorbaues **148** Fuß, da man auf **50** Stufen zu beiden Seiten zu ihr hinaufsteigt. Ihr kräftiger Bogen trägt zwei Reihen Buden, welche drei Straßen bilden und der Tummelplatz eines lebhaften Verkehrs sind. Malerische Aussichten den Canal auf und ab bieten sich dem Auge dar, wenn es die Reihe der Paläste überschaut oder das Durcheinander der Gondeln verfolgt, die ein wirres Gemisch zu bilden scheinen, und von denen jede doch ihren Weg verfolgt. Die Seufzerbrücke dagegen, um dies sogleich hier zu erwähnen, hat ihre Berühmtheit dem Namen zu verdanken, denn sie selbst ist ein bedeckter Gang, der aus dem Dogenpalaste über einen schmalen Canal in ziemlicher Höhe nach den Gefängnissen führte, aus denen wenige der Opfer der Gerechtigkeit und vielleicht noch mehr der Gewaltthätigkeit an das Tageslicht zurückkehrten.

Viel ließe sich erzählen von den Gemälde- und Kunstsammlungen der einzelnen Paläste, von der Pracht der Zimmer, von den Statuen und Mosaikbildern, von den herrlichen Teppichen und den historischen Merkwürdigkeiten der einzelnen Paläste, von den berühmten Männern oder Familien, welche dieselben bewohnt haben, oder von den Künstlern, welche dieselben schmücken halfen. Der besuchteste Palast ist der der schönen Künste in dem **1807** aufgehobenen Convento de' Canonici regolari portuensi wegen der Meisterwerke italienischer Maler, die hier gesammelt sind. Nicht minder merkwürdig ist das Staatsarchiv, vielleicht das reichste in Europa, welches in **400** Räumen **12** Millionen Bände wichtiger Documente vom Jahre **883—1845**, die Handschriften berühmter Fürsten und Männer und andere Seltenheiten besitzt. Bevor wir aber die wunderbare Lagunenstadt verlassen, kehren wir noch einmal auf den Marcusplatz zurück, wo sich uns in dem Dogenpalast jene Hauptmerkwürdigkeit Venedigs darbietet, die eine ganze Welt des Geheimnißvollen einschließt.



Vorsaal des Amtszimmers der Capi des Rathes der Zehn.

6. Der Dogenpalast und seine Geheimnisse.

Der Eindruck, welchen Venedig macht, ist ein wunderbarer, denn die Stadt hat etwas Zauberisches durch ihre Lage mitten im Wasser, durch ihre malerischen Prachtgebäude, aber auch durch die Erinnerung an ihre Vergangenheit. Bei dem wachsenden und sinkenden Pulsschlage des Meeres scheint die Stadt mit ihren Straßen und kuppelreichen Kirchen, mit ihren Kais und Canaltreppen bald aus der Tiefe emporzuwachsen, bald langsam zu versinken. Dumpf dröhnt das Brausen und Branden der vom Sturm aufgeregten Meereswogen von den Murazzi herüber, während bei stillem Wetter die Bilder der hochgethürmten Paläste auf der schimmernden Fläche der Canäle schwanken und bei einer wechselnden Strahlenbrechung zu phantastischen Gestalten sich umwandeln. Eine im Meere schwimmende Stadt, die alternden Paläste, das ruhelose Auf- und Abfluthen einer geschäftigen Menge, die zahlreichen Statuen, wenn sie vom Gold und Purpur des Abendhimmels umflossen sind, und die strahlende Lagunenfläche, wenn man sich in ihren Anblick vertieft, versetzen in ein Mär-

chenland. Die Erinnerung ergeht sich in den wunderbaren, gemälde- und mosaikbedeckten Kirchen und Palästen, in denen alle Wände, Thüren, Gänge und Giebel von Farben leuchten, so daß eine stumme Farbenwelt die Sinne gefangen nimmt und in seltsame Träume wiegt. Man ist auf einer Insel der Geschichte. Die Welt liegt fernab, und wie romantische Arabesken treten die Erinnerungen an Venedigs Macht unter seinen hochgebietenden Dogen, an seine stolzen Galeeren mit hochragenden Kastells und Kanonenluken, an seine glorreichen Kämpfe mit dem Feinde der Christenheit, an seine Fahrten nach dem palmentragenden Morgenlande und zu den prachtvollen Städten des byzantinischen Kaiserreichs, an die rege Handels- und Gewerbthätigkeit dieses London des Mittelalters, an die geheimnißvolle Inquisition mit ihren Schrecken hervor.

Dort drüben im Dogenpalast wurde der gefürchtete Doge vom Senat gewählt, auf der Treppe dem Volke vorgestellt und in Procession rings um den Marcusplatz getragen, wobei der Erwählte aus vollen Händen Gold- und Silbermünzen auszustreuen pflegte. War er dann in den Dogenpalast zurückgekehrt, so krönte man ihn auf der obern Stufe der Riesentreppe mit der diamantenstrahlenden Dogenmütze (corna), worauf der Festzug zur Marcuskirche ging, um dort die Messe des Patriarchen zu hören. Ein langer Purpurmantel, mit Brocat und Hermelin besetzt, floß von den Schultern des Dogen in weiten Falten herab bis zur Erde, weshalb zwei Officiere die Zipfel tragen mußten, während ihm silberne Trompeten, eine brennende Wachskerze, ein Sessel mit Goldstoff, goldene Spornen, seidene Kissen und ein Sonnenschirm vorangetragen wurden. Ihn umgaben reichgekleidete Würdenträger, und hinter ihm schritten ein Patricier mit dem Dogenschwert, die vornehmsten Staatsbeamten und der Senat. Gleiche Ehrfurcht erwies man ihm im Dogenpalaste, denn wenn er in den Saal trat oder ihn verließ, erhoben sich alle Anwesende, und die Schreiber durften ihre Acten und Protokolle nur knieend überreichen. Und doch war dies nur leeres Gepränge, denn er war ein machtloses Werkzeug der herrschenden Adelspartei, besonders des Zehnerrathes und der geheimnißvollen Inquisitoren, die durch unbekannte Beamte eifersüchtig auch ihn überwachten, damit er ein gefügiger Vollstrecker ihres Willens bleibe. Man ließ ihm den äußern Glanz und betäubte die Menge durch Ceremonien, die ihrem Herzog galten, und allerdings die Unkundigen blendeten, während der geheimnißvolle Palast hinter seinen Marmorwänden das goldene Elend des hohen Würdenträgers verbarg.

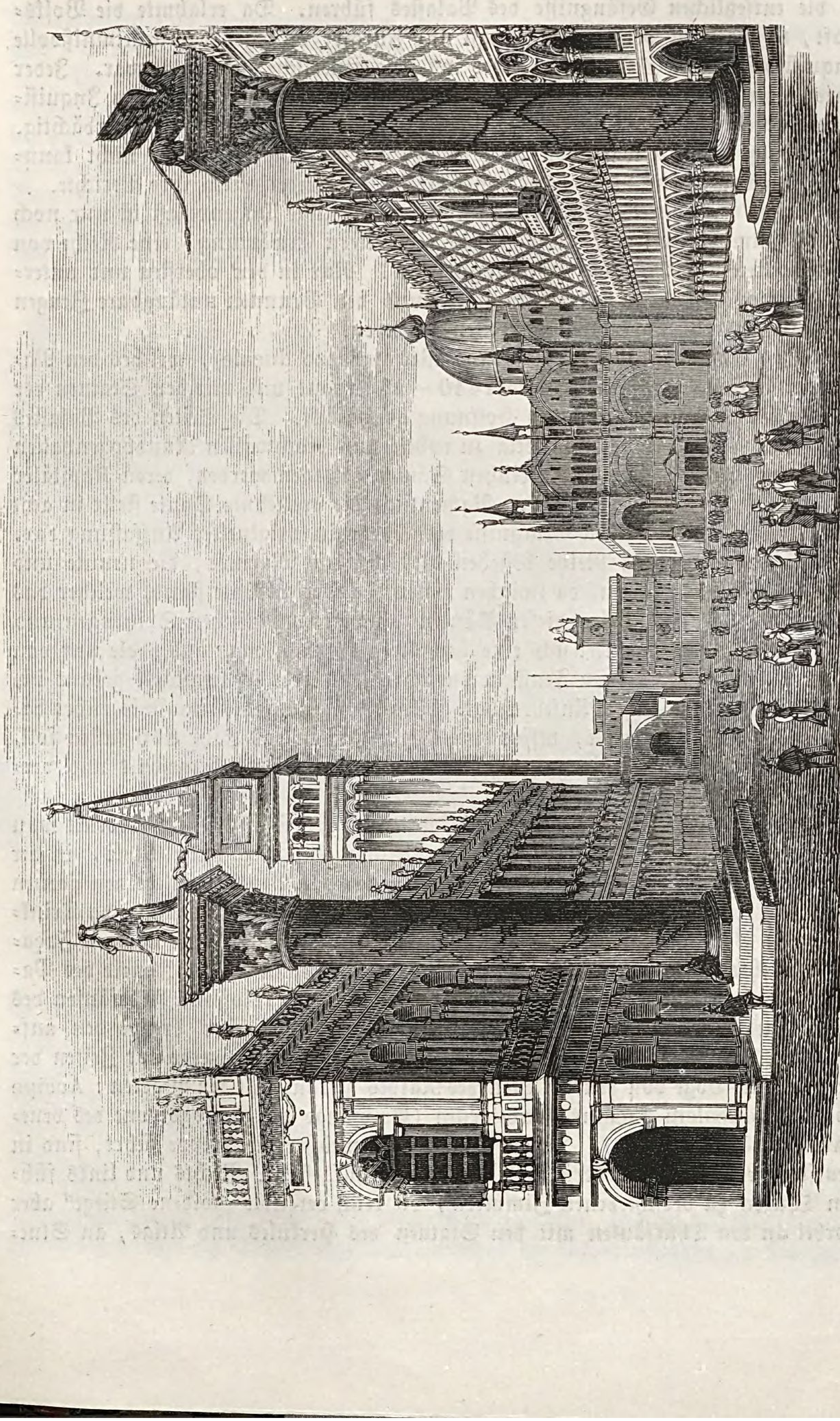
Als Erinnerung aus jenen Zeiten erhielten sich eine Zeit lang noch die Stände der Arsenalotti und Gondolieri. Jene waren die Arbeiter des Arsenals, und öffneten oder schlossen die Werkstätten desselben mit dem Rufe: Evviva San Marco! Sie bildeten die Ehrenwache des Rathes, bewachten den Schatz, trugen den Dogen bei seinem Umzuge um den Marcusplatz, und ruderten das Dogenschiff Bucintoro am Himmelfahrtstage hinaus zum Lido, wenn der Doge sich symbolisch mit dem Meere vermählte. Die Gondolieri und Barcaroli theilten sich nach den Stadthälften in Nicolotti und Castellani, von denen die Letzteren die Reicheren, die Ersteren die Aermeren waren. Am letzten Carnevalstage veran-

stalteten diese Gondelführer auf der Piazzetta verschiedene Ringspiele, denen der Doge sammt allen Würdenträgern zuschaute. Das Fest begann mit dem Opfern eines Ochsen nebst 12 Schweinen, deren Köpfe auf je einen Hieb fallen mußten. Die Nicolotti tragen heute noch Schärpe und Mütze von schwarzer, die Castellani von rother Farbe, weiße Strümpfe und bunte Hosen. Bei dem Volksfest Regatta halten sie auf dem Canale grande eine Wettfahrt. Dann sind alle Fenster und Balcone am Canal mit Teppichen und Blumengehängen verziert und der Canal mit festlich geschmückten Gondeln und Barken der Zuschauer bedeckt. Da sieht man nur Himmel und menschengefüllte Gondeln zwischen den Canalhäusern, aus deren Fenstern Kopf an Kopf herausschaut. Welch Jubeln und Schreien der Menge, welches Blumen- und Kränzewerfen von Fenstern und Balconen herab auf die buntgekleideten Gondolieri, die heute alle Geschicklichkeit und alle Kraft aufwenden, um den Sieg davonzutragen! In weißer Schaumwelle das Wasser durchschneidend schießen die Gondeln auf ein gegebenes Zeichen den Canal entlang! Wie rühren sich da die Arme, wie stemmt der Ruderer Fuß und Leib gegen das Ruder, daß die Muskeln sichtbar hervorquellen! Hier und da schlagen Ruder zusammen, wird eine Gondel überholt, an die Seite gedrängt; aus Verdruß spritzt der Besiegte einen weiten Wasserstrahl hinter den Dahineilenden hin und kehrt lässig um, als habe er die Lust verloren. Hier stürzt wol ein unvorsichtiger Zuschauer ins Wasser und wird noch vom Spottgelächter der Menge bestraft; dort werden Wetten gemacht, hier schreit Einer vom Dache den Namen Dessen herab, welcher Sieger sein wird, dort empfängt donnerndes Bravo einen beliebten Wettfahrthelden; überall bunte Wimpel, Gondeln aller Art, kleine Kähne und Boote, Menschengewühl längs der prächtigen Paläste, vor uns das weite Meer, über uns der italienische Himmel. Bisweilen veranstalten jene gewandten Schiffer wol auch ein Fresco, d. h. eine nächtliche Spazierfahrt mit Musik, Fackeln und farbigen Lampen, deren bunte Lichter einen zauberhaften Schein auf die hohen Paläste, das schillernde Wasser und die Menschen werfen, während die schmelzenden Klänge der Musik eine neue Traumwelt wecken.

Der eigenthümliche Zauber, welchen Venedig über die Phantasie ausübt, hat weniger seinen Grund in den geschichtlichen Erinnerungen dieser Republik, welche von ihren Meersümpfen aus einen Theil des lombardischen Festlandes beherrschte, das griechische Kaiserreich stürzte, Südgriechenland sammt den Inseln und bergigen Küsten des adriatischen Meeres besaß, heiße Seeschlachten den Genuesen und Türken lieferte und in seinen Waarenhäusern die Schätze und Wunder damaliger Industrie aufhäufte. Nur Wenige wissen, daß 452 und 568 zuerst elende Hütten auf den bisher unbewohnten Lagunen erbaut wurden, welche sich als Stadt Rivoalto um die Jakobskirche gruppirten, deren Bewohner in jedem Stadtviertel einen Tribunen wählten, bis 697 als Gesammtoberhaupt der erste Doge ernannt wurde. Bald begannen die Verfassungsänderungen, in deren Folge ein Erbadel alle Staatsämter in die Gewalt bekam, und die Dogenwürde zu einer machtlosen Form herabsank, denn über den Rath der Sechs (Signoria) und den der Vierzig erhob sich der Große Rath, welcher 1297 aufgehoben und

durch den Rath der Zehn aus dem Erbadel des goldenen Buchs ersetzt wurde, welcher mit erbarmungsloser Strenge jede politische Neuerung unterdrückte. Was halfen da die glänzenden Seesiege? was das Königreich Cypern und Candia? was der Glanz der Heldenthaten eines Zeno, eines Morosini? was die Pflege der Künste und Wissenschaften? Der Schrecken der Staatsinquisition erfüllte die Gemüther mit Grauen, das Geheimnißvolle der Anklage und der Verurtheilung erhielt Vornehm und Gering in Furcht, denn die Zehn hatten Gewalt über Alle und Jeden; ihre Späher lauerten überall und ihre verschwiegenen Kerker und Folterkammern erpreßten jedes gewünschte Geständniß.

Sobald die Morgenglocke neun Uhr läutete, schritten die Zehn in seidenem Amtsgewand und mit dem Schwert an der Seite die Stufen des Dogenpalastes hinauf in ihren Sitzungssaal; zur bestimmten Zeit wählten sie aus sich zwei schwarzgekleidete Staatsinquisitoren, denen der Dogenrath den dritten rothgekleideten hinzufügte, und welchen er unbedingte Gewalt über Leib und Leben Aller, selbst der Zehn, anvertraute. Niemand kannte die Namen jener Furchtbaren, Niemand erfuhr von ihren Anklagen; doch sah man von Zeit zu Zeit Morgens einen Gehängten zwischen den Säulen der Piazzetta, der auf der Brust eine Tafel mit der Inschrift: per delitta di stato! trug, oder man hörte lispeln von einer Ertränkung im Canale dell' Orfano, wo Fischer mitunter ein Brettchen mit derselben Inschrift entdeckten. Wessen hatte man Jene angeklagt? Wer hatte gegen sie gezeugt? Wer hatte sie verurtheilt? Niemand wagte darnach zu fragen, Niemand mochte etwas davon gesehn oder gehört haben, denn das furchterweckende Geheimniß der Staatsinquisition gebot dem Klugen Stillschweigen. Die Verdächtigen verschwanden plötzlich aus der Mitte der Ihrigen, aus ihrem Palaste, aus ihrem Amte, Niemand wußte durch wen und auf welche Weise. Niemand wagte nachzuforschen oder eine Klage, ein Bedauern hören zu lassen. Alles erfuhren, Alles wußten ja die Inquisitoren, aber Niemand konnte ahnen durch wen und wie? Nur so viel ging leise von Mund zu Mund, daß die Inquisitoren einander auf gleiche Weise umlauerten und richteten. Einander selbst ein Geheimniß, undurchdringlich in ihren Gedanken saßen die Drei in dem mit goldgepreßtem dunklem Leder ausgeschlagenen Saale, auf goldgepreßten dunklen Lederstühlen vor dem mit gleichem Leder überzogenen Tische, und empfingen vom Secretär Berichte. Auf stufenförmiger Erhöhung standen die drei Stühle vor dem Tische, welcher eine Lampe und jene zwei hölzernen Urnen trug, in welche die Kugeln zur geheimen Abstimmung geworfen wurden. Denn auch diese hielten die Drei unter sich geheim; die Kugeln waren gleichfarbig, aber die Urne hatte im Innern einen Boden mit drei Löchern; ließ man die Kugel durch das weiß angestrichene Loch fallen, so stimmte man mit Ja, das grüne galt für Nein und das rothe für unentschieden. Keiner wußte also von dem Andern, wie er gestimmt hatte, und war Diesen gleichfalls ein Geheimniß. Die Drei behorchten jeden Seufzer, wußten alle Familiengeheimnisse, und ihre Späher verstanden die verborgensten Gedanken der Herzen zu errathen. Schon Verdacht zu erwecken war ein Todesverbrechen; ein Blick, ein Laut, eine stumme Bewegung konnte



Der Marcusplatz mit dem Dogenpalast.

in die entsetzlichen Gefängnisse des Palastes führen. Da erlahmte die Volkskraft, da walteten Mißtrauen, Angst und Furcht, da ward das geheimnißvolle Inquisitoriat zum Gespenst, welches ins Ungeheuerliche ausgemalt war. Jeder Brief, der aus dem Auslande kam, jede Antwort darauf mußte den Inquisitoren vorgelegt werden, und neben einem Gesandten zu wohnen, war verdächtig. Jede adelige Familie ward von zwei Spähern, die einander selbst nicht kannten, überwacht, und die Späher controlirten sich wieder durch ihre Berichte.

Doch der Schrecken ist verschwunden, der heutige Dogenpalast ist nur noch ein Museum. Betreten wir ihn also in der heitern Erwartung, eine Reihe von Kunstwerken und Merkwürdigkeiten zu sehen! Nur in den obersten und untersten Geschossen sind in den Bleikammern und den Brunnen unläugbare Zeugen der früheren geheimnißvollen Schrecken geblieben.

Das Eingangsthor des Dogenpalastes (palazzo ducale), welches den Namen porta della carta hat, ward **1440—43** erbaut und mit den Statuen der Tapferkeit, Weisheit, Liebe und Hoffnung geschmückt. Die Seiten des Palastes nach dem Molo und der Piazzetta zu ruhen auf prachtvollen Rundbogenhallen arabischen Styles, die von zahlreichen Säulen getragen werden, deren Kapitäler mit Figuren verschönert wurden. Namentlich die dreizehnte Säule stellt in acht Bildern die mannichfachen Begegnisse des Lebens in origineller Auffassung dar. Die Säulen der obern Reihe bestehen aus weißem Marmor, die neunte und zehnte jedoch aus rothem, da zwischen ihnen der Gerichtsbote stand, welcher das Todesurtheil verlas. Ueber diesen Säulen zwischen romanischen Spitzbogen und zierlichen Arabesken breitet sich eine gewaltige Marmorwand aus, die nur von wenigen breiten gothischen Fenstern durchbrochen, aber so kunstvoll gebaut ist, daß sie ein teppichartiges Ansehen hat. Diese Mischung des Baustyls rührt daher, weil der Dogenpalast, dessen erste Gründung in das Jahr **810** fallen soll, wiederholt abbrannte und zu verschiedenen Zeiten wieder hergestellt und verschönert wurde.

Tritt man durch die Porta della carta in den Palasthof, so erblickt man an der Façade mit der Uhr acht treffliche Bildsäulen griechischen Styls, in der Mitte des Hofes dagegen zwei prächtige Cisternen von Bronze, welche den ganzen Tag über von Wasserträgern und Wasserträgerinnen umlagert sind, da Trinkwasser in Venedig ein kostbarer Handelsartikel ist. Hat man die übrigen Façaden mit ihren Statuen flüchtig überblickt, so kann man in das Innere des Palastes durch die Riesentreppe eintreten, deren Höhe die kolossalen Bildsäulen des Mars und Neptun schmücken, deren riesige Verhältnisse der Treppe den auffallenden Namen gegeben haben. Oben auf dieser Treppe wurde vor Zeiten der neugewählte Doge von den Aeltesten des Rathes gekrönt mit den Worten: Accipe coronam ducalem ducatus Venetiarum (Empfange die Herzogskrone des venetianischen Herzogthums). In der Loggia, zu welcher die Treppe führt, sind in neuester Zeit die Büsten berühmter Venetianer aufgestellt. Rechts und links führen Thüren zu verschiedenen Zimmern, die reich verzierte „goldene Stiege" aber vorbei an den Thürsäulen mit den Statuen des Herkules und Atlas, an Stuc-

caturarbeiten und Frescogemälden zu dem Saal der Aufseher des „goldenen Buches“, in welchem die altadeligen Familien eingezeichnet standen.

Durchwandert man diese Gänge, Säle, Zimmer und Treppen, so muß man erstaunen über den ungeheuren Reichthum an Kunstwerken aller Art, welche in diesen gewaltigen Räumen aufgesammelt sind. Da sind die Wände und Decken verziert mit Frescogemälden oder Oelbildern; da stehen über den meisten Eingängen zu den Sälen Bildsäulen und in den Thürbogen angemessene Bilder, daß des Schauens und Bewunderns kein Ende werden will. Hier ist eine reiche Bibliothek von 100,000 Bänden und 5000 Handschriften aufgespeichert, dort,



Saal der Staatsinquisitoren.

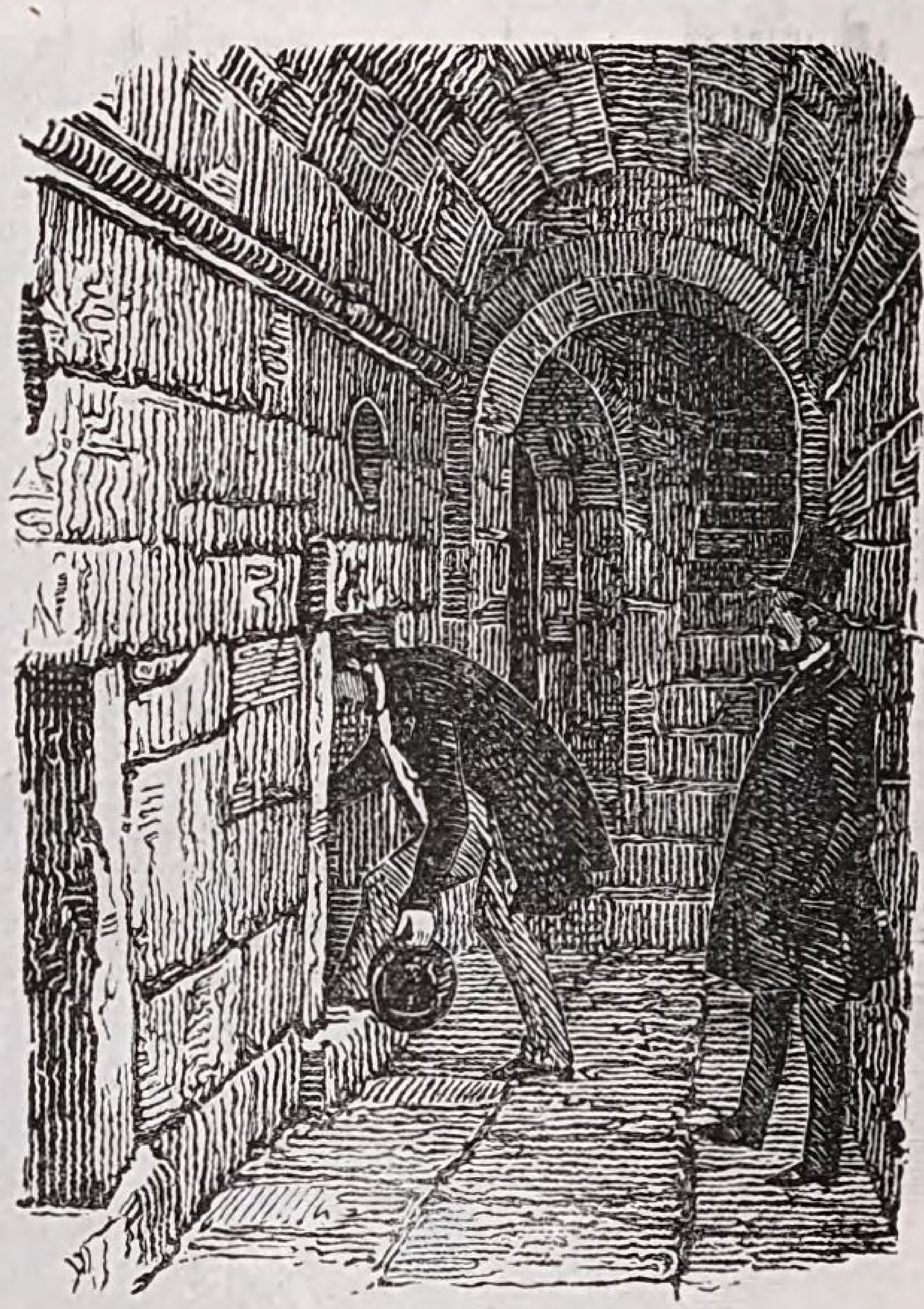
im Saale des großen Rathes, der 154 Fuß lang, 75 Fuß breit und 45 Fuß hoch ist, hängt ein Riesenbild, „die Glorie der Seligen im Paradiese“, welches 74 Fuß breit, 30 Fuß hoch und voll Figuren ist. Außerdem schauen von allen Wänden Gemälde und antike Statuen herab, während an den Friesen die Portraits der venetianischen Dogen angebracht sind, und zahlreiche Darstellungen aus der venetianischen Geschichte überall dem Auge entgegentreten.

Noch lebhafter werden diese Erinnerungen im Abstimmungssaale, wo in eine weiße, grüne oder rothe Vase die verhängnißvollen Kugeln der Abstimmenden rollten, oder im Scharlachzimmer, welches die Scharlachtogen der Patricier

bewahrte, oder im Schildsaale, wo die Landkarten der venetianischen Besitzungen, sowie die Rüstung des Dogen und die Erdkugel Fra Mauro's vom J. 1460 zu sehen waren, oder im Vorsaal der Staatsinquisitoren, wo zur Seite der Thür der geöffnete Löwenrachen sich befand, in welchen man von außen die heimlichen Anzeigen warf, die dem furchtbaren Rathe der Zehn und der Drei zugehen sollten. Der Schrecken hat diese Räume längst verlassen, denn heitere Gemälde schmücken ihn wie den Saal des Rathes der Zehn selbst, welche das geheimnißvolle Gericht der Staatsinquisition bildeten und wieder unter der Aufsicht der Commission der Drei standen. Bilder aus der alten und neuen Zeit, Götter und symbolische Gestalten, Scenen aus dem Stillleben und der venetianischen Ge-



Stiegen zu den Gefängnissen.



Inneres der Gänge.

schichte schmücken in heiterem Wechsel die Wände dieses Saales, wo über manchen hochstrebenden Edlen das Todesurtheil gesprochen wurde.

Von dem bereits genannten Vorzimmer der Staatsinquisitoren, der sogenannten Bussola, weil sich im Winkel des Saales eine so gestaltete Ausgangsloge befindet, gelangt man in die Sala de' Capi del Consiglio dei Dieci, von deren alten Ausschmückungen nur Einiges erhalten ist, besonders ein Marmorkamin mit zwei Karyatiden und ein figurenreiches Plafond. Vor dem Zimmer der Zehn stand ein Vorbau mit hölzernem Schnitzwerk, damit Niemand die Verhandlungen belauschen könnte; zwischen zwei ruhenden Löwen auf dem Gesims über der Thür die Gerechtigkeit mit Krone, Wage und Schwert. Vor diesem Saale harrten die sechs Boten des Gerichts, der Hauptmann der Wache

und die sechs Hauptleute der Schiffer, welche Barken in Bereitschaft haben mußten; hier erschienen aber auch die Vorgeladenen, und harrten mit Bangen des Augenblicks, wenn sie vor die Richter gerufen würden. Das Vorzimmer des Sessionssaales selbst war gleichfalls mit Holz ausgekleidet und diese Bretterwände mit großen Gemälden aus Venedigs Eroberungskriegen bedeckt, so daß jedes Bild von den Dielen bis zur Decke reichte. In dem Vorsaal befand sich übrigens auch der bereits erwähnte Löwenkopf, in dessen Rachen man heimliche Anzeigen steckte, die sich auf Privatpersonen und Beamte bezogen, so daß Niemand vor Anzeige sicher war, sobald er etwas Verdächtiges begangen hatte. Verschiedene Gänge führen weiter hinein in den Palast, aber auch zu der geheimen Thür, welche zu dem obersten und untersten Theil des Dogenpalastes, zu den unterirdischen Gefängnissen und den Bleikammern führt. Diese haben durch schreckenerregende Beschreibungen eine Berühmtheit erhalten, die sie mehr ihrem geheimnißvollen Dasein, als der Wahrheit verdanken. Die Bleikammern (Piombi) sind einfache Dachkammern unter den Blei- und Zinkplatten des Daches. Sie sind mit einem Dachfensterchen versehen und mögen im Sommer allerdings wegen der brennenden Hitze unerträglich gewesen sein, aber sicherlich kaum schrecklicher, als ähnlich eingerichtete Gefängnisse. Hier vertrauerten die unglücklichen Gefangenen Monate, auch lange Jahre. Für sie gab es keinen Wechsel, als brennende Mittagsstunden und kalte Nächte; für sie gab es keine Familie. Bange Erwartungen quälten sie Tag und Nacht; Hitze, Durst, Kälte, Verzagtheit folterten sie, daß sie vor der Zeit alterten. Ach! da draußen lag das freie Meer, droben stand der blaue Himmel, drüben brausten die Winde, und es drang zu ihnen mitunter der halbverwehte Jubel einer heimfahrenden siegreichen Flotte. Für sie war Nichts von alle dem da; sie gehörten, obschon noch lebend, den Todten an. Werden Freunde Schritte zur Rettung thun? Vielleicht wird das Blutregiment gestürzt! Horch, da kommen die Befreier! Hastige Schritte nahen, Schwerter klirren! — Doch nein, die Gefangenwärter bringen einen neuen Gefangenen. — O, so Tag für Tag in Hoffen und Verzagen zu schweben, abgeschnitten von aller Welt, grübelnd über Vergangenheit und Zukunft, ist dies nicht die furchtbarste Folter? Jene Kammern waren von unregelmäßiger Gestalt,



Bleikammern.

höchstens 7 Fuß lang und 7 Fuß breit, ringsum, oben und unten mit 2 Zoll dicken Eichenwänden bekleidet und mit eisernen Heften verwahrt.

Noch zahlreiche Gänge mit engen Kerkern, deren dünne Wände mit weißen, kalkgetünchten Brettern verschalt und an der Decke mit einem Fenster versehen waren, füllten die oberen Räume des Palastes. Ja, nicht weit von jenen Prunksälen, die von Gold und Gemälden glänzten, wo der Rath der Zehn sich versammelte, war die schmale Folterkammer, hinter welcher Richter vom Fenster herab die Seufzer des Gequälten belauschten, seine Mienen studirten, um neue Anklagen gegen ihn aus denselben herauszufinden. Hier stöhnte Foscari, während sein Vater im Dogensaale Audienzen gab. Welche Gegensätze! Mitten zwischen engen, elenden Kerkerzellen, zwischen Folterkammern und unaussprechlichem Jammer breiteten sich die geräumigen Prunkzimmer der Staatsregenten, unerhörte Pracht und Glanz aus, und doch war von jenen stolzen Männern keiner sicher, heimlich verhaftet und in eine jener Zellen gesperrt zu werden. Doch noch qualvoller waren die unterirdischen Gefängnisse, „Brunnen" (pozzi) genannt, denn sie lagen zunächst in zwei Etagen über einander, zu denen man durch eine Thür von der goldenen Treppe aus gelangte. Stieg man ein Gewirr enger finsterer Treppen hinab, so betrat man zunächst die obere Abtheilung, die noch nicht so tief lag als der Hof des Palastes, so daß erst die untere Abtheilung den Namen von unterirdischen Gefängnissen verdient. Diese waren enge, finstere, mit Brettern bekleidete Zellen, mit niedriger Thür und einem Luftloch, ohne alle Bequemlichkeit, feucht von der eindringenden Nässe des Erdbodens, und wenn auch nicht so schauderhaft, wie sie geschildert zu werden pflegen, enthielten sie doch des Grauenhaften so viel, daß schon ihr Anblick mit Entsetzen erfüllte. Hier herrschte das Schweigen des Todes, nur zuweilen unterbrochen vom Schrei der Verzweiflung, den ein Gefangener im Gefühl seiner Ohnmacht ausstieß. Hieher verirrte sich kein anderer Lichtstrahl als der der Wandlampe gegenüber dem Luftloch! Jahr aus Jahr ein ödes Einerlei der feuchten Wände, der Finsterniß, der Verschollenheit und Verlorenheit mitten in einer volkreichen Stadt! Weit ab von dem Gefangenen lag ja die Menschenwelt; nur feuch-



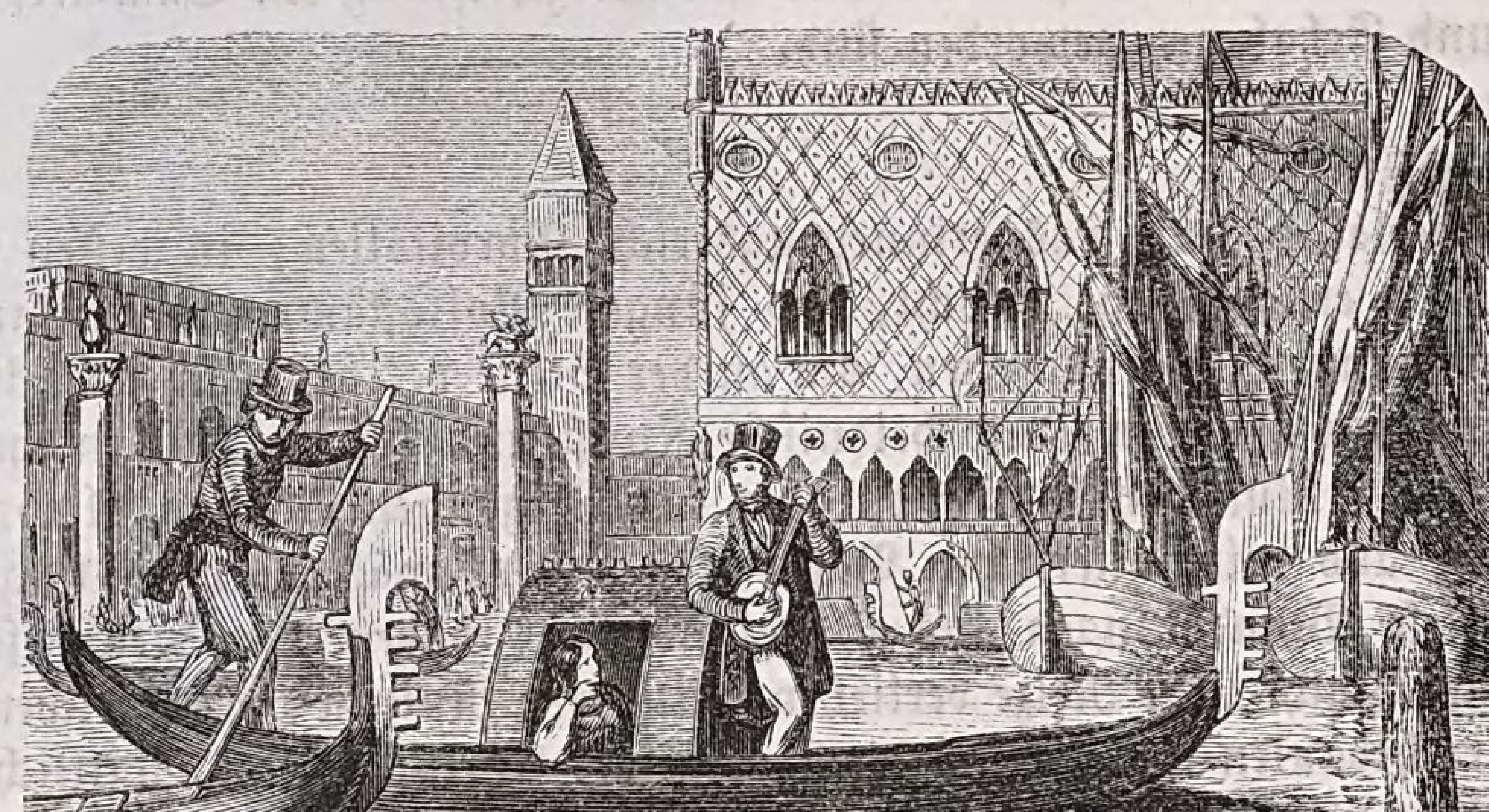
Inneres eines Gefängnisses im ursprünglichen Zustande.

ten Steinen konnte er seine Leiden klagen, und in kalter Finsterniß mußten Geist und Auge erblinden; das sind die Schrecken des Dogenpalastes.

Lange Jahrhunderte füllte das Geheimniß des Dogenpalastes die Herzen mit Grauen, bis der Abenteurer Casanova dasselbe enthüllte, nachdem es ihm gelungen war durch Muth und List einen Ausweg durch die Bleidächer zu finden und dem furchtbaren Gefängniß zu entrinnen. Diese kühne Flucht machte ihn zu einem weltberühmten Manne. Sie war für den schlauen Abenteurer die beste Empfehlung an den Höfen Europa's. Natürlich verfehlte er nicht, von seiner Flucht überall zu erzählen und die Prosa einer Gefangenschaft dadurch zu romanhafter Poesie umzugestalten, daß er die Schrecken der Inquisition wie der Bleikammern in den grellsten Farben schilderte. Seitdem sind jene Gefängnisse und jener Gerichtshof erst bekannt und sprichwörtlich geworden; heute ist man verständig genug, in dem Gerichtshof der Zehn oder Drei nicht mehr zu finden, als in jedem andern Gerichtshofe jener Zeiten, in welchen er Recht sprach. Venedig hat kaum gewaltsamer und ungerechter verfahren, als die Könige Frankreichs durch ihre Verhaftbriefe und Bastille, als die Könige Spaniens und die Fürsten Italiens; denn der Rechtsgang und die Rechtsmittel waren damals andere als jetzt. Bezeichnend ist es, daß die kaiserliche Regierung jenen Gerichtshof in eine Gemäldesammlung, in ein Museum italienischer Kunst umwandelte, so daß jene Stätten des Schreckens und der Verzweiflung ein Sammelplatz des Schönen und Erhabenen geworden sind.

Wir verlassen nun das erinnerungsreiche Norditalien, in dessen Ebenen Hannibal seine ersten Siege erfocht, wo jüngere Volksstämme im Anfange der Völkerwanderungen sich ansiedelten, um an der Stelle des heidnischen Weltreiches ein christliches zu gründen, und heidnische Kunst und Wissenschaft in christliche umzuwandeln. Ruinenhaft schaut daher die Vergangenheit aus altrömischen Denkmalen, aus mittelalterlichen Bauwerken und Gemälden in die Gegenwart herein. Diese Wandelungen des Geschichtslebens haben dem reichgesegneten Lande mannichfache neue Reize verliehen. Auf den Ruinen der römischen Tempel und Prachtbauten erheben sich die Tempel des Christenthums, stattliche Klöster und glänzende Paläste, Maler und Bildhauer schmückten die heiligen Orte mit Meisterwerken der Kunst, Handel und Verkehr weckten den Erfindungsgeist, um durch wohlthätige Einrichtungen das Leben zu verschönern und den Kreis des menschlichen Wissens zu erweitern. Dabei waren Männer der Kunst und Freunde der Natur fortwährend bemüht, durch schöne Anlagen und Bauwerke den Reiz der Landschaften zu erhöhen. „Hin nach Italien!“ ist heute das Losungswort vieler Wanderlustiger geworden. Da eilen denn Jahr aus Jahr ein die Kunst- und Naturfreunde von jenseits der Alpen herab aus dem Norden, um Herz und Auge an den wundervollen Landschaftsbildern zu laben, ihr Entzücken in lobpreisenden Liedern auszusprechen, oder in kunstvollen Gemälden ihren Landsleuten zu veranschaulichen.

Unsere nächste Wanderung führt uns aus dem uralten Culturlande Italien in jene fruchtbaren Gauen ein, welche sich vom adriatischen Meere bis über die Karpathen hin ausbreiten, deren Bevölkerung zum Theil noch auf der Bildungsstufe des einfachsten Hirten- und Bauernlebens sich erhalten hat, so daß zwischen glänzenden Hauptstädten und bedürfnißlosen Dörfern sich grelle Gegensätze bilden, und ein buntes Völkergemisch nach Ausgleichung der Verschiedenheit vermittelst industrieller und wissenschaftlicher Bildung strebt. Italien ist das Land großer Erinnerungen und einer gewaltigen Vergangenheit, während die Donauländer eine große Zukunft um so gewisser erwarten dürfen, als eine einsichtsvolle Regierung unter bedeutenden Opfern bemüht ist, sie den Segnungen der Civilisation zugänglich zu machen, indem sie Straßen, Canäle und Bildungsanstalten aller Art anlegt, und die Kräfte der Völker, welche sich seither oft feindlich gegenüberstanden, durch die friedlichen Eroberungen fortschreitender Bildung und Einsicht zu vereinen sucht. In farbenreichen Bildern wird Ungarn mit den angrenzenden Kronländern sein vielgestaltiges Natur- und Volksleben im nächsten Bande unsres Vaterlandsbuches entfalten! Und somit nehmen wir denn Abschied von dem herrlichen Lande Italien, und unser Gondoliere setzt uns wieder auf der terra ferma ab.



Ende des zweiten Bandes.



Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.